Die drei Kinder, Roman

Hermann Sinsheimer, Frauenbund zur ...

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Die drei Kinder

Roman

von

Hermann Sinsheimer

Erste Auflage
für den Frauenbund zur Ehrung
deutscher Dichter
1917

Digitized by Google

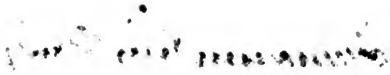
838
S618dw

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig
Copyright by Hyperion-Verlag, Berlin 1917

Digitized by Google

3-2-5 MFP

Digitized by Google



Digitized by Google

Meiner Schwester

Frau Eugenie Reuter

in Heilbronn

Digitized by Google

Erstes Buch

I.

Als Pfarrer Michel Striffler nach Weißburg kam, war er frank und frei und hochgemut mit seinen dreißig Jahren.

Er dachte später einmal eine frei gesinnte Stadtgemeinde zu betreuen, wollte freier Führer von freien Menschen werden und nicht als Landpfarrer sein Leben verschlafen.

Die Weißburger Presbyter hatten ihn hauptsächlich deshalb gewählt, weil sie in Erfahrung gebracht hatten, daß er kein „Harter" sei und kurze Predigten halte. Ihnen war das Wort Gottes schon recht; aber es dürfe sich nicht, sagten sie, *vor* die irdischen Dinge stellen. Dahinter vielmehr und sollte alle diese für sie viel wichtigeren Dinge, wenn auch etwas von oben herab, mit einem bläulichen Himmelsglanze überstrahlen. Das Korn ging vor und das Obst und — *der* vor allem! — der Wein. Hinter ihnen mochte auch das Wort Gottes seinen Platz finden. Aber nur nicht, wie gesagt, nur nicht sich vordrängen.

Drum war auch Striffler für diese Herde der rechte Hirte und drum die Weißburger für diesen Hirten die rechte Herde.

So steckte denn der junge Pfarrer seinen blonden Bart in allerhand gelehrte Bücher und ließ sich von ihnen seinen evangelischen Glauben schön sauber anbohren. Und die Weißburger ließen sich — weniger gern, aber gelassen — ihr Korn und ihr Obst und sogar ihren Wein vom gottgesandten schlechten Wetter dezimieren.

Digitized by Google

Des Restes, der vom evangelischen Glauben und vom Obst und vom Korn und vom Wein übrig blieb, freuten sich beide um so inniger, der Pfarrer und seine Weißburger.

Die irdischen Dinge erwiesen sich mit der Zeit für den Pfarrer stärker als die schönsten gelehrten Bücher und der neue Glaube, der darin gepredigt stand. Striffler wandte sich mählich, aber mit Eifer dem Korn und dem Obst und dem Wein zu. Er hatte ein stattliches Pfarrgut. Dies lenkte seine Aufmerksamkeit bald auf sich.

Erst interessierte ihn, wie man die Reben behandelt. Die Reben sind wie wilde, heißblütige Menschen. Sie haben Wollust am Wachsen und Reifen und schießen oft mit heißer Gier aus Wintersdürre in die Sommersäfte. Dabei gibt's dann nicht selten ein Überhasten, ein Zuviel der Entwicklung und krumme Entwicklungswege und Verderbnis. Grad wie bei den Menschen!

Das muß doch einen Pfarrer interessieren, zumal wenn er von gelehrten Büchern kommt. Den offenen Sinnen Strifflers wurde der Weinberg aus einem blassen Bibelgleichnis zu einem täglich neuen Erlebnis von funkelnder Frische.

Das Korn und das Obst ging so nebenher, weil es die Pfarrente vergrößerte.

Es kam, daß aus dem nach der Stadt schielenden Führer der Geister ein immer fester an seinen Äckern haftender Beflissener der Agrikultur wurde. Der Erdgeruch hängte sich nicht nur an Rock und Hose und Hände und Bart — die zarten Hände! der blonde Bart! —, sondern er überdampfte auch die Seele.

Michel Striffler wurde, wie man so sagt, ein rechter Bauer. Je größer sein Interesse an Korn

Digitized by Google

und Obſt und Wein wurde, deſto kleiner die Predigt. Das war den Weißburgern eben recht.

Und als der Pfarrer gar ein Weib aus ihrer Mitte freite, ſo ein herzhaft pfälziſches Mädchen, an dem alles lachte und frohlockte, die Augen, der Mund, die Backen, die Arme und der ſtrahlende Leib, da taten die Weißburger ein übriges und bauten einen neuen Stock auf das Pfarrhaus und eine größere Scheune und geräumigere Ställe. Darin mochte nun alles blühen, wachſen und gedeihen, die Landwirtſchaft und die Familie.

Beide gediehen.

Das Mädchen, das den jungen Pfarrersleuten im erſten ſeligen Eheſahre zuwuchs, wurde auf den Namen Marie getauft.

Marie — ſo hieß die Mutter und die Großmutter, und ſo hießen im Dorfe ein paar Dutzend andere Mütter und Großmütter. Marie ſind zwei Silben, die man endlos zerdehnen und zerſingen kann. Marie iſt, ſozuſagen, ein vokaliſches Ruhebett, in dem man ſich nach Herzensluſt wenden und wälzen kann: Maa—rii. Drum haben die Pfälzer den Namen ſo gern. Sie ſingen, wenn ſie ſprechen. Marie iſt ein Lied ohne Ende...

II.

Marie Catoir — das war der Mädchenname der Frau Pfarrer. Ihre Altvordern waren als Hugenotten ins pfälziſche Land gekommen. Jetzt waren die Catoirs längſt echte Pfälzer und Deutſche. Aber in ihrem Blut brannte noch etwas von den Verfolgungen, die ſie einſt für ihren Glauben erlitten hatten. Mancher von ihnen war zwar ſchon plump und ſchwer und müd. Solch ein Vater aber bekam von ungefähr

Digitized by Google

wieder ein Kind, in dem es schäumte und sagte von dunkler Sehnsucht und ziellosem Verlangen.

Die Catoirs haben halt Temperament, hieß es dann. Oder: Die Catoirs sind unruhige Köpfe, sagte der Lehrer. Oder gar: Sie haben einen Sparren zuviel, sagte ein guter Nachbar.

Als Marie Catoir ins Pfarrhaus einzog, war sie nur ein Bauernmädchen. Sie wußte nichts von französischer Grammatik, nichts vom Klavierspiel und erst recht nichts vom höheren Anstand. Aber die flügge Sehnsucht saß ihr im Herzen. Diese Sehnsucht — das war ihre Bildung, ihr Charakter, ihre Musik, ihr Bestes.

Zuerst schien es, als ob mit diesem jungen Weibe etwas ganz Neues in Strifflers Leben gekommen wäre. Wein, Obst und Korn traten wieder etwas zurück. In der Predigt war Wärme und Schwung. Striffler machte sogar an Tagen, wo seine Leute in heißer Feldarbeit standen, — statt mitzuhelfen, zusammen mit seiner Frau weite Ausflüge in die Wälder, die sich in etwas abgerücktem Umkreise um Weißburg dehnten.

Marie sang, jubelte, küßte.

Des Pfarrers Bart wurde wieder zierlicher und beinahe auch blonder, seine Hände wurden weicher.

Frau Pfarrer zu sein, das war für Marie schon eine Erfüllung der Sehnsucht. Die Stellung erhob sie innerlich über ihr früheres Leben und über die früher Gleichgestellten hinaus. Die Bauern sahen in Striffler bald eher ihresgleichen als in seiner Frau. Sie wurde eine kleine Königin, die der Liebe und Verehrung ihres Volkes gewiß war. Der Pfarrer aber, bei dem eigentlich doch die Würde und das

Digitized by Google

Amt und der Rang war, — der war nur Prinzgemahl.

Er fühlte das bald selbst. Doch war er weit davon entfernt, sich darüber zu ärgern oder auch nur mit seiner Frau zu wetteifern. Seine Seele hatte zu wenig Schwungkraft. So blieb der Pfarrer bald unter seiner Frau, und kaum war die kleine Marie ins Leben getreten, da kehrte er auch schon wieder von ganzem Herzen zur Landwirtschaft zurück.

Die junge Frau aber war allein mit ihrem Kinde. Dem sang sie in Liedern ihre Sehnsucht vor.

Sie war nicht traurig und wehklagte nicht. Sie war ja die Königin.

Aber da sie noch jung war, hätte sie jemand haben müssen, mit dem sie sich hätte aussprechen können. Der Pfarrer war immer gerade bei einer Taufe, einer Leiche oder im Felde. Und abends war er müde. Er war ihr fast gar nicht mehr gegenwärtig.

Was Wunder, daß in ihrem Lied eine leise, unbewußte Wehmut widerklang.

Diese Wehmut wurde das Wiegenlied der kleinen Marie.

Als das dritte Frühjahr über die Ehe der Pfarrersleute zog, sproßte im Leibe der jungen Frau ein neues Leben. Sie war unruhiger denn je.

Draußen sprang alles bunt und froh aus dem Dunkel, draußen war alles Licht und Bewegung, Schaukeln und Wiegen; sie aber, sie mußte stille sitzen, vor jedem Luftzug sich hüten — der Arzt und ihr Mann wollten es so — und darum die Fenster geschlossen halten.

Hinter den leichten, weißen Gardinen, die sie aber wie schwere Fesseln und engmaschige Fangnetze em-

Digitized by Google

pfand, leuchteten ihre ſchwarzen Augen matt dem Frühling entgegen.

Da geſchah es einmal, daß der Tag draußen mit allen Verlockungen und Verheißungen des Blühens und Wachſens geſegnet war.

Die Frau lehnte an der Wiege ihres Mädchens, die ſie in ein Hinterzimmer hatte bringen laſſen, von dem aus man den Blick auf den Pfarrgarten hatte.

Die Kirſchbäume, die Aprikoſen und Pfirſichbäume ſtanden in Blüte. Der Wind huſchte durch ihre Kronen. Man hörte ſein Rauſchen, zu heimlichem Flüſtern gedämpft, durch die geſchloſſenen Fenſter.

Und was man ſah, war noch ſchöner. All die Blütenblätter, die weißen der Kirſchen und die rot- und roſageſprenkelten der Pfirſiche und Aprikoſen, waren in zitternder Bewegung.

Nirgends Ruhe! Auch am Himmel zogen flinke Wolkenlämmer ihren blauen Weg. Sogar das Mandelbäumchen an der Gartenmauer konnte ſeine bunten Blüten nicht in Sicherheit halten vor dem Wind.

Der ganze Garten und die Luft darüber und der Himmel oben — alles ein Wirbel.

Das ſah die Pfarrersfrau. Da öffnete ſie langſam und beinahe feierlich ein Fenſter. Ein Augenblick, da ſaß auch ſchon der Frühling von draußen im Zimmer. Wie wenn er ſchon lange auf Einlaß gewartet hätte, zog er mit Schillern und Jauchzen ein.

Das war zuviel für die junge Frau.

Einen raſchen Blick auf das ſchlafende Kind —, dann warf ſie ein wollenes Tuch über die leichte Bluſe und huſchte ſo raſch und leicht, als es ihr Körper geſtattete, hinaus.

Wie in einem Bade dehnte ſich ihr Leib in der

Digitized by Google

jungen Luft. Alles war neu, leicht und frei. Sie glaubte zu ſchweben und mit jedem Atemzug ein anderes Glück einzuſaugen. Wie ein leichtbeſchwingter Vogel löſte ſich von ihren Lippen ein Lied, das die Mädchen im Frühjahr ſingen.

Die Frau ſchritt, wie nach langer Krankheit, rüſtig aus. Willig ſtreuten die Bäume, vom Winde geſchüttelt, ihre Blüten über ſie. Als ſie ans äußere Ende des Gartens kam, da wo dieſer durch einen Lattenzaun vom freien Felde abgeſchloſſen war, da riß ſie ein Wunſch fort: ſie huſchte durch ein enges Pförtchen auf die Wieſen.

Sie ging über die Blumen hin, wie eine Königin über koſtbare Teppiche. Sie war nicht groß; da ſie im Graſe ſchritt, ſchien ſie noch kleiner. Aber ſo leicht und ſicher war ihr Gehen, daß ſie zu ſchweben ſchien. Die Bluſe ließ die Unterarme und den Hals frei. Durch die milchige Haut leuchtete das Blut. Der Kopf war ungewöhnlich klein. Aber in den Formen des Mundes, der Naſe und der Stirne wie gemeißelt. Die ſchwarzen Haare zitterten im Winde.

Wo die Wieſen aufhörten, war ein Wald von Kirſchbäumen. Die Kirſchen ſtanden in der Blüte. Duftender Schnee lag auf den Bäumen. Eine heimliche Feierlichkeit webte darunter hin.

Hier war Marie im Glück. Sie fühlte kaum eine bewußte Freude an all der gleißenden Herrlichkeit: ſondern das Blühen ringsum gehörte zu ihr als etwas, das man ihr bisher vorenthalten hatte. Zum zweiten Male ſtieg ihr, wie im Garten, ein heißes Glücksgefühl in die Kehle. Sie wollte ſingen. Aber es wurde mehr als ein Lied: ein Schluchzen. Durch ihre Tränen ſah ſie die junge Blütenpracht noch tauſendmal ſo ſchön.

Digitized by Google

Als sie an einen Acker kam, der ihr Eigentum war, blieb sie stehen. Da stand mitten unter den großen Bäumen, die ihren Schmuck wie Könige trugen, prinzlich stolz, ein schlankes, junges Stämmchen. Es trug noch nichts, nur am höchsten Zweig seines höchsten Astes schaukelte lustig ein Blütenstrauß in der Sonne.

Die Frau begehrte danach. Sie reckte und reckte sich, aber das Bäumchen schüttelte sich lachend und die Blüte entschlüpfte immer wieder ihren Händen. Da sprang die Frau in ausgelassener Selbstvergessenheit hoch, haschte die Blüte und — schon wollte sie siegesfroh jubeln, da starb ihr das Lachen zu dumpfem Gurgeln ab, ein schwarzer Vorhang rollte ihr über die Augen, ihre Füße wichen unter dem schweren Körper, den ein zuckender Schmerz durchriß: wimmernd fiel sie zu Boden.

Einige Stunden später fand der Pfarrer seine Frau, immer noch bewußtlos — von Blüten überstreut, die der Wind ihr zugetragen hatte. Zu ihren Füßen lag ein totes Kind, ein Knabe. Ihre Rechte krampfte sich um ein paar Blüten...

Während der langen Krankheit seiner Frau war Striffler noch emsiger bei der Feldarbeit als vorher. Selten nur erschien er im Krankenzimmer, erzählte der Leidenden ein paar häusliche oder andere Neuigkeiten, küßte sein Töchterchen und atmete auf, wenn seine Frau ihn gehen hieß.

Sie hieß ihn immer schon nach einigen Minuten gehen. Denn sie litt unter seiner Gegenwart und sah ihn unter ihrer Krankheit leiden. Sie weinte oft und gerne. Ungestillte Sehnsucht, Einsamkeit und körperliches Leiden flossen in ihren Tränen zusammen.

Digitized by Google

Die kleine Marie täppelte im Krankenzimmer hin und her, ganz still und voll Angst, die Mutter weinen zu sehen. Das Kind fürchtete dieses Weinen und hatte sich daran gewöhnt, leise und fast ohne zu schluchzen, mitzuweinen.

Wenn die Mutter ruhig dalag, streckte ihr das Kind manchmal seine Patschhändchen entgegen. Die Mutter lag aber dann meist in Träumen. Sie träumte von fernen holden Klängen und von himmelsweiten lieblichen Farben.

Im Hochsommer durfte sie wieder aufstehen, im Hause und im Garten umherlaufen. Sie war blaß und hinfällig. Ihr Körper hatte nicht mehr die gesunde Fülle. In ihrem Gesicht lag die Schönheit, die der Schmerz verleiht. Und auch die Stille, die der Schmerz verleiht, lag über ihr.

Der Pfarrer war ihr nun ganz fremd. Er werkelte in lauter Geschäftigkeit im Hause und Felde herum, zankte mit den Arbeitern und hielt mit der alten Lisbeth, der die Hausfrauenpflicht oblag, kleinlich wichtige Beratungen über die Käsevorräte und über die beste Verwertung der im Haushalt überflüssigen Eier. Wenn sich an einem Sonntag Predigt und Gottesdienst etwas länger hinzog, so ließ er sich von der Alten sogar Vorwürfe machen, daß das Essen darunter notleide.

Seine Frau hatte schließlich während ihres Krankenlagers und ihrer Rekonvaleszenz jedes Verlangen nach ihm in sich erstickt. Die große Enttäuschung des Weibes kam über sie. Da sie aber so reiche Hoffnungen gehegt hatte, war die Enttäuschung drückend und bitter. Nach ihr gab es keine Ruhe und keine Selbstbescheidung.

Striffler selbst aber zog nichts mehr zu seiner

Digitized by Google

kranken, jungen Frau. Ihr nervöses Schweigen zwang ihn sogar von ihr weg.

Es gab im Pfarrhaus zu Weißburg keine Ehe mehr.

Um so besser gedieh die Landwirtschaft. Striffler war der erfolgreichste Bauer im Dorf. Insonderheit standen seine Weinberge im üppigsten Saft.

Nach jenem frohlockenden Frühling brütete ein heißer Sommer über den Reben und danach schnob ein rauher Herbstwind über das Dorf.

Das gab reiche Ernte für den Winzer und für den Tod. Die Jungen und Gesunden schnitten fröhlich die Trauben, die Alten und Kranken aber verkrochen sich lebensmatt in die wärmsten Ecken. Aber auch dort fand und fällte sie der Tod.

Dem Pfarrer Striffler wurde es zuviel. Er hätte sich zerteilen mögen, um die eine Hälfte an frischen Gräbern pfarrern zu lassen und mit der andern beim Herbsten zu sein. Schließlich kam er dazu, sich einen Privatvikar ins Haus zu nehmen.

In der Stadt, wo die Weißburger ihre Prozesse verloren und vergeblich ihre Beschwerden über den stiernackigen Bürgermeister anbrachten, lebte ein Theologe, dem Pfarrer Striffler von der Schulbank her bekannt. Er hieß Will Rötel, war schon Mitte der Dreißig, aber immer noch ohne Pfarrei und ohne Hoffnung, je eine zu bekommen. Rötel war kränklich. Er hatte von seiner Mutter als einziges Erbteil die Schwindsucht überkommen. Dazu allerdings auch einen schlanken, fast ätherischen Körper.

Sein langes bartloses Gesicht hatte etwas Mädchenhaftes und hätte als schön gelten können, wenn der Mund nicht etwas zu groß und die Umgebung

Digitized by Google

der Augen nicht zerwühlt gewesen wäre. Die Augen selbst weinten matt und verhalten in die Welt.

Seine Stimme war leise und klang wie ein dünner Sopran. Er sprach sehr viel, aber so, daß man glauben mußte, er spreche ungern. Das Schönste an ihm war, daß er mit sich zu kämpfen schien, während er sprach. Sein schlanker Körper zitterte, seine Arme und Hände gierten, seine Augen wurden klein und groß, trocken und naß, matt und glänzend. Das alles kam daher, daß er sich selbst interessierte, wenn er sprach, und das Bestreben hatte, für sich und andere nur noch interessanter zu werden.

Sprechen war die einzige wirkliche Arbeit, die er leistete. Sonst gab er sich kleinen Launen hin, las vielerlei und posierte mit dem Gelesenen. Auch damit posierte er, daß er an nichts glaubte. Übrigens glaubte er so fest und treu, wie alle wirklich Kranken, an den eigenen Wert.

Manchmal raffte er sich auf und fuhr ins Konsistorium, um seine Anstellung zu betreiben. Dann zog er immer eine dunkelgraue Samtweste, einen in Taille gearbeiteten Gehrock und Lackstiefel an. Statt einer Krawatte hatte er vor sein Hemd ein schwarzseidenes Tuch gezogen, das von einer Nadel mit einem Totenkopf zusammengehalten war. Die Farbe dieses Nadelkopfes stimmte mit seiner eigenen Gesichtsfarbe gespenstisch überein.

Will Rötel sah dann aus wie ein moderner Lyriker. Die Herren im Konsistorium bedeuteten ihm immer von neuem, daß man ihm in Anbetracht seines schwankenden Gesundheitszustandes keine Pfarrei auflasten wolle. In Wirklichkeit war der Grund, warum Rötel keine Pfarrei bekam, wie sich denken läßt, ein anderer. Will Rötel wußte das auch und

Digitized by Google

strich voll stiller Ironie seine Stipendien ein, die er aus irgendeiner frommen Stiftung zur Unterstützung leidender Geistlicher bezog.

Dieser Mann zog also eines Tages ins Weißburger Pfarrhaus ein. Er hatte die Konsistoriumskleidung an. Mit Michel Striffler tauschte er ein paar verachtungsvolle Worte. Er stand mit ihm auf Du und Du. Den Namen Michel sprach er mit einem merkwürdig gurgelnden Kichern aus. Der Frau Pfarrer küßte er die Hand. Auch dem kleinen Mädchen küßte er die beiden Hände.

Er kam kurz vor 12 Uhr an; man setzte sich nach einer wortarmen Begrüßung zu Tisch. Das einzige Mal, daß der Vikar während des Essens laut sprach, galt einer ironischen Belehrung Strifflers, daß er, Rötel, nicht mehr Wilhelm, sondern Will heiße. Warum? Weil ihm dieser Name besser gefalle. Und weil er, was dem gemeinen Volk gefalle, „verzehrend" hasse. Während er das sagte, hatte er seine Augen weit geöffnet, den linken Arm an die Seite gepreßt und die bleiche linke Hand zur Faust geballt. Der rechte Arm dagegen war weit ausgestreckt und die Hand gespreizt. Die rechte Schulter hatte er in der Weise hoch- und vorgestreckt, daß die rechte Hälfte seines Körpers stolz aufgerichtet, die linke mild geduckt schien.

Das Bild war ihm trefflich gelungen.

Marie Striffler konnte nichts essen; sie suchte nur immer mit einem schnellen halben Blick die Gestalt des Vikars zu erhaschen.

Ob sie auch mit ins Herbsten gehe, fragte sie nach Tisch der Vikar. „Nein: ich habe keine Lust, mir ist das Zimmer lieber", sagte sie leise. „Auch bekömmlicher", fügte Striffler hinzu, „meine Frau ist kränk-

Digitized by Google

lich." „So gehören Sie auch nicht zu den Gesunden?" fragte, ohne eine Antwort zu erwarten, der Vikar, sah zuerst mit ganz aufgeschlagenen Augen die Frau an und dann mit etwas verkniffenem Blick ihren Mann.

„Ich hasse die Gesunden", wollte er mit diesem Blick sagen.

Ob sie sich im Hause nützlich mache, fragte er weiter, das Wort „nützlich" ironisch betonend.

Striffler ärgerte sich über diese Fragerei und ging hinaus. Seine Frau atmete laut. Man konnte nicht unterscheiden, ob es ein erleichtertes oder ein erst recht bedrücktes Atmen war.

„Ich darf nichts arbeiten", sagte sie einfach, „auch im Hause nichts."

„Sie bedauern das?" — „Ja, ich leide darunter." — „Arbeit ist keine Lebensnotwendigkeit." — „Womit soll man denn die Zeit hinbringen?" „Mit Träumen!" Dieses „Mit Träumen!" brachte der Vikar weich und doch bestimmt heraus. Er fühlte am besten die sentimentale Pointe, die ihm da gelungen war, erklärte darum rasch, sich auf sein Zimmer zurückziehen zu wollen, und ging.

Die kranke, schwache Frau blieb, wo sie gerade stand, als er hinausging, bewegungslos stehen und versank in Träume. Und schrak erst auf, als ihr zu Bewußtsein kam, daß sich hinter diesen Träumen die Gestalt des Vikars zeigte.

Als auf dem Hof die Stimme ihres Mannes hörbar wurde, krampfte sich in ihr etwas zusammen. Sie haßte ihren Mann. Sie ging aus dem Zimmer. Als sie an dem Stübchen vorbeikam, das dem Vikar eingeräumt worden war, glaubte sie deutlich zwei

Worte zu hören, weich und doch bestimmt: „Mit Träumen!“

Vielleicht war das nur Sinnestäuschung, vielleicht glaubte der Vikar aber auch eine Nuance so glücklich errafft zu haben, daß er sich die zwei Worte wieder und wieder vorsprach.

Marie Striffler träumte den ganzen Nachmittag. Um das Haus brüllte ein fast lächerlich ungestümer Wind und ließ seine kurzatmige, schrille Wut am dürren Laub im Garten aus. Im Hause selbst lag eine unnatürliche Ruhe.

Will Rötel sprach immer häufiger mit der Pfarrersfrau. Er suchte die Unterhaltungen mit ihr. Doch dauerten sie nie lange. Sei es, weil der Vikar immer sehr rasch einem ihn vollauf befriedigenden rhetorischen Höhepunkte zueilte, nach dem ihn das Interesse an weiteren Worten verließ, oder sei es, daß die Frau selbst die Unterhaltungen nervös abbrach.

Der Vikar war Dienstags angekommen. Am Sonntag darauf predigte der Pfarrer Striffler. Am folgenden Tag hatte der Vikar eine alte Jungfer zu beerdigen.

Die alte Lisbeth ging mit im Trauergefolge. Als sie heimkam, weinte sie noch laut und in heftigen Erschütterungen schluchzend. Die Pfarrerin, die sich einen solchen Zustand bei der sonst gar nicht weichherzigen Person kaum erklären konnte, suchte den Grund dieses Schmerzes zu erfahren, erhielt aber keine Antwort.

Als sie unwillig der Magd den Rücken kehren wollte, trat der Vikar ins Haus. Die schwarze weite Amtskutte ließ sein schmales, bleiches Gesicht aufleuchten. Er sah fast aus wie eine Nonne.

Kaum ward die Magd seiner ansichtig, als sie

Digitized by Google

auch schon auf ihn zuhumpelte und ihm seine Hand mit Küssen bedeckte. Dabei schluchzte sie nichts als: „Herr! Herr! Herr!“

Der Vikar hatte am Grabe davon gesprochen, daß die wirklich Bemitleidenswerten unter den Menschen die seien, welche einem einsamen Alter entgegenlebten. Die Unverheirateten! Sie hätten keine Liebe; die Freundesliebe sei trügerisch, drum der Tod eine Erlösung!

Er hatte das alles oberflächlich und leicht gesagt, aber doch mehr deklamiert, als nur einfach gesprochen, so daß es großen Eindruck gemacht hatte.

Die Lisbeth war in dieser und der folgenden Stunde von ihrem namenlosen Unglück selbst überzeugt.

Der Vikar entzog ihr seine Hand, legte sie mit einer schlichten Bewegung auf ihren grauen Scheitel und ging dann stumm in sein Zimmer.

Marie Striffler fühlte in ihren Knien ein erst leises, dann immer heftigeres Zittern. Am Bettchen ihres Kindes sank sie weinend nieder.

Der Vikar aber lief diesen ganzen Tag im Zimmer auf und ab und lächelte. Er war mit sich zufrieden.

Marie Striffler konnte den nächsten Sonntag nicht erwarten. Sie sehnte sich mit fast physischem Schmerz danach, den Vikar predigen zu hören.

Als er zwischen ihr und ihrem Manne zur Kirche schritt (es war wirklich ein würdevolles Schreiten), bebte sie schon. Doch entging ihr der Beginn seiner Predigt fast ganz, so betäubt war ihr schwacher Körper von der Erwartung. Als sie ihrer selbst wieder mächtig war, hörte sie milde Worte vom Glück des einzelnen Menschen. Sie nahm den Sinn der Predigt nicht in sich auf, so benommen war sie, aber

Digitized by Google

um so gieriger trank sie die Melodie dieser bald zerfließenden, dann wieder wie ein Wasserspiel aufschnellenden Stimme in sich ein.

Der Pfarrer drückte seinem Vikar an der Kirchentür wohlwollend die Hand; Marie wagte es nicht. Sie ging träumend neben den beiden Männern nach Hause.

Als sie allein mit sich war, fiel sie auf die Knie, rang die gefalteten Hände und schluchzte: „Will Rötel!"

Marie Striffler liebte den Vikar.

Am nächsten Tage mied sie ihn. Als es dunkelte, saß sie strickend im Wohnzimmer, mit dem Rücken gegen den Eingang. Da öffnete sich leise die Tür. Der kleinen Frau stand das Herz still. Sie wußte, wer eintrat. Sie wagte sich nicht zu regen.

Der Vikar sagte statt eines Grußes: „Frau Pfarrer!" In diesen drei Silben lag ein All und ein Nichts.

Die Frau fand das All. Sie ließ die Hände in den Schoß sinken und weinte.

Da trat der Vikar hinter sie, nahm ihren Kopf in seine Hände und küßte sie auf das Haar. Sie aber sank vom Stuhle, ihm zu Füßen.

Der Vikar hob sie behutsam auf und küßte sie heiß und lang.

In verzehrender Umarmung taumelten sie auf das Sofa.

Alles um sie herum entschwand ihnen. Zwei kranke Körper und Seelen fanden sich in der Dämmerung zusammen.

Als der Pfarrer ins Zimmer trat, sah er die beiden noch in ungelöster Umarmung. So sehr hatten

Digitized by Google

ſie alles vergeſſen, daß ſie ſeiner kaum achteten, als er vor ihnen ſtand.

Michel Striffler fand keine Worte. Als er die Hände gegen ſie erhob, ganz paſtoral, was ihm ſonſt fernlag, ſchreckten die beiden auf.

In tiefem Schweigen — weher als dröhnendes Schreien, ſtanden die drei Menſchen ſich gegenüber.

Das Zimmer war ganz in Dunkel gehüllt. Nur auf einem Fenſter lag ein ſchmaler Streifen blutroten Lichtes. Die Sonne ging unter.

Ohne ein Wort löſte ſich die Gruppe der drei. Der Vikar ſchlurfte ſchwach und ſchwer über den Teppich zur Tür. Der Pfarrer ihm nach. Die Frau ſetzte ſich in bleierner Ruhe auf das Sofa. Man fühlte nichts von Zorn und Schmerz, nichts von Erbitterung und Enttäuſchung. Der ganze Vorgang hatte etwas Elementares an ſich.

Am nächſten Morgen reiſte der Vikar ab, noch bleicher und ſchlanker als ſonſt; im Hofe ſtand die alte Lisbeth und weinte. Sie hatte das kleine Mädchen auf dem Arme; es weinte mit ihr.

Mittags war die kleine Marie mit ihrer Mutter beiſammen. Die junge Frau küßte ihr Kind mit ſchmerzlicher Inbrunſt.

Gegen Abend ging ſie ans Packen.

Als es ganz dunkel war, kam ein würdiger alter Herr, ein Bruder ihres verſtorbenen Vaters, der holte ſie ab. Er ſtand dem Amtsgericht in einer nahen Stadt vor und war als biederer, gerechter und gütiger Mann weithin bekannt.

Der Pfarrer hatte ihn telegraphiſch herbeigerufen. Als der alte Herr alles gehört hatte, putzte er umſtändlich ſeine Brille, ſah dem Pfarrer ſtreng und

Digitized by Google

lang in die Augen, ging zu seiner Nichte und strich ihr seufzend übers Haar. Das Kind aber hob er in die Höhe und küßte es. Als er es auf den Boden stellte, waren seine Brillengläser wieder trüb. Er putzte sie umständlich.

Dann hatte er eine lange Unterredung mit dem Pfarrer. Sie ging um das Kind. Michel Striffler gab es nicht her. Als diesmal der alte Herr von ihm ging, drückte er ihm warm die Hand.

Eine Viertelstunde später war das Pfarrhaus ohne Pfarrfrau. Marie Striffler fuhr mit ihrem Onkel. Er war ein Junggeselle.

Als dies alles geschah, war die kleine Marie drei Jahre alt.

Sie war kein schönes Kind. Sie hatte einen fast unförmig dicken Kopf, aufgeworfene, bleiche Backen und eine niedere, merkwürdig stark gewölbte Stirn. Das Haar war — man kann nicht genau sagen, ob schwarz oder braun. Es lag in starken Strähnen auf dem Kopf. Der große Mund stand meist offen. Die schwarzen Augen lagen tief unter stark gezeichneten Brauen. Sie waren das Merkwürdigste an dem Kinde. Sie waren immer starr geöffnet und brannten wie von einer verzehrend heißen Leidenschaft. Der Kopf schien einer Dreizehnjährigen zu gehören.

Marie war still und scheu. Sie saß stundenlang in einer Ecke, ohne zu spielen und ohne zu sprechen, mit halbgeöffnetem Munde. Man hätte sie für taubstumm halten können.

Als die Mutter fortgegangen war, weinte ihr das Kind tagelang heimlich nach. Dem Vater wich es aus. Michel Striffler regte sich darüber nicht auf. Er liebte das Kind mit einer verlegenen, fast verschämten Liebe. Wo er es traf, streichelte er ihm

Digitized by Google

Haar und Wangen und küßte es. Marie fürchtete diese Küsse. Der Vater war ihr fremd.

Auch für die alte Lisbeth hatte sie wenig übrig. Die Magd war ihr treu und gut, aber wie alle dienenden Leute, die Jahrzehnte lang um kleinen Lohn arbeiten, so sehr von ihrer Treue und Güte überzeugt, daß sie es für überflüssig hielt, davon etwas merken zu lassen. Im Gegenteil: die Lisbeth gab sich mürrisch und hart. Sie verstand ja auch gar zu wenig von dem, was in dem Hause vorgegangen war.

Da blieb dem Kinde nichts anderes übrig, als sich seinen Weg allein vorwärts zu tasten. Es saß oder ging allein und schien sich immer auf etwas zu besinnen.

Ein nachdenkliches Kind, ein Kind ohne Kindheit.

III.

Maries Welt war das Pfarrhaus und der Pfarrgarten. Sie sehnte sich nach keiner größern und fürchtete die Leute von draußen.

Wenn ein Bauer ins Pfarrhaus kam, den Pfarrer zu bitten, sein Jüngstes zu taufen oder sein Weib zu beerdigen, schlich sie davon.

Noch mehr als die Erwachsenen fürchtete sie Kinder. Sie fühlte, daß sie sich in irgend etwas von ihnen unterschied. Vielleicht war daran auch schuld, daß seit der plötzlichen Abreise der Pfarrerin die Leute im Dorfe überhaupt vom Pfarrhause abrückten.

Einmal hatte die alte Lisbeth das Kind einer Verwandten, ein hübsches, blondes, schmutziges Mädchen, ins Pfarrhaus bestellt, damit es mit Marie spiele. Sie schickte die beiden Kinder zusammen in den Garten. Nach einer kleinen Weile aber lief das blonde

Digitized by Google

Mädchen, erbärmlich schreiend, zum Hoftor hinaus. Lisbeth forschte vergeblich nach dem Grund. Marie hatte den Annäherungsversuchen des Mädchens nur ein eisiges Schweigen entgegengesetzt, hatte nicht gespielt und nicht gelacht. Das war dem armen Ding so zu Herzen gegangen, daß es, halb aus Furcht, halb aus Ärger weinend, sich davonmachte.

Eines Tages im Frühjahr ging Marie wieder einmal allein im Garten umher. Sie besah sich alles, die Bäume und Blumen und Gräser und Steine, ohne besondere Neugier und ohne Liebe, nur weil es da war.

Da und dort standen in kleinen Gruppen Märzveilchen. Sie ließen traurig ihre vergilbten Köpfchen hängen. Sie waren einer Frostnacht zum Opfer gefallen. Auch die Gräser sahen aus wie gedörrt.

Da war es zum ersten Male, daß Marie etwas vom Leben dieser Gartenwelt wirklich in sich aufnahm. „Aber die Veilchen sind doch blau und die Grashalme grün", schoß es ihr durch das Köpfchen. Sie fühlte, daß die graue Farbe der Blumen etwas recht Trauriges zu bedeuten hatte.

Sie setzte sich auf einen Stein und weinte. Die Tränen rannen wie Sturzbäche aus den großen, schwarzen Augen. Schließlich kam der Schlaf und nahm Trauer und Tränen von der Kleinen. Still lag sie zwischen Veilchen und spitzen Gräsern. Die Sonne leuchtete und wärmte über ihrem Gesicht. Ein paar frühe Käfer krabbelten ängstlich um sie herum.

Von ungefähr stellten sich draußen auf den Wiesen zwei Knaben mit einem Drachen ein. Mit heiligem Eifer arbeiteten sie daran, ihn zum Fliegen zu bringen.

Digitized by Google

Der eine, ein ſchwarzer, bleicher, warf ihn ſteil in die Luft, in der Hoffnung, der bunte Vogel werde dann ſchon ſeinen Weg finden. Doch der Drache ſchlug mit ſeinem Ringelſchwanz aus kniſterndem Papier ſtets wieder die Erde. Der Knabe wurde aber nicht müde, dem trägen Kerl immer von neuem den Weg zum Himmel zu zeigen.

Der andere, ein blonder, rotbackiger Junge mit dicken Waden war indeſſen wichtig und geheimnisvoll bemüht, Stärke und Richtung des Windes zu erforſchen. Er feuchtete einen Finger an und hielt ihn dann hoch. Doch ſchien er auch kein Glück zu haben. Er hatte ſchon ſeine zehn Finger abwechſelnd in den Mund und hoch in die Luft geführt, ohne vom Reſultat befriedigt zu ſein.

Schließlich ſagte er im Zorne wie ein aufgefahrener Schiffer:

„Er kommt von allen Seiten, glaub' ich."

„Auch von oben", ſagte der andere und ſchickte von neuem den Drachen in die Luft. Der machte, wie wenn er den beiden Knaben die Freude nicht ganz verderben wollte, ein paar Kreuz- und Querſtöße, zuckte dann aber wieder raſchelnd zu Boden und blieb mit der Holzſpitze im weichen Wieſengrund ſtecken.

Die beiden Knaben ſtarrten ihn ratlos an. Der Schwarze atmete ganz tief. Der Mißerfolg ſchien ihm zu Herzen zu gehen. Der Blonde kniff die Augen zuſammen wie ein kleiner Feldherr und kratzte ſich am Kopfe.

„Wir müſſen weiter dorthin", und er zeigte nach links, wo eine Reihe alter Pappeln ſtanden. „Dort kann der Wind nicht ſo bei."

Der Schwarze trug mit einem halben Seufzer

Digitized by Google

den Drachen hinterher, während der andere schon den Pappeln zusprang.

Wieder begannen die Untersuchungen des Windes und wieder die Versuche, den Drachen in den Flug zu werfen.

Auf einmal zeigte sich der Blonde befriedigt. Er glaubte eine Seite zu haben, die durch die Bäume windfrei war. In Wirklichkeit hatte er nur einmal vergessen, seinen Finger anzufeuchten...

Er nahm dem Schwarzen den Drachen aus der Hand, stellte sich breit und fest hin, steckte das Holz, auf das die Schnur aufgerollt war, in die Tasche, ließ ein Stück Schnur am Boden schleifen und dann — — ein Sprung in die Höhe, ein Jauchzen und Laufen — — und der Riesenvogel stieg. Blitzschnell schoß er eine hohe Pappel entlang in die Höhe, wie wenn er mit hurtigen Beinen an dem Baume hochkletterte.

Die beiden Knaben sprangen von einem Bein aufs andere, lachten und riefen. Der Schwarze mehr als der Blonde. Dieser wurde sich rasch seiner Pflichten bewußt, holte das Holz aus der Tasche und ließ die Schnur daran ablaufen.

Von den Stimmen der beiden war die kleine Marie aus ihrem Schlaf in der Frühlingssonne erwacht. Sie täppelte langsam und ohne Neugier zum Lattenzaun hin und sah nach den Knaben.

Der Drache in der Luft ergötzte sie. Es war der erste, den sie sah. Er machte aber auch zu possierliche Sprünge in der Luft. Bald durchschoß er in eckigem Flug alle Richtungen nacheinander, bald drehte er sich um sich selbst, bald beschrieb er elegante Kurven und Kreise, stellte sich auf den Kopf, legte sich auf die Seite, lockerte die Schnur nach unten oder straffte

Digitized by Google

ſie, als ob er direkt der Sonne zufliegen wollte. Ein komiſcher Kauz, dieſer Drache! Und wie ſich die beiden Knaben freuten! Eine ganze große Seligkeit flog aus ihnen mit dem Drachen.

Auch Marie wurde warm. Sie hielt ſich mit beiden Händchen an dem Zaun, legte ſich ganz zurück und eilte mit den Augen dem Drachen nach. Nicht lange, da ſtimmte ſie in das Jauchzen und Lachen und Rufen der Knaben ein. Auch ſie ſprang von einem Beinchen auf das andere. Schließlich kam nur noch ein langes, gurgelndes Schreien aus ihrem Munde. So ſehr hatte ſich das ſtille Mädchen ins Lachen verrannt.

Auf einmal kam ein Zerren und Hemmen an den Drachen.

Maries Augen wurden größer, ihr Lachen verſtummte faſt.

Was war denn da? Wird ſo ein mächtiges, buntes Lufttier müde? Oder was denn? Das Mädchen richtete ſeine Augen wieder nach vorne, den Knaben zu. Da ſah es die Urſache.

Die beiden ſtritten um das Holz, an das der Drache feſtgebunden war. Der Schwarze war zur Erkenntnis gekommen, daß es der andere nun lange genug in Händen habe, er wollte es nun auch haben.

Der Blonde ſtieß ihn weg: „Ich hab ihn fliegen laſſen.“

Der Schwarze weinerlich: „Mir gehört er doch auch.“ Nun ſuchte er dem Gegner das Holz zu entwinden. Sie zerrten hin und her.

Marie war ganz ſtill geworden und ſah mit großen Augen und zuſammengepreßten Lippen auf die Knaben.

Dieſe kamen ins Feuer. Der Schwarze ſah, daß

Digitized by Google

er das Holz nicht an sich reißen könne. Drum griff er dem Blonden mit beiden Händen ins Haar. Der wehrte sich mit Händen und Füßen. Und als des Schwarzen Ohren in verführerische Nähe kamen, da konnte er nicht widerstehen und griff mit beiden Händen danach.

Wupp! hatte der Drache seine Freiheit und segelte tänzelnd über die Pappeln davon.

Als ihn Marie entschwinden sah, begann sie zu weinen.

Die beiden Knaben prügelten tapfer aufeinander los. Bald standen, bald lagen, bald knieten sie, immer mit einander verhakt und mit dem Arm oder Fuß, der gerade frei war, schlagend, stoßend, tretend.

Marie stand wie aus Stein. Ein kaltes Schauern lief ihr über den Kopf, den Rücken hinunter. Sie zitterte.

Nun begannen die Knaben vor Schmerz und Wut zu heulen. Da hielt es die Kleine am Zaun nicht länger aus. Sie schlüpfte durch das nur angelehnte Pförtchen und stürzte auf die Streitenden zu, laut und fast grimmig heulend. Da ließen die Knaben voneinander ab.

Nun erst dachten sie an ihren schönen, bunten Vogel. Ein Blick nach oben: er war fort. Das Heulen wurde lauter, inniger, überzeugter.

Eine Weile standen sich die zwei Knaben und das Mädchen, zusammen weinend, gegenüber. Ihr Schmerz war ohne Scham und Scheu, denn er war ja gemeinsam. Die Prügel spürten die Knaben nicht mehr, nur noch den Verlust ihres Drachens.

Marie hielt zuerst mit dem Weinen inne. Sie fuhr sich mit den Fäustchen kräftig über die Augen.

Die beiden Buben aber heulten fort. Einer reizte

Digitized by Google

den andern zum Weiterheulen. Marie sah die beiden großen Jungen abwechselnd an. Sie taten ihr so leid. Sie versuchte das eigene letzte Schluchzen in einem Lächeln zu ersticken. Zugleich richteten sich ihre Augen auf die beiden andern ermunternd und fragend, ob sie denn nicht auch bald aufhören wollten.

Die aber verstanden das Fragen nicht und heulten tapfer weiter.

Da ging das Mädchen von hinnen.

Die beiden Knaben trugen ihr Schluchzen in die Einsamkeit irgendeines Winkels...

So lernte Marie Striffler ihre zwei Freunde kennen.

Sie hießen Heinrich Felcher und Gustav Moser.

IV.

Ein Tag später! Die Pappeln zeichneten sich auf der Wiese, die in Glanz und Sonne lag, in dünnen Schattenstrichen ab, schwarz in Gold. Eine Ameise oder ein Käfer, die etwa des Weges kamen, bogen ängstlich vor dem schwarzen Streifen aus. Auf einem hüpfte ein spielerischer, grauer Spatz wie ein Seiltänzer vorwitzig auf und ab.

Als die Schatten schon leise anfingen, abendlich zu verdämmern, kam ein Junge über die Wiese gegangen. Der Schwarze von gestern.

Er war ein dürrer, schlanker Knabe. Beim Gehen schlenkerte er übermäßig mit den Armen. Auffallend oft schloß er die Augen. Das sah bei einem Knaben von 6 Jahren merkwürdig genug aus. Auch die Knie ließ er, wenn er langsam ging, vorwippen. Hals und Kopf waren bleich und stolz.

Digitized by Google

Gustav Moser ging über die Wiesen, wie nach einem festen Ziele. Bis hart an den Zaun des Pfarrgartens kam er heran und spähte mit vorgestrecktem Halse.

Er suchte das Mädchen von gestern.

Marie war ihm natürlich nicht fremd. Er kannte das Mädchen des Pfarrers. Aber nicht anders, wie er den Pfarrer selber kannte. Als etwas Fremdes, das neben ihm und nicht mit ihm lebte.

Seit gestern war das anders. Das fremde und doch nicht fremde Kind war ihm ganz plötzlich in vertraute Nähe gekommen. Es hatte mit ihm geweint, hatte ihm in die schweren Augen gesehen und ihn sogar mit einem Blick, mit jenem letzten Blick, in dem ein Lächeln war, zu trösten gesucht.

War da nicht eine kleine Märchenprinzessin zu ihm gekommen? Mit bleichem Gesichte, schwarzem Haare, schweigendem Mund?

Den ganzen Morgen hatte er daran denken müssen. Des Lehrers breite Stimme war nur, wie aus weiter Ferne, zu ihm gedrungen.

Dieses Mädchen hatte etwas Seltsames an sich. Man kannte es und kannte es nicht. Es lebte unter den Menschen und doch wieder nicht unter ihnen. Es war eine Grenze gezogen zwischen ihm und den übrigen Kindern des Dorfes.

Diese Grenze hatte Marie gestern zum allererstenmal überschritten.

Gustav war berauscht davon. Sein Hang nach Seltsamkeiten, nach kindlichen Sensationen klammerte sich an das Pfarrerskind. Darüber hinaus hatte Maries Mitleid seine junge Seele getroffen.

Nun warf er sich ins Gras und starrte unverwandt in den Garten. Aber Marie wurde nicht sicht-

Digitized by Google

bar. Das grämte den Jungen. Sie mußte und mußte doch kommen. Oder mußte sie nicht wissen, daß er jetzt, wo er mit Schule und Schulaufgaben fertig war, ihrer harre?

Warum war sie denn sonst gestern gekommen?

Doch sie kam heute nicht. Da senkte sich sein Kopf schwer und dumpf ins Gras. Der Knabe zwang sich zum Träumen. Er hatte entdeckt, daß man alles, was man in Wirklichkeit nicht erlebe, mit wachen Augen sich erträumen könne: Schlachten und Siege, Bücher und Bilder, Liebe und Menschen.

Liebe und Menschen — danach pflegte er in seinen wachen Träumen mit heißem Verlangen zu jagen.

Und siehe da! Marie erschien am Gartenzaun. Im linken Auge, ganz neben, wo es schon hinter der Nase verschwindet, hing ihr eine große, weiße Träne. Aber sie lachte. Mit ihm, mit dem Jungen im Grase, lachte sie.

Jetzt drängte sie sich kichernd zwischen zwei Latten ins Freie. Sollte man meinen, daß das Mädchen durch diesen engen Spalt sich durchzwängen konnte? Aber sie konnte es. Da mußte auch er, der Knabe im Gras, lachen. Er kam sich selber vor wie die Überschrift in einem Geschichtenbuch: „Der Knabe im Grase". Er sprach diese Überschrift leise vor sich hin und betonte dabei, fast ironisch: Der Knab—eee im Gras — eee. Und auch darüber lachte er. Doch war das nur der winzige Bruchteil eines Augenblicks.

Das Mädchen hüpfte ihm entgegen. Die große, weiße Träne sprang in weitem, kollerndem Schwunge aus dem Auge und dann, wie ein glitzernder Heuschreck über die Wiese. Wieder lachte der Knabe. Und das Mädchen lachte mit.

Es warf sich, wie er vorhin, bäuchlings ins Gras,

Digitized by Google

ſo daß ſie mit ihren Körpern eine Linie bildeten und mit den Köpfen faſt zuſammenſtießen.

Wie warm ihm aus dem Körper des Mädchens etwas entgegenſchlug, dachte Guſtav.

Das faſt ſpitze, kleine Gewölbe der Stirne lag nun ganz nahe vor ſeinem Munde. Er wollte einen leiſen Kuß darauf drücken, traf aber ins linke Auge, das war noch naß von der Träne. Sein Mund zuckte. Dann verſuchte er es zum zweiten Male. Diesmal traf er das dunkle Haar. Wie war das fein und zart. Wie im Märchen. Nun glänzte gar auch die Sonne darin. Es war mehr blau als ſchwarz: wie ein klirrendes Bündel von ganz dünn gezogenen Metalldrähten legte es ſich über den Kopf.

„Du heißt Marie, gelt?"

„Ja!" antwortete ſie freundlich und ſah nach dem Pfarrgarten und Pfarrhaus zurück, wie eine Prinzeſſin nach ihrem Schloß, wenn ſie ſagen will: „Dies hier iſt meine Heimat."

„Willſt du meine Freundin ſein?"

„Ich will."

Sie legte ihre Wange an ſeine Wange. So blieben ſie lange, lange liegen. Als ob das ganz natürlich wäre, weinten ſie beide leiſe vor ſich hin — vor lauter Glück und Erinnerung.

In wehem Glück lag der einſame Knabe im Graſe. Ein verirrter Sonnenſtrahl ſchlängelte ſich zwiſchen den Halmen durch und traf ihn ins Geſicht. Da kehrte er zur Wirklichkeit zurück. Er ſah ſich um: er war allein.

Langſam und müde erhob er ſich und ſchlich über die Wieſe zurück. Als er ſchon etwa hundert Schritte gegangen war, kehrte er ſich plötzlich um, ſprang ein paar Schritte gegen den Garten zurück und rief:

Digitized by Google

„Marie!" Nur aus den Pappeln kam ein stammelndes Echo zurück, das den Namen in tausend Fetzchen zertrug. Da eilte er hastig nach Hause. Es sang und klagte in ihm: „Warum kam, warum kam sie nicht?"

Als er in den Hof des väterlichen Hauses kam, standen da eine Anzahl Bauern herum und betrachteten eine Kuh, die der alte Moser anpries.

„Gott und mei' Seligkeit", klagte er, „'n Goldstück verlier ich an dem Schwanz."

Seine Stimme klang wie die eines abgesungenen Tenors, der seinen Kehlkopf überreizt, um überhaupt noch singen zu können. Manche Töne blieb diese Stimme ganz schuldig, die nämlich, die sie betonen und deshalb ganz hoch herausbringen wollte.

Gustav litt unter dieser Stimme, die jetzt gerade von einer geschäftsmäßigen Leidenschaftlichkeit, von einem ziffernmäßigen Schmerze widerklang. Sie trieb den armen Jungen über den Hof. Scheu verschwand er im Stall.

Der heiße Brodem schlug, wie wenn er körperhaft wäre, dem Knaben ins Gesicht, in Mund, Nase und Augen. Hier kam er ganz zum Bewußtsein seines Schmerzes.

In einer Ecke des Stalles stand, hell gefleckt, ein erst wenige Wochen altes Kalb. Wie wenn er diesem all sein Leid klagen könnte, warf sich der Knabe zu ihm, umfing seinen Hals und weinte in die weichen, hellen Haare hinein. Das Tier sah ihn mit starren, dummen Augen an.

Gustav schlief ein. Der Schmerz um etwas, das gar nicht da war, der namenlose, dunkle Schmerz hatte ihn müde gemacht.

Digitized by Google

Das Kalb leckte dem kleinen Schläfer ein paarmal zärtlich über das Geſicht.

Das kleine Pfarrersmädchen ging dem Knaben nicht mehr aus dem Sinn. Sein Träumen klammerte ſich hartnäckig an das ſchwarzbleiche Kind.

Am nächſten Tag ging er mit Heinrich Felcher aus der Schule heim. Die beiden hatten den verlorenen Drachen und die beiderſeitigen Prügel vergeſſen und verſchmerzt. Heinrich vergaß und verſchmerzte leicht und ſchnell, mit Überlegenheit ſogar. Guſtav litt unter dem Vergeſſen und Verſchmerzen mehr als unter dem, was zu vergeſſen und zu verſchmerzen war.

Guſtav begann von Marie zu ſprechen.

Ob Heinrich das Mädchen geſtern geſehen habe?

„Nein, was ſoll ich nach dem Mädchen ſehen!"

Es ſei doch eigentlich lieb zu ihnen geweſen.

„Wieſo? Es hat geheult, weil wir geheult haben."

Es habe ſie doch tröſten wollen.

Heinrich lachte luſtig auf: Ihn tröſten wollen! Was nützt ihm der Troſt von ſo einer kleinen Kröte. Geſtern hat er ſich von ſeinem Onkel einen neuen Drachen bauen laſſen. Das iſt Troſt.

„Einen neuen Drachen?" Guſtav war begeiſtert.

„Für dich und für mich!" hat Onkel Fritz geſagt.

„Wir laſſen ihn heut mittag fliegen."

In beiden arbeitete nun die ſtumme Freude. Sie dachten an den Mittag und an den neuen Flug.

Nach einer Weile ſagte Heinrich:

„Onkel Fritz hat ihn ganz grün angeſtrichen, diesmal. Grün, hat er geſagt, ſei die Hoffnung."

Wieder ein kurzes Schweigen, dann fand Heinrich das mit dem Grünen doch zu komiſch: er lachte: „Die Hoffnung!" Guſtav dachte an etwas anderes.

Digitized by Google

Erst als er das Wort Hoffnung hörte, kam er wieder zur Sache.

„Heinrich, wie wär's, wenn wir das Pfarrersmädchen mitnehmen würden zum Drachenfliegen. Das wäre —"

Wie und was es wäre, verschwieg Gustav; er hatte seinen Vorschlag dem andern in einem feierlichen Tone unterbreitet. Der hatte für die Feierlichkeit keinen Sinn, sondern sagte kurz und gut:

„Da holen wir sie halt ab, die Marie."

Als Heinrich den Namen so ganz selbstverständlich aussprach, schreckten Gustavs Augen auf. Er sah den Kameraden groß an. Ihm war, als ob der Name „Marie" sein Geheimnis sei und als ob er das dem andern erst mitteilen müsse.

„Jawohl", bekräftigte er, „Marie heißt sie."

Mittags holte Heinrich seinen Freund Gustav ab. Den Drachen hatte ihm der Onkel auf den Rücken gebunden. Der Knabe sah forsch und phantastisch aus.

„Jetzt holen wir die Marie", entschied er bündig.

Sie gingen zusammen ins Pfarrhaus, Gustav immer einen halben Schritt hinter Heinrich zögernd.

Im Hof stand Lisbeth und fütterte ein buntes, lustiges Hühnervolk. Sie zog sofort gegen die beiden Knaben los. Was sie wollten?

„Die Marie holen!" sagte mit herzhafter Selbstverständlichkeit Heinrich.

Lisbeth war sprachlos.

Da kam gerade die Kleine aus dem Garten in den Hof gelaufen.

„Willst du mit zum Drachensteigen?" schnellte ihr Gustav mit heiserer Stimme entgegen.

Sie stand und starrte. Ihr Mund war halb geöffnet. Sie sagte nichts.

Digitized by Google

„Komm, du darfſt auch das Seil halten, wenn er oben iſt", ſagte Heinrich leutſelig.

„Ja" bekräftigte Guſtav ganz aufgeregt und dachte an den Streit.

Marie dachte auch daran. Sie ſah die prügelnden Knaben wieder vor ſich. Da ſprang ſie zu den beiden hin, reichte dem einen die linke, dem andern die rechte Hand und ließ ſich von den Knaben fortführen.

Schweigend verließen ſie den Hof.

Lisbeth war immer noch ſprachlos.

Sie gingen ins Geſträuch. „Geſträuch" hieß ein kleines Wäldchen beim Dorfe. Da war ein kleiner Weiher mit wenig Waſſer und einem winzigen Abfluſſe. Im Kreis herum ſtanden ein paar Pappeln, ein paar Weidenbäume und viel niederes, unordentliches Geſtrüpp. Ganz außen, gegen das Dorf zu, traten ein paar Ahornbäume in lichter Vornehmheit auf die Landſtraße.

Der Weg dorthin führte die drei Kinder durchs ganze Dorf. Die Leute auf der Straße blickten ihnen nach. Daß das Pfarrerskind mit andern Kindern ging, war ihnen ſo ungewohnt, daß ſie es faſt wie ein Ereignis anſahen. Und nun gar mit dieſen beiden Buben, die ein paar Jahre älter waren! Das war ja ein Wunder.

„Sind ja drei Nachbarkinder", ſagte eine Frau.

„Iſt halt die Tochter von der Mutter, fängt früh an" — kicherte eine alte Bettel.

Die drei ſprachen gar nichts.

Heinrich fühlte ſich ganz als Drachenträger und Führer.

Guſtav ſchielte in einem fort von der Seite auf Maries Geſicht.

Digitized by Google

Marie aber drückte die Hände der beiden Knaben fest in die ihren.

Im Gesträuch begannen sofort wieder die Vorbereitungen. Keiner sprach als Heinrich. Und er sprach nur Sachdienliches und Befehle. O, wie fühlte er sich!

Gustav half den Drachen flott machen. Seine Augen leuchteten. Er sah immer auf Marie, ob sie das alles auch interessiere.

Maries Gesicht war leicht gerötet. Ihr Mund war weiter als sonst geöffnet.

Bald wirbelte der Drache in Luft und Wind. Heinrich begann das Seil, wie er die dünne Schnur stolz nannte, vom Holze abzuhaspeln. Als er etwa die Hälfte hatte, gab er das Holz an Gustav, daß der die andere Hälfte mache.

Heinrich sah stolz auf Marie; er wollte für diese Selbstentäußerung belobt sein. Und wirklich traf ihn ein warmer Blick des Mädchens.

Gustav ließ den Rest der Schnur mit einer Gewissenhaftigkeit ablaufen, als ob er darin eine Prüfung zu bestehen hätte.

Nun jauchzte der Drache sogar über der höchsten Pappel durch die Luft. Er war ganz und gar grün. Ganz Hoffnung.

Gustav gab das Holz dem Mädchen. Marie packte es fest in die Hände und sah den tollen Luftsprüngen des grünen Ungeheuers zu. Da mußte sie lachen, erst nur mit den Augen, dann mit dem ganzen Gesicht und gleich auch mit der Kehle und schließlich hüpfte sie ganz ausgelassen umher.

Die Knaben machten allerhand dumme und spaßige Sachen. Heinrich überschlug sich zehnmal nacheinander, Gustav stellte sich eine ganze Minute auf

Digitized by Google

den Kopf. Heinrich behauptete ſogar, es ſei mindeſtens eine Viertelſtunde geweſen.

Marie hielt mit ſchmerzenden Händen und Armen den zappelnden Drachen an der Schnur, bis Heinrich vorſchlug, ihn an einen Baumſtamm anzubinden. Das geſchah.

Als die Kinder heimgingen, begann es ſchon zu dunkeln und ſie waren ſehr, ſehr müde.

V.

Kinderfreundſchaften gehören zu den Herrlichkeiten dieſer Welt, zu den Tatſachen, die losgelöſt von aller berechenbaren Relativität, nur in ſich ſelbſt ruhen.

Wie das Gefälle eines klaren Baches Welle über Welle kugelt, daraus wird dann ein geheimnisvolles Murmeln, ſo wirft der Zufall ein paar junge bildſame Seelchen zueinander und es entſteht die Harmonie der Freundſchaft.

Kinderfreundſchaften haben keine Tendenz, ſondern nur Melodie.

Sie ſind bezaubernd winzige Naturereigniſſe, aus denen viel Großes, viel Kleinliches oder auch vielleicht gar nichts aufwächſt. Das Aufwachſen aber liegt ſchon jenſeits dieſer Freundſchaften.

Die beiden Drachenflüge mit ihrem Weinen und Lachen banden Guſtav, Heinrich und Marie zu ſolch einer Freundſchaft zuſammen. Sie wurde nicht von lange her, ſondern war auf einmal da, zart und ſonnüberſchienen — ein Idyll.

Das plötzliche Sichfinden der drei Kinder leuchtete durch das ganze Dorf. Die Bauern wunderten ſich erſt, dann freuten ſie ſich darüber.

Digitized by Google

Am meiſten ging ſie Heinrichs Mutter zu Herzen. Das war eine Bauersfrau, rüſtig an Körper, Verſtand und Seele. Sie werkelte ſich durch ein arbeitshartes Leben und verſank doch nie im Werktag. Ihr Mann, Kaſpar Felcher, der 10 Jahre älter war als ſie, hatte ſie als Magd in ſein Haus gedungen und ſie dann zu ſeiner Frau erhoben. Erhoben — ſo ſagt man doch in ſolchen Fällen, weil er ein reicher Bauer, ſie eine arme Magd war. In Wahrheit war die junge Magd reicher als der Herr.

Schön war ſie beileibe nicht. Sie hatte einen Mund, der zog ſich faſt von Ohr zu Ohr. Wenn ſie lachte, ſah man nur noch Mund und ſtarke, geſunde Zähne. Die kleine Naſe und die kleinen, in blaſſen Lichtern ſchwimmenden Augen verſchwanden faſt. Dafür hatte ſie eine hohe, weiße Stirne und darüber ein flächſernes Haar von ſchwer zu bändigendem Reichtum.

Sie holte ſich eines Tages die Kinder in die Nachmittagsſtube und zwang ſie, ſich bei Kaffee und Kuchen knüppeldick zu eſſen. Dann gab ſie dem Mädchen zwei Küſſe, den beiden Knaben je einen. Viermal ſchnalzte es mächtig durchs Haus. Der kleinen Marie tat das ſchwache Mündchen weh.

Damit hatten die drei Bürgerrecht im Hauſe Felcher erlangt.

Am längſten dauerte es, bis der Dreibund ſich im Pfarrhauſe Einlaß erzwang. Die Lisbeth war der Feind. Die konnte nicht noch mehr Leben im Hauſe brauchen, ſie machte ſelbſt genug. Sie konnte nicht arbeiten ohne Radau, nichts ſagen ohne Geſchrei, nichts tadeln ohne Geſchimpfe. Und Widerſpruch, Ungehorſam oder dergleichen duldete ſie nicht. Solche Frauen mögen die Kinder nicht.

Digitized by Google

Erſt als die Alte die Kleinen dreimal mit Fluchen und Läſtern aus dem Pfarrgarten verjagt hatte und die Klage der Kinder der Frau Felcher zu Ohren kam, wurde es anders. Man erzählt ſich in der Nachbarſchaft von einem Beſuch der Bauersfrau im Pfarrhauſe, von lautem Geſchrei, von ſturmglockenhaftem Gelächter der Frau Felcher und von einem gewiſſen verlegenen Hüſteln des Pfarrers, aus dem Heinrichs Mutter einen milden, aber unzweideutigen Machtſpruch gegen Lisbeth hervorzerrte.

Davon hörte auch der alte Moſer, der Moritz Moſer, und da er gerade in ſeinem lederüberzogenen Sorgenſtuhl ſaß, klopfte er ſich vor Freude raſch und heftig ſeine zwei dürren Oberſchenkel. Die Lisbeth nämlich und er lebten in einem faulen Frieden. Sie grüßten ſich mit einer zerſchliſſenen Freundlichkeit, aus der an allen Ecken die Bosheitsteufel herausſchlüpften. „Wie geht's, Fräulein Lisbeth?" pflegte Moritz Moſer zu fragen, nur um mit ſeiner grellen Stimme das „Fräulein" dick und höhniſch unterſtreichen zu können.

„Gott und mei' Seligkeit", äffte dann die Lisbeth nach, „wie Ihnen." Man wußte aber nicht, ob das „wie Ihnen" eine Antwort oder eine Gegenfrage ſein ſollte.

Ums Gutentagſagen kamen auf dieſe Art beide herum.

Ihre Feindſchaft hatte im pfarrherrlichen Kuhſtall ihren Anfang genommen und feierte dort von Zeit zu Zeit ihre Orgien. Wenn nämlich der Moſer mit dem Pfarrer ein Geſchäft machte, wich und wankte die Alte nicht von der Stelle und fuhr dem Moſer in die ſchönſte Anpreiſung oder in die beweglichſte Klage über das ſchlechte Geſchäft hinein. An einem

Digitized by Google

müßigen Schabbesnachmittag hatte der Moser ausgerechnet, daß ihm der alte Pfarrdrachen — Gott und mei' Seligkeit! — im letzten Jahre auf über 100 Mark zu stehen gekommen war. So geschäftstüchtig war die Lisbeth.

Der alte Moser war das nämlich gar nicht, geschäftstüchtig. Oh, wieviel Tugenden hatte er: er war sparsam und nüchtern, fleißig und hilfreich, fromm und freundlich, weichherzig und bieder. Aber geschäftstüchtig, wie gesagt, das war er nicht.

Er war schon mehr als fünfzig Jahre alt und immer noch ein rechtschaffen armer Mann. Rechtschaffen, gewiß! das war er auch. Hatte er eine Kuh für 150 Mark erhandelt, bot er sie wieder für 200 Mark aus und bekam schließlich dafür 155 Mark, manchmal auch bloß 145 Mark, wie das so geht.

„Wenn das Herunterhandeln nit wär", pflegte er zu sagen, „Gott und mei' Seligkeit, ich wär ein reicher Mann."

Nun war er aber arm und dazu krank und unglücklich. Die Krankheit saß verborgen irgendwo in den Nerven und ließ ihn von Zeit zu Zeit ganz zusammenklappen. Das Unglück aber saß ganz tief und setzte dem alten Mann schlimmer zu als Krankheit und Armut.

Drum soll davon die Rede sein. Ist nicht das Unglück des Vaters auch des Sohnes? Um Gustavs willen soll davon die Rede sein.

Als Moritz Moser seine Frau Hanna, geb. Weilheim heiratete, war er reich, jung und gesund. Er importierte mit seinen zwei Brüdern zusammen Pferde aus aller Herren Länder. Und was für Pferde! Die zwei Brüder aber waren schneidige Leute, stolz und fein, und nahmen mit der Zeit die Allüren ihrer

Digitized by Google

reichen Kundschaft an. Sie fuhren zweispännig und wetteten. Das taten sie natürlich nur in Gesellschaft, und natürlich auch in Gesellschaft schöner und teurer Frauen.

Schließlich lag die Last des Geschäftes nur noch auf den Schultern des jüngsten Bruders Moritz, und der konnte sie nicht tragen, zumal sie infolge der Ausgaben der beiden anderen immer schwerer wurde.

Der Zusammenbruch, Flucht der Brüder und Alleinstehen Moritz Mosers war das Ende. Er zog nach Weißburg und handelte mit Kühen.

Alleinstehen? Er hatte in der Zeit des Glücks die Tochter des Rabbiners Weilheim, eines ebenso gelehrten wie kinderreichen Mannes, geheiratet. Die mußte ihm auch ins Unglück folgen. Da aber ihre eheliche Verbindung ein Rechenexempel war und dieses nun — nach dem Zusammenbruch — nicht mehr stimmte, sah sie in Moritz Moser fortan weniger den Ehemann als den Feind.

Sie verachtete ihn, soweit sie ihn überhaupt beachtete.

Zwei Töchter aus den ersten reichen Jahren ihrer Ehe, die schon erwachsen waren, hatte sie bald nach dem Zusammenbruch nach Amerika geschafft, zu den wieder wohlhabend gewordenen Brüdern ihres Mannes. Der kleine Gustav war ein Nachzügler.

Mosers Verdienst war gering und wurde immer geringer. Die Bauern handelten gar so stark herunter, und Moser wurde, je öfter er von Gott und seiner Seligkeit sprach, desto nachgiebiger. Seine Frau aber, bleich, groß und grau mit düstern Augen, wurde immer härter und anklagender. Sie hatten gut zu leben, denn die Brüder aus Amerika schickten reich-

Digitized by Google

lich. Moſer hätte nicht mehr zu handeln brauchen; das ließ jedoch ſein Ehrgefühl nicht zu. Er plagte ſich Tag und Nacht. Vielleicht war er aber auch auf der Flucht vor den Augen ſeiner Frau. Seiner, wie er ſie bei ſich nannte, unglücklichen, armen Frau.

Das war ſie: unglücklich, arm. Sie beſaß eine außerordentlich reiche Verſtandesbildung und litt unter dem viel niedrigeren Bildungsgrade ihres Mannes. Sie hatte ihn geheiratet aus Liebe zum Reichſein. Nun ſie arm war, warf ſie alle Schuld auf den Mann und wurde ſelbſt zur Rechenmaſchine. Wo das Herz ſein ſollte, hatte ſie Zahlen. Daß dieſe immer ſtimmten mit den Erforderniſſen des Geſchäftes und der Lebensnotdurft, das war ihre erſte Sorge. Und die zweite, daß ein weniges für die Zukunft übrig blieb. Zu dieſen zwei Sorgen war ihre Liebe für Mann und Kind verkalkt.

Guſtav liebte ſeine Mutter nicht. Sie erzog ihn auch nicht zur Liebe. Sie verſuchte ihn zum Rechnen zu erziehen. Darum konnte ſie der ſtille, zarte Junge erſt recht nicht lieben. Seinen armen, alten, kranken Vater liebte er zärtlich, aber er floh ihn.

Guſtavs Mutter war, wenn ſie gleich nicht lachen und lieben konnte, korrekt, faſt freundlich gegen jedermann. Sie war ſogar angeſehen und wußte ihr Anſehen auch dort zu wahren, wo die Vertraulichkeit der handelnden Bauern ihr nahe zu kommen drohte. Sie war immer die Tochter des Rabbiners.

Als ſie hörte, daß Heinrichs Mutter, die an ihr übrigens mit einer gewiſſen Verehrung hing, die Kinder zum Kaffee förmlich eingeladen hatte, ſtand ſie nicht zurück und tat ein Gleiches. Guſtav war das nicht recht. Er wagte zu Hauſe nicht herzlich zu ſein, drum mochte er ſeine Freunde nicht dort haben.

Digitized by Google

Aber es wurde doch sehr schön. Zwar gab es keine Küsse, aber sonst zu essen und zu trinken. Und Frau Moser saß dabei und nickte freundlich.

Da kam auf einmal der Vater dazu. Er trat in die Türe. Als er aber die Kinder sah, brach's los. Sogar Küsse gab es noch! Er setzte sich gleich zum Tisch, trank und aß mit den Kindern, machte Witze, daß Heinrich nur so lachte, ließ die Marie auf seinen Knien reiten, erzählte eine Geschichte von wilden Gäulen in Sibirien und war selber gar nicht mehr müd, krank oder unglücklich. Seine Frau war bald nach seinem Eintritt in die Küche gegangen.

Als die Kinder dann gingen, da wollte Marie unbedingt, der Onkel Moser solle auch mitgehen spielen. Das tat er nicht, sondern grub, kaum daß die Tür sich hinter den Kindern geschlossen hatte, sein Gehirn in lange Rechnereien hinein. Aber es wollte und wollte nicht stimmen.

Als seine Frau wieder ins Zimmer trat, um nach den Geschäften zu fragen, saß Moser im Sorgenstuhl und schlief. Vielleicht träumte der arme, kranke Mann von Geschäften, vielleicht aber auch von den Kindern.

Seine Frau stand vor ihm, bleich, groß und grau, mit düsteren Augen.

VI.

Das Weißburger Pfarrhaus lag mitten im Ort an der breiten Hauptstraße. Es war unter den Häusern zur Linken und zur Rechten die Respektsperson.

Zur Rechten gab sich das Anwesen des Kaspar Felcher Mühe, mit dem Pfarrhaus zu wetteifern.

Digitized by Google

Das war aber gewiſſermaßen ein unlauterer Wettbewerb, denn während das Pfarrhaus in hellgrauer Farbe ſich gar beſcheidentlich darbot, drängte ſich der breite Bauch der Felcherſchen Behauſung in hellgrüner Farbe vor, auf die ſogar noch ein ganz malefiziges Rot der Fenſterläden aufgetrumpft war.

Ein paar Schritte weiter ſchoß zwiſchen kleineren Nachbarn Moritz Moſers Beſitztum dürr und ſteil in die Höhe. Ganz ſchmal und von ſeiner Exiſtenzberechtigung nicht einmal ſehr überzeugt, balancierte es auf einem Minimum von Grund und Boden. Nur die blinkenden Fenſter und die weißen Vorhänge dahinter gaben dieſer in die Wolken ziſchelnden Hausſchlange etwas von Ruhe und Bravheit. Ein Schulmeiſter, der mit wenig Geld und viel Verlangen nach einem eigenen Dach geſegnet war, hatte das Haus ſo gebaut. Da er ſelber ſpitz und lang und ſchief war, ſagten die Weißburger, er habe für ſein Haus am eigenen Körper Maß genommen.

Das Pfarrhaus hatte zu dem grünen und zu dem dürren urſprünglich ſo wenig und ſo viel Beziehungen, wie das Seelſorgeramt einerſeits und der Viehbeſtand anderſeits mit ſich brachte.

Dahingegen war vom grünen Haus ins dürre und umgekehrt von jeher ein großes Laufen und mancherlei Helfen. Wie das ſo kommt: ein kleiner Dienſt ſchafft Freundſchaft, ein zweiter befeſtigt und ein dritter bekräftigt ſie. Kaſpar Felcher war zu gern beim Handeln und half ſeinem Freund Moſer zu manchem Gewinn und über manchen Verluſt hinweg.

Kaſpar Felcher, muß man wiſſen, war ein Mann der gebändigten Ruhe. An ihm war außen alles grau, innen alles rotglühend. Er hatte, was man einen Charakterkopf nennt. Dick und ſchwer laſtete

Digitized by Google

dieſer Kopf auf einem breiten Körper, und oben türmte ſich über einer ungewöhnlich monumentalen Stirne ein wirres, dichtes Haar, das nur ſo kniſterte, wenn Felchers Hand hindurchfuhr. Die Augen lagen groß in tiefen Höhlen und ſuchten, wie aus einer Ferne, über eine lange, wirklich lange und dazu breite Naſe hinwegzuſehen. Der Mund war im Verhältnis zu dem übrigen Geſicht klein und zart. Das Merkwürdigſte an Felcher aber war der Bart. Sein unterſtes Ende lag als Spitze auf der Bruſt. Von hier aus buchtete er ſich weit aus, beſchrieb am Munde eine kleine Kurve nach unten, ſo daß das Ganze ausſah wie ein auf der Spitze ſtehendes Herz.

Dieſer Kaſpar Felcher — wie geſagt, ganz grau ſchon — war ein wandelndes Pulverfaß. Wenn er ſein Kinn und damit auch ſein impoſantes Bartherz auf die Bruſt heftete, konnte aus ſeinem Munde Mord und Totſchlag herausdröhnen. Da er aber dann immer die Hände in den Hoſentaſchen hatte, paſſierte nie etwas dabei. Zudem war das Herz in der Bruſt ebenſo roſa und zahm, wie das auf der Bruſt grau und wild.

Felcher dachte viel nach über nützliche und unnütze Dinge. Er arbeitete, was vor ihn kam, doch ſorgte er dafür, daß nicht allzuviel vor ihn kam.

Er war überhaupt von den Pfiffigen einer; Spezialität: Menſchenkenntnis! Den Pfarrer beiſpielsweiſe durchſchaute er ganz und gar. Und die Geſchichte der zerbrochenen, vielleicht auch — das ließ er in der Schwebe — gebrochenen Ehe war ihm nicht einen einzigen Augenblick unklar geweſen. Drum ſtand er mit Striffler nicht auf beſonders gutem Fuße. Mit den Pfarrern überhaupt nicht, mit dieſem aber ſchon gar nicht.

Digitized by Google

In Marie aber, in dieſem bleichen, ſtillen Kinde, ſah er die lebendige Anklage gegen Striffler. Er liebte dieſe Anklage von Herzen.

Nirgends waren die Kinder lieber als beim alten Felcher. Der machte die allertollſten Späße. Zum Beiſpiel: er ſprang auf den Miſt und krähte wie ein Hahn. Sein Kikeriki ſchlug allen Hähnen der Nachbarſchaft gewaltig in den ſtolzen Kamm. Dann hub ein dutzendſtimmiges Krähen an. Die Kinder aber ſtanden im Hof und lachten und lachten. Und Felchers Frau ſtand dabei und lachte mit.

„Ja, wenn die Arbeit nit wär", ſagte dann Felcher und guckte ſeine Frau beſorgt an. Sie verſtand den Wink und ging — an die Arbeit.

Marie bettelte weiter: „Onkel Felcher — bitte, bitte nochmal krähen."

Das machte den Alten geradezu ſtolz, und er krähte ſich heiſer. Dann ging er in den Keller und trank einen. Oder auch zwei und drei.

Einmal aber paſſierte etwas zwiſchen den Kindern, dabei ſpielte Felcher eine wichtige Rolle.

An einem Nachmittag, der in tauſend Gluten der Sommerſonne ſchwamm, trafen ſich von ungefähr Pfarrer Striffler und Moritz Moſer. Der Pfarrer kam vom Felde, Moſer täppelte im Dorfe herum; im Sommer handeln die Bauern wenig.

„Sie ſind zu beneiden, Herr Moſer", begann der Pfarrer.

Moſer zog einen langen, abwehrenden Jammerlaut durch ſein höchſtes Regiſter.

„Gott und mei' Seligkeit, ein armes Geſchäft."

„Es nährt den Mann."

„Was wird mein Guſtav ſagen, wenn ich ihm einmal nichts zurücklaſſe zu erben."

Digitized by Google

„Der braucht nichts zu erben, er ist ein begabtes Kind.“

Moser schnellte bekräftigend seinen magern Kopf auf und ab.

„Und wie er jetzt groß und stark wird, Ihr Gustav!“

„Hat seine Wege, Herr Pfarrer; aber — Gott und mei' Seligkeit — der Junge hat den Narren gefressen an Ihrem Mädchen.“

„Ich bin froh für das Mädchen, daß es sich nicht mehr so allein hält. Es hängt an den beiden Buben.“

„Ein artiges, ein goldiges Kind“; Mosers Augen leuchteten, seine Stimme tremolierte.

Der Pfarrer gab trocken und kurz und von diesem Gefühlston wenig interessiert das Kompliment zurück.

„Ihr Gustav ist das Muster eines artigen Knaben.“

Moser krümmte sich vor Freude. Sein Kind loben zu hören, war sein höchstes Erdenglück. Aber er wagte es nicht, sich ein solches Glück zu gönnen und einzugestehen.

„Zu artig ist er mir, der Gustav. Er will nichts wissen von Unarten, aber Gott und mei' Seligkeit, Herr Pfarrer, er will von allem nichts wissen. Nichts von seiner Mutter, nichts von mir, nichts vom Geschäft, nichts von den andern Kindern, nur von Heinrich und von Ihrer Tochter. Das Mariechen, das Mariechen...“

Der Pfarrer wollte ihm helfen:

„Sie ist ja auch ein braves Kind, die Marie.“

„Brav?“ fragte Moser halb begeistert, halb gekränkt, „ob Ihr Töchterchen brav ist? Ein Stück Gold von einem Kinde!“

Digitized by Google

Dabei höhlte er die linke Hand aus, als ob er das Stück Gold leibhaftig darin hätte.

Gustav werde auch vom Lehrer sehr, sehr gelobt, lenkte der Pfarrer ab.

„Das hat er von seiner Mutter, ich bin ein einfacher, schlichter, dummer Mann."

Während Moser mit diesen Worten jeden Verdacht eigner Intelligenz mit ängstlicher Bescheidenheit abwehrte, trat Felcher hinzu. Er wünschte guten Tag und senkte das Kinn auf die Brust, um einen Witz zu gebären. Er wollte in Mosers Bekenntnis: „einfach, schlicht und dumm" ein bißchen Verwirrung bringen. Es gelang ihm aber nicht; drum begnügte er sich ironisch zu lächeln und, wie vor Hitze geplagt, die Backen aufzublasen.

Er sah aus, wie ein Krater, der Feuer speien will, aber nur heiße Luft in sich hat.

„Feierabend, Herr Felcher?" fragte der Pfarrer, der froh war der Sentimentalität Mosers entrinnen zu können.

Felcher warf den Kopf in die Höhe und weit zurück in den Nacken und kicherte:

„Die Arbeit war schwer. Hab' meinem Heinrich eine Tracht Prügel gegeben."

Moser seufzte lang und vorwurfsvoll.

Der Pfarrer fragte warum, aber in einem Tone, der erkennen ließ, daß er den Grund unter allen Umständen für stichhaltig erklären werde.

Nun spie Felcher wirklich Feuer:

„Er hat den Gustav Judenbub geheißen."

Hoch und heiß stieg mit diesen Worten eine Entrüstungslohe in den Äther.

Moser kollerte ein paar Kehllaute heraus, die wie unterdrücktes Weinen klangen. Seine Augen blickten

Digitized by Google

trüb. Wie ein Ertrinkender an ein morſches Brett, klammerte er ſich an die Worte: „Er hat's nicht bös gemeint!", die er leiſe durch die Zähne preßte.

Nun aber heftete Felcher wieder ſein Kinn auf die Bruſt und ſtellte die Augen ganz nach oben, als ob er die Worte erſt aus ſeinem Gehirn herausleſen wollte. Und wie Steine ſchleuderte er ſie dann den beiden andern von unten herauf ins Geſicht:

„Nicht bös gemeint? So etwas kann man alſo gut meinen? Kann man das? Man kann Bosheit gut meinen, aha? Man kann Schmutz für ſauber halten, ſoſo. Ja, wo blieb denn dann — —?"

Dieſe letzte Frage rollte, von keinerlei Sinn und nur von ſchwerſtem Pathos belaſtet, ſchnurſtracks in den Himmel, vor die Götter, vor die ganze Menſchheit. Ja, Kaſpar Felcher fragte Himmel, Götter und Menſchheit. Er tat das oft. Und ſtand jetzt da, ganz wilde Frage.

Moſer wehrte — mehr mit den Händen und Augen als mit Worten — dieſe ſtarke Entrüſtung von Heinrich ab, ſchwamm aber doch in Wonne. Was war dieſer Felcher doch für ein Menſch? Moſer ſprang von einem Bein aufs andere und hätte Felchers Berſerkerkopf am liebſten zwiſchen ſeine Hände genommen und den wutſchnaubenden Mund und die rollenden Augen geküßt. Er begütigte aber ſchließlich nur:

„Mein Guſtav wird ihm auch was geſagt haben."

„Geſagt", denn daß ſein Guſtav etwas „getan" haben könnte, glaubte Moſer nicht.

„Geſagt hat er gar nichts", dämpfte nun Felcher ſeine Wut zu einem Witz ab, „eine Ohrfeige hat er ihm gegeben."

Digitized by Google

Moser verschluckte sich, Moser krümmte sich: Sein Gustav und eine Ohrfeige? Wie das zusammenkomme.

„Gott und mei' Seligkeit, er macht sich, er wird was, er — —" Moser hätte gejauchzt, wenn er nicht sogleich seine Pflicht erkannt hätte, ebenso loszudonnern wie Felcher. Und wie dieser, sammelte er hastig in seinem Gehirn massige Steine — Wortklumpen, sie auf sein Kind zu werfen. Aber als er werfen wollte, blieben sie ihm in der Kehle stecken. Er schwieg wie einer, der hart arbeitet.

Die Abendluft glühte vom letzten Feuer der Sonne. Mosers Gesicht stand in Schweiß. Felcher sammelte sich, um mit der Geschichte losschlagen zu können.

Kühl und trocken fragte der Pfarrer, wie die Sache gekommen sei.

Felcher ärgerte sich über den Ton des Pfarrers, der das alles so unwichtig nahm, und in seinem Innern ballte sich aus dem letzten Wutvorrat ein ganz verächtliches Wort gegen den Pfarrer zusammen: „Bauer!"

Dann aber erzählte er, als ob dieser Pfarrer gar nichts dabei wäre.

Das kleine Unglück war nämlich so geschehen.

Die drei Kinder spielten im Gesträuch. Mehr als ein Dutzend Spiele am Nachmittag. Bekannte und unbekannte, alte und neue. Marie wurde geraubt, beraubt, geplündert, geschlagen, verloren, ausgesetzt, ermordet, begraben — aber immer mit gutem Ausgang. Heinrich befreite sie, fand sie wieder, rächte sie, erweckte sie von den Toten. Gustav aber half dabei. Heinrich spielte den Held, Gustav den Knappen, den Gehilfen, den Berater, aber auch den Belohner und Belober. Gustav erfand immer neue Möglichkeiten, in denen Heinrich sein Heldentum und er selbst

Digitized by Google

sich in Treuen bewähren konnte. Für Heinrich war alles Aktion, für Gustav alles Spekulation.

Von all diesen Aktionen und Spekulationen kehrte die Phantasie ermüdet zu den einfachen Spielen zurück.

Gustav stellte sich sogar wieder auf den Kopf, Heinrich zählte dazu. Bis auf 54 zählte er und war enttäuscht. Marie aber faßte Gustavs Kopf zwischen die Hände und sagte bewundernd: „Dooch!"

Heinrich hing sich mit den Armen an einen Baumast und Gustav zählte dazu. Bis auf 150. Heinrich war ganz stolz. Gustav hatte von 110 auf 145 einen Sprung gemacht. Marie sah Heinrich mit offenem Munde an und strich in maßloser Bewunderung seiner Heldenstärke ratlos ihre schwarzen Haare zurück.

Dann spielten sie Verstecken. Zwei verbargen sich im Gesträuch und der dritte hatte zu suchen.

Am schwersten war immer Heinrich zu finden. Er krabbelte auf Bäume, kroch in alte Stämme oder unter Reisighaufen und sprang schließlich noch davon, wenn die Entdeckung drohte. Er war ganz im Spiel.

Gustav dagegen hatte eher Freude an dem Gefundenwerden als an dem Verstecken. Wenn der andere ihm auf der Fährte war, dann kroch ihm etwas Kaltes, Erschauerndes über Hinterkopf und Rücken und wurde, wenn die Entdeckung da war, in einer heißen Welle erstickt, die ihm in den Kopf schoß.

Wenn Marie sich verstecken wollte, täppelte sie ernst und still zehn oder zwanzig Schritte und blieb, wo sie einen Baum, einen Strauch oder auch nur einen großen Stein sah, stehen. Sie schmiegte ihr Gesicht ins Dunkle und glaubte sich geborgen und verborgen.

Digitized by Google

Suchte Guſtav, ſo fand er ſie erſt nach einiger Zeit. Er ging ganz leiſe und in heiligem Eifer um ſie herum und ſah ſie nicht. Dieſes Suchen und Nichtſehen war wie ein Geheimnis für ihn.

Heinrich aber war zu ſachlich, um derlei Schonung zu üben. Er ſuchte, um zu finden, und fand ſogleich. Hatte ſich Guſtav und Marie zu verſtecken, ſo erledigte er immer zuerſt und im Nu Marie. Er ging hin und ſagte trocken: „Da biſt du ja, Marie.“ Marie kam dann ſtill und entzaubert hervor und blieb ſtehen. Heinrich aber machte ſich ohne viel Weſens auf die Suche nach Guſtav.

Einmal nun hatte ſich Marie gleich neben Guſtav verſteckt. Guſtav hieß ſie ſich niederlegen und bedeckte ſie ſorgfältig mit Reiſig. Er ſelbſt duckte ſich in einen hohlen Baumſtamm.

Als Heinrich in die Nähe kam, krabbelte gerade ein Goldkäfer über Maries bloßes Ärmchen. Da ſchrie ſie leiſe auf und enthüllte dadurch ihr Verſteck. Heinrich ſprang auch ſofort auf ſie zu und rief nicht ganz ohne Verachtung für ſoviel Ungeſchicklichkeit: „Da biſt du ja.“ Doch Marie blieb ruhig. Heinrich ging nun zu ihr hin, warf das Reiſig von ihr herunter und lachte ihr ins Geſicht.

Da begann ſie, wie wegen eines bitteren Unrechts, zu weinen.

Kaum ſah dies Guſtav, wand er ſich knirſchend aus ſeinem Verſteck und ſprang Heinrich an. Als er ihn gar noch ſchadenfroh lachen ſah, zitterte ihm der Ingrimm durch alle Glieder. Ein zorniges, heißes „Du!!“ keuchte er und ſchlug den andern ins Geſicht.

Einen Augenblick war's, als ob damit alles ein Ende hätte, alles Weinen und Lachen und Zürnen und Spielen, ſo ſchwer wurde die Ruhe.

Digitized by Google

Dann aber raste Heinrich, ganz rot und wild im Gesicht, gegen Gustav. „Judenbub" kreischte er und wollte zuschlagen. Doch zuckte er schon vor seinem eigenen Wort zurück wie vor etwas Gräßlichem. Er blieb mit sterbendem Blick stehen und führte die erhobenen Hände vor seine Augen.

Vor Gustavs Blick wurde es dunkel. Auch er blieb, stark zitternd, stehen.

Marie aber weinte laut. So hatte der alte Felcher die Kinder angetroffen und sein Strafgericht geübt. Dann hatte er Marie an der Hand genommen und fortgeführt, die beiden Knaben aber geheißen vorauszugehen.

Als er die Erzählung in grimmigen Worten herausgeschleudert hatte, ergoß sich ein Gefühl der Befriedigung, erfüllter Pflicht, behüteter Menschheit in ihn.

Ein weicher Abendwind zog durch die Straße. Die Sonne war verschwunden. Wo sie zuletzt sichtbar war, wogten hundert grellbunte Farben ineinander und starben schließlich zu einem fahlen Gelb ab, das matt und traurig am Himmel hing. Auch die Luft war von diesem Gelb durchflossen.

Die drei Männer schwiegen; es war, als ob sie ein Märchen voll Schmerz und Leid gehört hätten. Nach kargem Gruße gingen sie auseinander.

VII.

Der Schlag ins Gesicht schmerzte nicht lange. Äußerlich fast gar nicht; denn was konnten Gustavs bleiche, durchsichtige Fingerchen den roten, fleischigen Backen Heinrichs anhaben? Die Prügel des Vaters kamen auf dessen eigenes und nicht auf

Digitized by Google

Guſtavs Konto. Was hatte ſich eigentlich der Vater da hineinzumiſchen?

Und innerlich auch nicht lange; denn nachts traf Heinrich im Traum ſeinen Freund Guſtav draußen am Weiher, nahm ihn bei den Beinen und ſchlug mit dem ganzen Kerlchen einmal, zweimal, dreimal, hundertmal von oben herunter das Waſſer, daß es hoch aufſpritzte. Guſtav blieb kerzengrad und ruhig in Heinrichs Händen ſtehen, wie wenn er zu nichts anderm da wäre, als daß man mit ihm den Waſſerſpiegel des Weihers zertrümmere. Nur noch bleicher war er als gewöhnlich. Heinrich aber kicherte und ſchlug drauf los, bis er, ganz in Schweiß, erwachte. Er freute ſich noch zwei Sekunden ſeiner Rache, dann tat ihm der arme Guſtav leid.

Als er ihn morgens in der Schule traf, hatte er ein ſchlechtes Gewiſſen. Er war faſt überzeugt, daß Guſtav von der nächtlichen Mißhandlung etwas ahnen müſſe.

Guſtav aber war die Nacht hindurch auf einer ſchwarz und weiß gefleckten Kuh ſeines Vaters durch einen großen, leuchtenden Wald geritten, in dem um ein zitterndes Elflein mit ſchwarzen Haaren und ſchneeweißen Armen wild zottige Böcke ſprangen und ihm, dem Ritter, „Judenbub" zuſchrien. Da hatte er mit einem großen, großen Schwerte, das er mit beiden Händen ſchwang, den wildeſten und frechſten der Böcke erſchlagen. Als dieſer in ſeinem Blute dalag, ſah Guſtav, daß er Heinrichs Geſicht hatte. Da vergaß er des zitterndes Elfleins und warf ſich ſchluchzend über den toten Freund. Und noch, als er längſt wach war, floſſen ſeine Tränen. In ihnen ertrank alles, was er gegen Heinrich und was Heinrich gegen ihn haben konnte.

Digitized by Google

Der arme Junge war todunglücklich.

Das war er auch noch, als er sich neben Heinrich in die Schulbank setzte.

Beide stierten krampfhaft auf ihre Schiefertafeln und überlasen, was sie gestern noch gemeinsam darauf geschrieben hatten: „Die Brücke. Die Brücke ist aus Holz, Stein oder Eisen oder aus Holz und Stein oder aus Stein und Eisen oder aus Holz und Eisen. Viele Brücken sind sogar aus Holz und Stein und Eisen. Diese führen aber alle über den Rhein. Die Brücke, die über den Weiher führt, ist keine Brücke, sondern man nennt sie Steg, weil links und rechts nichts dran ist, wo man sich halten kann ..."

Als Heinrich vom Weiher und Wasser las, fiel ihm wieder seine nächtliche Untat ein. Er schielte vorsichtig zu Gustav hinüber, als wollte er sehen, ob der Arme noch naß sei. Gustavs völlige Trockenheit tat ihm so wohl, daß er sogleich den Mut fand, der Feindschaft ein Ziel zu setzen.

Er machte das so:

Seine Mutter hatte ihm zwei Rotäpfel mitgegeben. Die zog er nun, den einen aus der linken, den andern aus der rechten Tasche, heraus. Sie blitzten und blinkten im Morgenlicht. Dann räusperte er sich.

Als Gustav aufmerksam wurde, weil ihm der süßwürzige Duft der Äpfel in die Nase gestiegen war, sagte Heinrich:

„Gustav, da einen Apfel, ich hab' ja zwei."

Gustav riß sofort, während ihm das Blut ins Gesicht stieg, seine Augen zu Heinrich hin: „Zwei?" und dann bewundernd: „O — u!"

Heinrich schob ihm einen Apfel hin. Gustav aber rollte ihn wieder zurück: „Wir teilen ihn."

Da nahm Heinrich den Apfel, biß herzhaft hinein

Digitized by Google

und gab ihn Guſtav: „So jetzt du!“ Der krachte ſeinerſeits ein Stück ab und gab ihn wieder Heinrich.

So biſſen und kauten ſie, bis der Apfel verzehrt war. Als der Lehrer ins Zimmer trat, wiſchten ſie ſich befriedigt den Mund. Sie hatten einen Friedensapfel gegeſſen. In der Pauſe aßen ſie den andern auf dieſelbe Weiſe. Allerdings geſtand ſich Heinrich jetzt leiſe ein, daß er eigentlich den Friedensſchluß hätte billiger erkaufen können.

Marie ſaß den ganzen Morgen traurig in einer Ecke. Der Vater hatte ihr über das Haar geſtrichen und in beſorgt zärtlichem Tone geſagt, ſie dürfe zwiſchen Heinrich und Guſtav keinen Streit ſtiften.

Sie alſo war ſchuld an dem Schlage und an dem Schimpfwort, von dem ſie nur das eine begriff, daß es etwas recht Gräßliches bedeuten müſſe. Sie ſtellte ſich die beiden Freunde in allerhand Möglichkeiten des Streites vor und dachte an jenen Tag zurück, wo ſie ſich wegen des Drachens ſo grimmig geſchlagen hatten. Jetzt, während ſie ſelbſt geborgen ſaß, taten ſie wohl wieder dergleichen: ſchlugen auf ſich und weinten vor Wut und Schmerz. Das machte ſie traurig. In ihrem hilfloſen Schmerze faltete ſie die Hände und wollte, wie ſie es die Mutter gelehrt hatte, zum lieben Gott beten. Aber dem Schmerz und der Trauer fehlten die Worte. So ſaß denn das Kind mit vorgeſtreckten Händen am Boden, drückte den Kopf gegen die Wand, heftete die Augen gegen den Himmel, der vor den Fenſtern blaute, und ſagte in einem fort: „Du lieber Gott, du lieber Gott.“

Um dieſelbe Zeit etwa aßen die beiden Knaben ihren zweiten Apfel.

Und als ſie mittags zuſammentrafen, alle drei, da vermochte Maries Köpfchen nicht zu begreifen, wie

Digitized by Google

alles ſchon wieder vergeſſen ſein konnte. All das Harte und Schreckliche von geſtern!

Sie ſah ratlos bald den einen und bald den andern an und erwartete ein Wort, ein gutes, liebes Wort des einen für den andern. Sie wollte das Häßliche durch etwas recht, recht Schönes ausgelöſcht haben und hatte Sehnſucht nach einem warmen, koſenden Worte. Es kam aber nicht, dieſes Wort. Das tat dem Kinde weh.

VIII.

Jene unglückliche Stunde, jener Tag der Mißhelligkeiten rückte die drei kleinen Menſchen noch enger aneinander. Sie hatten nun Schmerz und Leid, die ſie allein kannten, die nur ihr Schmerz und Leid waren.

So gingen ſie — drei unzertrennliche Kameraden, durch ihre Jugend. Die andern Menſchen, die ſie auf dieſem Wege begleiteten, traten in den Schatten zurück.

In Felchers Haus lebten noch zwei, die ſtreckenweiſe Weggenoſſen wurden, zwei wunderliche Menſchen.

Fritz hieß der eine und war ein Bruder des alten Felcher. Jünger als dieſer, unruhiger, fahriger und — wenn es darauf ankommt — auch intereſſanter.

War ſein Bruder mehr in die Breite gewachſen, äußerlich und innerlich, ſo Fritz mehr in die Höhe. An ihm war alles lang: Kopf, Rumpf und Beine. die Augen ſchwammen faſt wie zwei gerade Linien dünn im Kopf. Der Mund, ebenfalls groß, hatte faſt keine Lippen. Die Backenknochen ſtanden ſpitz gegen die Haut und gaben dem Geſicht, das von keinerlei Barthaar bedeckt war, etwas Asketiſches. Sogar eine Glatze hatte Fritz Felcher.

Digitized by Google

Liebte schon sein Bruder die kleine Marie, so war sie für ihn vollends eine Göttin, ein Wunder, und nach ihr kam gleich Gustav. Heinrich rangierte erst an dritter Stelle. Fritz Felcher liebte die stillen Kinder, die Kinder, die zuhören konnten.

Denn er selbst sprach und erzählte gerne. Keine alten Geschichten, die er selbst einmal gehört, sondern Märchen, die er geträumt hatte. Die Helden hatten keine fremdklingenden Namen, beileibe nicht! Fritz war Realist und nannte die Helden Marie, Gustav und Heinrich. Auch Onkel Fritz war ihm nicht zu schade, um die allerkomischste Rolle zu spielen.

„Es war einmal" — begann er nach alter, guter Erzählerart, legte dabei Daumen und Zeigefinger der linken Hand um sein spitzes Kinn und ließ seine Rechte die unglaublichsten Kurven und Sprünge durch die Luft machen.

„Es war einmal". — Onkel Fritz saß an der Kelter, aus der eine dünne Strähne dunklen Mostes in die Bütte rann, und die Kinder mit klebrigen Lippen und Fingern von Most und Trauben, hockten um ihn herum am Boden — „es war einmal ein Onkel. Fritz hieß er, dem wuchsen statt der Haare Dornen aus dem Kopfe."

„Aber Onkel Fritz, du hast keine Haare und keine Dornen, du!" schmetterte Heinrich hinein.

„Kennst du denn alle Onkel Fritze, dummer Überzwerch? Die Kinder aber, die ihn sahen, riefen ihm nach: ‚Stachelkopf'. Nur eines nicht, das hieß Marie und war tausendmal schöner als alle anderen Kinder zusammen. Mariechen schlich oft zu dem armen Onkel Fritz, wenn er in seiner Hütte saß und weinte, um ihn zu trösten. Mit seinen kleinen Händchen, die wie Milch so weiß und durchsichtig waren,

Digitized by Google

ja, ja wie Milch, ſtrich es dem Onkel Fritz über die Dornen auf ſeinem Kopf. O wie oft blutete davon das weiße Händchen! Doch dem guten Kinde tat es nicht weh. Denn es liebte den Onkel mit den Dornen auf dem Kopfe gar ſehr. Und wenn ein paar Blutstropfen auf der weißen Haut perlten, dann kam oft ein Knabe herzu, er hieß Guſtav oder ſo, der küßte die Blutstropfen ab, und ſiehe da! es blieben keine Wunden zurück. Dann beteten die Kinder zum lieben Gott, der in der Nähe auf einem Berge wohnte und von da aus die ganze Welt regierte, daß er doch den armen, guten Onkel Fritz von den Dornen befreien möchte. Der konnte das aber nicht ſo ohne weiteres, denn die Dornen hatte ſein Stiefbruder, der Teufel, dem armen Onkel eingepflanzt, weil dieſer ihm zu gut und fromm war."

„Zu gut und fromm", hauchte Marie und fuhr ſich mit den Händen über das widerſpenſtige Haar.

„Ja, zu gut und fromm", fuhr Onkel Fritz fort. „Nun kam eines Tages der Teufel zum Herrgott auf den Berg, ihn um eine Gefälligkeit zu bitten. Sein Stiefbruder möge — bat der Teufel — wieder einmal einen recht ſüßen, ſüßen Wein wachſen laſſen. Er, der Teufel, trinke ihn ſo gerne. Da ſagte der liebe Gott: Ich will dir willfahren, böſer Teufelsbruder. Aber du mußt auch den armen Onkel Fritz von ſeinen Dornen befreien. Das verſprach der Teufel.

Und als eines Tages im Herbſt der Onkel Fritz an ſeiner Kelter ſaß und Trauben zu ſüßem Moſt preßte, Mariechen und Guſtav ſaßen bei ihm, da geſchah es, daß das gute Mädchen dem Onkel wieder einmal koſend über die Dornen fuhr und Guſtav dann die blutigen Händchen küßte. Aber ſiehe da! Die

Digitized by Google

Dornen waren vom Kopfe verschwunden und klebten an Mariechens Händchen als — —"

„Als — —?" entfuhr es den drei Kindern.

Der Onkel Fritz machte eine lange Pause. Er drückte Mariechens Hand gegen Gustavs Mund und sang mit verdrehten Augen:

„— — und klebten an Mariechens Händchen als Schokolade."

Gustav küßte die Hand mit heißen Lippen. Heinrich aber sah keck nach der Glatze seines Onkels und warf ein: „Nun war aber der Onkel Fritz ganz kahl auf dem Kopfe."

„Und es fror ihn", spann sofort der leibhaftige Onkel Fritz den Faden weiter. „Da ging von ungefähr ein Knabe an der Hütte vorbei — —"

„Der hieß Heinrich", fuhr Heinrich befehlend dazwischen.

„Ja, der hieß Heinrich. Der Onkel Fritz fragte ihn, ob er sechs Stunden bei Tag und sechs Stunden bei der Nacht laufen könne."

„Da sagte der Knabe", fuhr Marie bittend fort, „ja, das könne er."

„Ja, das könne er, sagte der Knabe, und warum? Da bat ihn der arme Onkel Fritz, er solle gen Osten sechs Stunden bei Tag laufen, dann komme er an einen grünen See, an dessen Ufern grüne Stengel stehen ohne Blüte. An dem grünen Stengel aber klebten grüne Perlen, mit denen solle er eine seiner Taschen füllen und dann sechs Stunden bei Nacht zurücklaufen. Aber ja bei Nacht, und er dürfe nicht müde werden und nicht schlafen, ja noch nicht einmal hinsetzen dürfe er sich. Sonst würden die Perlen grau. Er müsse sie aber grün bringen, daß sich der Onkel den Kahlkopf einreibe, dann würden ihm Haare

Digitized by Google

wachsen. Und der Knabe tat also, und der Onkel rieb sich die Glatze, und es wuchsen ihm große, schwarze Haare in Menge."

Bei den letzten Worten fuhr sich Onkel Fritz mit gespreizten Fingern über den Kopf wie durch den dichsten Haarwald.

Die Kinder aber lachten, teils über die Geschichte, teils über den Onkel Fritz; der war aber mit beidem zufrieden.

Und auch in den Kindern saß stille Zufriedenheit; jedes war mit seiner Rolle zufrieden.

Fritz Felcher war, wie sein Bruder, ein Menschenkenner. Er studierte die drei Kinder und spiegelte den Charakter jedes einzelnen in seinen Geschichten wider, mit etwas einseitiger Absichtlichkeit zwar, aber gerade deshalb den Kindern fast immer verständlich. So kam es, daß sie ganz den Sinn der Rollen, die ihnen der gescheite Onkel Fritz zuwies, in sich aufnahmen wie eine Lehre und ein Gebot, und sich sogar danach entwickelten!

Marie war immer und wollte nur sein: Die Gute, Selbstlose, die Liebende...

Gustav schmiegte sich an sie. Er sah mit großen Augen ins Leere und suchte die Liebe.

Heinrich aber — Heinrich war die Tat.

Drum war er der Liebling des alten Martin.

Dieser wackelige, zahnlose Knecht Felchers sah aus wie ein alter Veteran. Er mochte nicht mehr weit von siebzig sein; das verdroß ihn aber weniger als das ganze unheldische Zeitalter. Wenn er mit flammenden Augen von früher erzählte, so war das ein zorniges Fletschen und seine einst harte, jetzt nur noch krächzende Stimme hämmerte auf die Arm-

Digitized by Google

seligkeit der Welt und Menschen von heute los. Er war nämlich ein bißchen kindisch, der alte Martin.

Eine ganze Reihe von Feldzügen hatte er mitgemacht, wenn man ihm glauben durfte. Man durfte ihm aber nicht glauben, denn er war nie Soldat, geschweige denn in einem Feldzuge gewesen.

Auch in Afrika war er nie gewesen. Aber um dieses Afrika zirkelten viele seiner Geschichten. Da lebte in der Nähe von Weißburg ein alter, berühmter Gelehrter, der vor Jahrzehnten weite Reisen gemacht hatte. Dessen Begleiter war Martin gewesen, wenn man ihm glauben durfte.

„Und da sind wir denn — Kreuzdonnerwetter, war das ein Wind — um die Südspitze von Afrika herumgefahren. Und der Kapitano — Kruzitürken! — kam auf Deck und verkündete in alle vier Winde feierlich, jawohl, gewiß! der Kapitano schrie:

„San Paolo, die Südspitze von Afrika, dem König der Portugiesen gehörig.“

Am Ufer — Gestade, wie man sagt — da standen — Sakrament! Sakrament! — lauter schwarze Portugiesen. Wir aber fuhren stracks nach Ägyptien. In Ägyptien — hol mich der Teufel! — ist eine Hitze wie in einem Backofen. Wir haben flugs an Mumien und Pyramidien zusammengerafft, was wir so gefunden haben, und sind — hoio! — wieder abgedampft. Zu Fuß natürlich. So sind wir einmal im hohen Grase gegangen bei einer Hitze, die kein Barometer der Welt anzeigen kann. „Martin“, ruft da der Herr Geheimrat, „Martin, komm her.“ Ich ging hin, er zeigte mir was im Grase. Ich fahre — Himmel und Herrgott — entsetzt zurück, denn da war ein Schlangenleib, einen Meter dick und mehr. „Spuck drauf, Martin“, sagte der Geheimrat.

Digitized by Google

„Ich kann nicht, Herr Geheimrat, denn ich bin ganz ausgetrocknet", sagte ich. „Da ein Schnaps, Martin, nimm und spuck drauf." Ich nehme einen kräftigen Schluck und sage: „Ich habe nicht die Courage". „Spuck drauf, Martin, sag ich dir." Da hab ich mich aufgerafft und aus Leibeskräften auf das Schlangenungeheuer draufgespuckt. Da hat der Geheimrat gelacht, was er nur lachen konnte. „Martin", sagte er, „weißt du, was du jetzt getan hast? Du hast auf den Äquator gespuckt." Da ist mirs ganz gruselig geworden. Der Äquator, müßt ihr wissen, ist die Schlange, die um die ganze Erde herumgeht und keinen Anfang und kein Ende hat. „Vielleicht", hat der Geheimrat zu mir gesagt, „vielleicht steckt der Kopf und der Schwanz mitten in der Erdkugel selbst."

Diese Geschichten erzählte er Heinrich. Ob Marie und Gustav dabei waren oder nicht, störte ihn wenig. Er konnte die beiden Kinder nicht leiden. Sie waren ihm nicht frisch und forsch genug.

Mit Heinrich aber unterhielt er sich stundenlang. Heinrich fragte und fragte immer wieder Neues. Und der alte Martin antwortete und antwortete ihm immer wieder Neues. Heinrichs Fragen stachelten Martins Phantasie auf und ersetzten die Bücher, aus denen er, als er noch jung war, sich sein taten- und schicksalreiches Vorleben zusammengelesen hatte.

Einmal erzählte er die folgende Geschichte:

„Es war Anno 70 vor Straßburg. Ich hatte, schlau wie ich war, einen fetten Hammel irgendwo aufgetrieben, im Nu geschlachtet und eine Keule auf den Spieß übers Feuer gesteckt. Meine Korporalschaft, du weißt doch, Heinrich, ich war Korporal — saß mit tropfenden Mäulern drum herum. Da —

Digitized by Google

Himmelherrgottſakrament — um die Ecke ein Haufen Franzoſen! Die waren auch auf Beute gezogen. Guck! Da ſchielen ſie auch ſchon mit hungrigen Augen auf unſere Hammelskeule und greifen uns mit ihren ſpitzen Säbeln an. Wir aber — potz Blitz! — ſind waffenlos. Meine Korporalſchaft verzweifelt. Ich aber nehme — mir nichts, dir nicht — die Hammelskeule vom Spieß und ſchlage mit ihr um mich wie ein Türke. Dem erſten eine ums Maul, daß das Hammelsfett nur ſo in der Luft herumſpritzt, dem zweiten die Keule in die Augen und dem dritten ziehe ich die Fettſeite der Keule über die Naſe. Da waren ſie paff, ſchleckten ganz dumm das Fett aus ihrer Viſage und flohen davon. Die Hammelskeule hängt jetzt im Kriegsmuſeum zu Berlin."

Als er fertig war, ſchwiegen die Kinder eine kleine Weile. Dann ſagte Guſtav leiſe: „Das war nicht ſchön."

„Was, nicht ſchön? Dummes Bürſchel, verſtehſt du was vom Kriegshandwerk? Nicht ſchön? Es war eine Heldentat, haben meine Vorgeſetzten geſagt. Und wenn ich nur einen toten Franzoſen mit ins Lager gebracht hätte, wäre ich mit dem eiſernen Kreuz oder mit was Ähnlichem ausgezeichnet worden."

„Das verſtehe ich gar nicht", murmelte Guſtav und ging davon. Mit dem Schwerte gegen den Feind zu kämpfen, das ging ihm noch ein. Aber Martin, wie er mit der fetten Hammelskeule um ſich ſchlug — das ekelte ihn an.

Drum ging er, Martin ſchimpfte ihm nach. Heinrich ſah den Alten mit begeiſterten Augen an. Marie ſuchte ſich in Heinrichs Geſicht Rat. Da ſie aber die helle Begeiſterung darin las, wurde ſie erſt recht ratlos. Denn auch ihr wollte Martins Heldentat mit

Digitized by Google

der Hammelskeule nicht gefallen. Da trippelte auch sie zum Hof hinaus. Martin aber setzte Heinrich auf seinen Schoß und begann von neuem: „Droben in Hamburg, bevor ich mit dem Geheimrat in See stach ...“

Marie suchte Gustav auf. Er saß im Hof des elterlichen Hauses, in eine Ecke gedrückt, über die ein am Hause sich aufrankender Weinstock sein buntes Herbstlaub spann.

Der Knabe träumte vor sich hin. Die armen Franzosen taten ihm leid, er sah sie weinen, er sah sie das Fett vom Gesicht und Kleid abputzen, er sah sie gierig die Finger abschlecken. Die armen Franzosen!

Marie setzte sich neben ihn, ohne ein Wort zu sprechen. Gustav nahm ihre Hand. Sie schmiegte ihr Köpfchen an seinen Arm und sagte:

„Gustav, wenn ihr einmal groß seid und in den Krieg müßt, du und Heinrich, werdet ihr da auch so schlimm sein gegen die hungrigen Franzosen?“

„Ich nicht, ganz gewiß nicht“, gelobte Gustav und legte seinen Arm zärtlich um Maries Hals.

Marie aber schloß die Augen und faßte Gustavs Hand. Sie dachte an Heinrich und sah ihn, wie er mit einer fetten Hammelskeule auf arme, hungrige Franzosen schlug.

IX.

Es war unausbleiblich, daß sich Heinrich von Gustav und Marie innerlich entfernte. Der Hang zur frischen, fröhlichen Aktivität wuchs in ihm mit jedem Tage. Er wollte immer nur zugreifen und fand in seines Vaters Haus und Feld Gelegenheit genug dazu.

Digitized by Google

Martin gab sich überdies alle Mühe, den Knaben nach seinem heldischen Ideal zu erziehen.

Sogar Onkel Fritz förderte diese Entwicklung. Es kam gar nicht selten vor, daß er dem Knaben, wenn er ihn lesen sah, das Buch wegnahm: „Das verstehst du ja doch nicht. Du bist ja ein anderer."

Gustav und Marie aber träumten sich zusammen in tausend Möglichkeiten hinein. Die Wirklichkeit, der beide von Haus aus nicht nahe standen, rückte noch weiter von ihnen ab.

Als die beiden Knaben in ihr zehntes Lebensjahr traten, geschah etwas, was sie in neue Kreise, zu neuen Eindrücken führen mußte.

Frau Hanna Moser fing im Frühjahr an zu rechnen und zu rechnen, von einzelnen Pfennigen aufsteigend zu Tausenden von Mark. Sie rechnete heraus, ob und unter welchen Opfern sie ihren Gustav studieren lassen könne. Sie überschlug alles, vergaß weder die Zahl der Bleistifte pro Jahr noch die Kosten der Doktorpromotion.

Und als der Sommer kam, stimmte die Rechnung. Da ging Frau Hanna zu ihrem Manne, legte ihm die Hand auf die Schulter, daß er aufschrak, und hieß ihn sich setzen.

Er ließ sich, in einem ungewiß bänglichen Gefühle zögernd, in den alten Ledersessel nieder. Seine Frau setzte sich an den Tisch und sah ihn fest an. Es war ein schwüler Sommertag. Die Läden waren, um der Sonne zu wehren, geschlossen, so daß das Zimmer im Halbdunkel lag.

Moser krabbelte mit beiden Händen in seinem grauen Bart, wiegte leise den Kopf auf und ab und zog die Augenbrauen hoch. Er saß da, als wenn er

Digitized by Google

zeigen wolle, daß er die Bedenklichkeiten und Härten des Lebens gar wohl kenne.

Seine Frau sah das nicht. Sie sprach hart, sogar ein bißchen feindselig. Hart und feindselig war auch, wie sie sogleich auf die Sache selbst kam.

„Was meinst du, daß aus Gustav werden soll?" Moser ließ die Hände sinken und wiegte den Kopf nicht mehr. Die Frage traf ihn.

„Aus Gustav?"

Das klang erstaunt.

„Soll er auch — — — Viehhändler werden?"

Die Pause vor dem Worte Viehhändler war boshaft und bitter. Moser ließ den Kopf sinken. Ein leiser Ton flutete ihm aus der Brust durch die Kehle. Es klang wie innerliches Weinen.

„Gott und mei' Seligkeit, das soll er nicht. Er ist zu gut, zu gescheit dazu. Dein Sohn! Ein seltenes Kind."

Durch die Ritzen eines Fensterladens schlängelte sich silbern ein dünner Sonnenfaden auf den Tisch. Moser folgte sofort angeregt diesem Schauspiel. Er hatte wieder einmal sein Kind, seinen lieblichen Gustav, hingegeben, der Mutter geschenkt. Er glaubte sie dadurch zu versöhnen.

Frau Moser stand auf, schloß den Laden fester, daß die Sonne wieder ganz ausgesperrt war. Sie blieb beim Fenster stehen.

„Gustav soll ins Gymnasium."

Moser sprang wie gepeitscht auf die Beine. Er drückte seine Backen mit den Händen und zitterte ein wenig. Wie ein überraschtes Kind stand er da.

„Ja, ins Gymnasium!"

Er wimmerte die drei Worte vor lauter Glück-

Digitized by Google

ſeligkeit. Dann wankte er mehr, als er ging, auf ſeine Frau zu und ſtreckte ihr beide Hände entgegen.

Einen Augenblick war's, als ob ſie die Hände ergreifen wollte. Dann wandte ſie ſich aber raſch zur Seite, öffnete im Tiſch eine Schublade und holte ein Tiſchtuch heraus. Es war die Zeit des Nachmittagskaffees.

Den tranken beide ſchweigend. Guſtav war mit Felchers in der Heuernte. Moſer trank und aß haſtig, heute noch haſtiger als ſonſt. Seine Finger fuhren wie raſende Mäuſe über das Tiſchtuch hin, die Krumen des Butterbrotes zuſammenzuleſen.

Kaum war die letzte aufgegeſſen, ſprang er auch ſchon auf und zur Tür hinaus. Die Glückſeligkeit preßte ihm faſt Tränen in die Augen.

Er traf Felcher zu Hauſe an. Alle waren draußen bei der Arbeit, nur der Hausherr nicht. Er ſaß im Zimmer und ſchwitzte. Das war ſeine Arbeit. Moſer kam ſeiner Langweile grade recht.

„Felcher, ich will Ihnen was ſagen: ich ſchicke meinen Guſtav ins Gymnaſium. Er ſoll mir ſtudieren, das Kind. Er hat, Gott und mei' Seligkeit, die Gaben dazu. Er ſoll ein Doktor werden oder ſo was."

Moſer war nun ganz Entſchluß, ganz Zukunft und auch ganz Zuverſicht.

Felcher maß ihn mit trägen Blicken, Moſer fuhr erklärend fort:

„Im September beginnt das neue Schuljahr in der Lateinſchule. Da ſoll er auch anfangen, mein Guſtav."

„Erſt mal Platz genommen", holte Felcher endlich aus. In ſeinem dichten Bart und Kopfhaar

Digitized by Google

perlte der Schweiß. Er war gerade im Nachdenken gewesen, als Moser eintrat.

Nun fing er an laut zu denken.

„Das könnte man sich eigentlich auch leisten. Heinrich ist auch keiner von den Dummen. Der soll mir auch mehr werden als ein Bauer. Also, da beginnt ein neues Schuljahr! Warum nicht? Warum nicht, Moser?"

Erst die letzte Frage war an Moser, alles andere an Felcher selbst gerichtet.

Mosers Freude stieg ins Unermeßbare.

„Was hab ich nicht gleich gedacht! Der Heinrich und der Gustav, sie müssen zusammen studieren."

Felcher bemerkte:

„Das kostet freilich einen Haufen Geld!"

Einen Haufen Geld! Wie im Märchen wuchs vor Mosers Augen auch schon ein Haufen Geld aus der Erde, lauter funkelnde Goldstücke. Daran hatte er wirklich nicht gedacht, ob und was das Studieren kostet. Und nun türmte sich vor ihm ein Haufen Gold auf, über den sollten seine Gedanken und Hoffnungen hinwegschreiten, konnten es aber nicht. Er wurde ganz unruhig und zappelig.

Felcher merkte alles.

„Was sagt denn Ihre Frau dazu?"

Diese Frage rollte Moser Zentnerlasten vom Herzen: Was seine Frau dazu sagt? Ei, die hat den Plan ja entworfen und sicher auch an das Geld gedacht. Es muß also wohl reichen; er muß also wohl da sein, der Haufen Geld.

Laut sagte Moser:

„Meine Frau will auch, daß es studiert, das Kind."

Damit war die Sache selbst erledigt. Nun setzten

Digitized by Google

sie sich zusammen, die beiden Grauköpfe, und sprachen von der Zukunft ihrer Kinder, jeder das des andern lobend und im Innersten überzeugt, daß das eigene den Vorzug verdiene.

Als die Sonne draußen zu verblassen begann, ging Moser fort. Es genügt aber nicht, nur zu sagen: er ging! Den kurzen Weg von Felchers Haus zu seinem dehnte er zu einer langwierigen Reise aus, an der sein Kopf ebenso stark beteiligt war wie seine Füße. Diese gingen in weiten Kurven, nicht zwischen den Häusern, sondern von einem Haus zum andern und sogar von Pflasterstein zu Pflasterstein. Der Kopf aber wandte, drehte, hob, senkte sich in tausend schnellen Bewegungen. Moser mußte seine Freude noch ausleben. Wo er in der Nähe oder Ferne ein Gesicht sah, winkte und rief er übertrieben seinen Gruß. Und als ihm seine Feindin, die Lisbeth aus dem Pfarrhaus, begegnete, hatte er ein von biederer Freundschaft triefendes „Wünsch guten Tag, Fräulein Lisbeth" für sie. Die Alte war so bestürzt, daß sie mit offenem Munde stehen blieb. Später freute und rühmte sie sich, daß sie sich nicht habe verleiten lassen, den falschen Gruß zu erwidern.

Felcher zündete sich, als Moser fortgegangen war, von seinen 6 Pfeifen die längste an. Das hieß soviel als: „Ich bin mit mir außerordentlich zufrieden."

Als seine Frau aus dem Felde heimkam, empfing er sie mit gerunzelter Stirne und unterbreitete ihr, daß er sich nach langem, gedankenvollem Hin und Her entschlossen habe, Heinrich studieren zu lassen. Das Leben sei schwer als Bauer und als Studierter, aber Wissen sei Macht, und diese Macht könne man sich nur durch Studieren verschaffen. Er wolle sich später nicht dem Vorwurf aussetzen, nicht alles ge-

Digitized by Google

tan zu haben, um seinen Sohn auf die Höhe des Lebens zu führen.

Die Phrase „die Höhe des Lebens" wiederholte Felcher dreimal.

Seine Frau stand starr und stumm. Studieren, das schien ihr wie ein waghalsiges Klettern an den Zacken eines steilen Berges, es schien ihr etwas Atemberaubendes; ob sie sich freuen sollte oder nicht, wußte sie nicht. Jedenfalls war sie überzeugt, daß ihr Mann an diesem Entschlusse schwer gearbeitet habe, und sie bewunderte ihn.

Heinrich und Gustav waren ganz stolz, als man ihnen sagte, daß sie studieren sollten. Sie gingen am gleichen Abend noch zu Marie.

„Du, wir kommen in die Lateinschule, wir dürfen studieren, wir zwei", sagte Heinrich.

„Da können wir erzählen!" fügte Gustav bei und dehnte das Wort erzählen ins Unendliche.

„Und — ich — aber — —?" stotterte das Mädchen. Ihre Stimme klang nicht wie von einer Sechsjährigen. Ihre Augen zitterten auf den Gesichtern der beiden Knaben hin.

Alle drei blieben stumm. Auf die Knaben flog ein Schimmer von Andacht nieder. Sie fühlten dunkel, daß ein neuer Abschnitt in ihrem Leben und in ihrer Freundschaft begann.

Marie aber wandte sich und ging. Sie hätte weinen und lachen mögen. Als sie allein war, sagte sie oftmals leise vor sich hin: „Heinrich und Gustav". In dem Klang dieser leisen Worte lag ihre Welt beschlossen.

Der gemeinsame Besuch der Lateinschule band die Knaben äußerlich noch fester aneinander. Die Stadt war eine Stunde von Weißburg entfernt, Weiß-

Digitized by Google

burg hatte aber noch keine Bahnverbindung. So liefen sie denn Tag für Tag zwei Stunden lang die bald überstaubte, bald feuchtschmutzige, bald schnee- und eisbedeckte Straße hin und her.

Die Schule selbst übte auf sie eine sehr verschiedenartige Wirkung aus. Heinrich war Feuer und Flamme, herzhaft im Sehen und Lernen, ein Schüler, den auch der griesgrämigste Lehrer lieb haben mußte. Der Knabe schluckte die lateinischen Vokabeln, daß es eine Lust war. Er sagte bald öfter Gustavus als Gustav und schrieb in alle seine Bücher und Hefte: Henricus Felcher. Alles latinisierte er. Wenn er nachmittags mit Gustav unter den schattigen Kastanienbäumen den Heimweg ging, sang er oft lange Reihen von lateinischen Deklinationsformen nach allerhand geläufigen Melodien.

Gustav stimmte meist zwar auch mit ein, aber bedeutend zaghafter. Ihm war die Schule und was sie lehrte eine bittere Enttäuschung. Daran war zum größten Teile, aber doch nicht allein, die Schule selbst schuld.

Gustav hatte zu früh das Träumen gelernt, das In-sich-Hineinsehen und das Über-die-Dinge-Wegsehen. Sein knabenhaft ungebundener Sinn rollte immer gleich in nebelhafte Fernen. Gustav hatte in seiner Kindheit nie ein umgrenztes Glück genossen, drum suchte er Glück und Befriedigung in einer grenzenlosen Weite. Lernte er, daß puella das Mädchen heißt, so dachte er weniger an die Gegenüberstellung des vertrauten und des fremden Wortes als an den Inhalt des Wortes überhaupt: leichtfüßige Mädchen hüpften vor seinen Augen. Oder die Vokabel uva — Traube ließ ihn zwischen Reben wandeln, an denen Trauben in nie erlebter Größe und

Digitized by Google

nie geahnten Farben hingen! Oder miles — der Soldat: Waffengeklirr, Siegesgeschrei, Triumphgesang!

Gustav war weit davon entfernt, ein schlechter Schüler zu sein, aber ein uninteressierter war er, auch ein bißchen überlegen in seiner wenig knabenhaften Haltung und darum nicht beliebt bei seinen Lehrern. Der eine oder der andere unter ihnen sprach das Wort gelegentlich hart und roh aus: „Ein Jude halt!"

X.

Zur Zeit, da die Knaben Lateinschüler wurden, besuchte Marie ebenfalls schon die Schule. Sie wurde vom Lehrer als fleißig und gescheit gelobt.

Ihr Vater strich ihr öfter als früher über das dunkle Haar und sagte ein über das andere Mal: „So ist's recht."

Die Anerkennung ärgerte das Kind. Denn es fand die Schule unwichtig. Es hörte und sah dort nichts Neues. Daß der Tisch rund ist und der Himmel blau, wußte es längst. Noch mehr: es wußte sogar, daß gar nicht alle Tische rund sind und der Himmel nur ganz selten blau ist. Diese weitere Erkenntnis brachte es mit sich, daß Marie allmählich in eine Art von Opposition zur Schule kam.

Ihr Lehrer neigte überdies zu selbstgefälliger Breite. In seinem Munde wurde das wenige Neue, das er Marie zu sagen hatte, alt und uninteressant, er hielt über alles gleich eine Rede, statt sich mit den Kindern darüber zu unterhalten.

Bei diesem fetten Pädagogen blieb Marie jahrelang. Er war ein guter Mensch. Aber seine Schule war schlecht. Marie mochte weder ihn noch die Schule.

Digitized by Google

Da Gustav und Heinrich seltener und seltener bei ihr sein konnten, spann sie sich wieder in Einsamkeit ein.

Bei ihrem Vater Belehrung, Förderung oder sonst etwas zu suchen, fiel ihr nie ein.

Die alte Lisbeth gar war ihr zuwider. Als Marie acht Jahre alt war, hatte sie es schon so weit gebracht, daß die Alte in ihr die Tochter der Herrschaft respektierte. Manchmal versuchte es die Magd mit einer vertraulichen Zutunlichkeit. Da kam aber das Mädchen immer mit einem schroffen Ton zuvor.

So war Marie denn fast ganz allein in einem Alter, das sonst die Schauer der Einsamkeit noch nicht kennt.

Sie wuchs in dieser Einsamkeit. Sie wurde innerlich froh und stark.

Alle gesunden Kräfte ihrer Eltern schossen in ihrem Blute auf. Ihre schwarzen Augen leuchteten wie die ihrer Mutter. Und auch deren Mut und Hang zur Freude kam über sie.

Ein anderes hatte sie vielleicht vom Vater, vielleicht aber auch vom Leben selbst: sie war wortkarg.

Sie ging immer noch mit halbgeöffnetem Munde umher. Das gab ihrem Wesen etwas Gespanntes.

So ruhig sie nach außen war, kam sie doch nie in Wirklichkeit zur Ruhe. Die toten Dinge waren ihr lebendig. Aus Stein und Gras und Blumen sangen Geheimnisse in sie hinein.

Sie konnte eine Blume, ein einfaches Gänseblümchen minutenlang in Händen halten und anstarren. Nicht nachdenklich, nicht schönheitsgierig, sondern einfach so, wie man einen Freund anschaut.

Das innige, wortlose Verhältnis zu den Dingen verhalf dem Kinde zu einer inneren Festigkeit. Die

Digitized by Google

Ereignisloſigkeit ſeines Lebens trug auch dazu bei. Merkwürdig, daß Maries alte Freunde, Felcher und Moſer, ſie in ihrer Seltſamkeit erkannten. Moſer ſagte in gezogenen, gar nicht verhallen wollenden Tönen: „Das Kind iſt wahrhaftig ſchon ein richtiger Menſch.“ Und Felcher durchwühlte die ganze Herzform ſeines Bartes nach dem einen kraftvollen Worte: „Ein Charakter iſt ſie.“

Einmal machte ſie das ganze Dorf von ſich reden — damals, als ſich der alte Martin erhängte.

Das kam ſo:

Felchers Haus war von menſchlichen Gegenſätzen erfüllt bis zum Überlaufen.

Von der jungen, geſunden Kraft der Bäuerin und dem ältlichen Kraftprotzentum ihres Mannes iſt nicht zu reden. Die breite, blonde Frau trug die eingebildete Überlegenheit des Mannes ohne Widerreden.

Sie vergrub, was ihr zuwiderlief, in Arbeit und Lachen.

Aber der Vater und der Onkel Felcher waren immer hintereinander her. Der Onkel war beſcheiden und arbeitſam, aber, wie viele ledige Männer, wenn ſie älter werden, heimlich immer zur Rebellion bereit. Er mochte ſeine Schwägerin gerne, er erbaute ihr ſogar aus Reſignation und Liebesbedürfnis in ſeinem Innern einen beſcheidenen Altar. Um ihr darauf opfern zu können, machte er aus der wacker werkelnden Frau eine Art von leidender Madonna. Wo es ging, ſtand er ihr mit ſtreichelnden Worten gegen den Bruder bei. Den reizte das. Und da er ein bißchen Gegenrede und Hader über die Maßen liebte, ſtrich er in Gedanken, Wort und Tat dem jüngeren Bruder öfter quer über den Weg, als es nötig war.

Insbeſondere ſtand er immer dem alten Nichtsnutz

Digitized by Google

Martin bei. Der und Onkel Fritz nun gar waren erbitterte Feinde. Der Alte sprach immer von einer Nase, um die ihr Lebtag noch kein Wind geweht habe. Und Fritz redete von einem Maul, aus dem sein Lebtag noch kein wahres Wort gekommen sei.

Eines Tages nun war die Bäuerin mit Bohnenpflücken beschäftigt. Fritz half ihr dabei. Der Ehemann lag auf dem Bett und schnarchte. Martin wollte in der Scheune ein Gleiches tun, angeblich allerdings einmal Ordnung schaffen im alten Gerümpel auf der Tenne.

Die Herrin hieß ihn aber mithelfen beim Bohnenpflücken. Dagegen sträubte sich sein zahnloser Mund und sein linkes Auge, das er zum Zeichen des Widerspruches so gründlich unter die weißbuschige Augenbraue verkriechen lassen konnte, daß er wie einäugig aussah. Das andere Auge flitzte dann nur so in die kleine und große Welt.

Das Bohnenpflücken sei keine Arbeit für einen Mann, meinte er. Weibergeschäft sei das. Er, mit seinen Fäusten, solle nach diesen zarten Böhnchen suchen? Er ließ eine Lache durch den Hof dröhnen.

Das ärgerte die Frau. Sie ging durch die Scheune in den Garten und klagte ihn bei Fritz an, der schon an der Arbeit war. Sie tat es noch ganz im Zorn und etwas überschwenglich.

Da geschah etwas ganz Außerordentliches. Fritz, der stille, geräuschlose Fritz, riß in der Wut mit gespannten Fingern die hellgrünen Bohnen und Blätter, wie er sie traf, von der Staude, warf sie um sich und fand keine Worte vor Wut. Er rannte durch den Garten in die Scheune, schrie nach Martin, rannte in den Hof, schrie nach Martin, rannte in den Stall und schrie und wieder in die Scheune und schrie

Digitized by Google

wieder, bis er den Alten gemächlich ausgestreckt und vor sich hinlächelnd liegen sah.

Da sprang er auf ihn zu und stieß ihn vor die Brust.

Martin aber sprang auf und schlug ihn ins Gesicht.

Der Schlag war leicht und schmerzlos, so wild und heldenhaft er von dem Alten gewollt war. Martin fühlte sich ganz als Recke im Kampfe.

Fritz aber stand starr, bis Martin aus der Scheune in den Garten gegangen war, um nun doch zu helfen. Dann ging er selbst unsicher ins Haus und auf sein Zimmer.

Am nächsten Tag wurde Felcher von Frau und Bruder bestürmt, den alten Martin zu entlassen. Er weigerte sich, schon um des lieben Unfriedens willen. Es war ein paar Tage Schreien und friedloses Schweigen im Haus. Martin fühlte sich. Bis er schließlich bei einer winzigen Gelegenheit sogar gegen Felcher selbst frech wurde. Da hatte er seine Entlassung.

Er war als Invalide erst ins Haus gekommen. So konnte er sich nicht beklagen, wenn er's jetzt wieder verlassen mußte.

Aber er wußte nicht wohin mit seiner allzeit aufbegehrenden Faulheit. Niemand mochte den alten Bramarbas.

Er konnte nicht mehr, wie in jungen Jahren, sich die Landstraßensonne um die Ohren flitzen lassen und sich in den Kneipen mit lustigen Liedern und Lügen einen Trunk erschmeicheln.

Drum knüpfte er, während im Hof die Arbeit umging, in einen rechtschaffenen Strick eine Schleife, machte den Strick in der Scheune an einem rostigen

Digitized by Google

Haken fest und schlüpfte mit seinem Kopf in die hochbaumelnde Schleife.

Er freute sich, daß er nicht im Bett zu sterben brauchte, und freute sich noch mehr, als er — schon baumelnd — einen schimpfen hörte:

„Noch nicht einmal die Sensen hat er hergerichtet, der alte Faulpelz.“ So ging er — glücklich und zufrieden — aus der Welt.

Ein paar Stunden später kam Heinrich in die Scheune. Als er Martin hängen sah, kochte ihm vor Schreck das Blut gegen die Augen. Ein Schrei — und er war auf der Straße. Dort lehnte er sich gegen das Haus, minutenlang stumm und tot.

So sah ihn Marie und eilte herzu, eilte mit ihm in die Scheune und sah... Ohne Besinnen sprang sie auf die Tenne zu dem hängenden Mann, der einen halben Meter über dem Boden baumelte, faßte ihn an den Beinen und hielt ihn hoch. Sonst nichts: keine Tränen, kein Wort, kein Schrei. Sie stand und hielt mit dünnen Ärmchen den Mann hoch, so daß das Seil ihn nicht mehr schnürte. Das Kind sah nicht, wie der Kopf welk auf die Brust fiel. Heinrich jagte wieder davon und rief nach Leuten.

Erst kamen ein paar scheue Mädchen und übten sich im Erschrecken vor dem entsetzlichen Bilde.

Dann ein paar Weiber, die mit geschäftiger Neugier guckten. Eine, die schwanger war, sagte dumm und kalt, wenn ihr der Anblick nur nichts tue... Marie aber stand noch immer und keuchte unter ihrer Last. Der Schweiß stand ihr auf Stirne und Lippen.

Erst als ein Mann aus der Nachbarschaft kam und den Strick zerschnitt, wurde sie von ihrer Last erlöst.

Der tote Körper plumpste laut zu Boden. Das

Digitized by Google

Leben war längſt entflohen. Marie ſtarrte den Alten an und ſank entkräftet über ihn. Ein tonloſes Schluchzen ſchütterte durch ihren Körper.

Das koſtete die Mädchen ein Kichern. Die Frauen ſchalten auf das Kind. Die Schwangere ſagte, wenn ihres ſo werden ſolle, wolle ſie lieber nicht gebären. Die Männer trieben Marie fort.

Heinrich ſchlich mit bebenden Knien ins leere Haus.

Halb ein Grauen und halb ein Schämen hielt ihn von dem Mädchen zurück.

Er ſah ſie im Wachen und Träumen lange Zeit noch auf der Tenne ſtehen, den alten toten Martin umklammernd. Das Geſicht ſchüttelte ihn.

Marie ſelbſt dachte ohne Grauen an jene Stunde. Die Güte, die tief in ihr lag, hatte ſie dazu getrieben, dem armen Mann zu helfen. Sie ſchämte und brüſtete ſich nicht ihrer Tat vor ſich ſelber. Es war etwas, was ſie tun mußte. —

Eines Tages kam im Pfarrhauſe ein Brief an, der den Pfarrer aus ſeiner beſchaulichen Ruhe riß und über Marie einen Wirbel von Aufregungen brachte. Er war geſchrieben vom alten Oberamtsrichter und bat den Pfarrer, er möchte ihm doch das Kind einmal ſchicken, er und die Mutter wollten es ſehen. Er und die Mutter — ſchrieb er. Es war aber nur die Mutter, die ſich nach ihrem Kinde ſehnte.

Dem Pfarrer wurde es heiß und kalt, als er den Brief las und wieder las. Er war ratlos. Was tun? Er dachte nicht mit dem Herzen, ſondern nur mit dem Kopfe nach. Aber auch der hieß ihn, um keinen Streit heraufzubeſchwören, Marie zur Mutter zu ſchicken.

Er ging zu dem Kinde und fragte:

„Erinnerſt du dich noch an deine Mutter?“

Digitized by Google

Die Worte kamen unsicher, aber kalt heraus. Marie starrte ihn schweigend an. Ihr Mund öffnete sich weit. Die Arme hingen schlaff.

Der Pfarrer wurde ungeduldig und schnarrte ein fragendes „Na?" heraus. Marie blieb wieder stumm.

Da ging ihr Vater wieder davon. Hier konnte er mit kühler Ruhe nichts erreichen. Mehrere Tage ging er bedrückt und verärgert umher.

In Marie aber hallte etwas auf. Leise bekam das Bild der Mutter in ihr Farbe. Sie hörte Liederklänge, fühlte schwarze Augen auf sich ruhen, weiche Hände über ihr Haar schmeicheln.

Der Pfarrer machte nun einen Umweg. Er vertraute sich der alten Lisbeth an. Die strich um Marie herum, ließ dummharmlose Worte von der Mutter fallen. Jedes Kind habe eine Mutter, nicht wahr? Marie habe auch eine, natürlich. Sie sei aber nicht beim Vater, leider. Alles könne nicht bei allen gleich sein, nun einmal.

Dann wieder:

Ach, wie eine schöne Frau sei Maries Mutter! Und so gut und lieb! Und sie wohne ja gar nicht weit. Und man wäre versucht, einmal zu ihr zu gehen und zu fragen: „Wie geht's, wie steht's, Frau Pfarrer?" Wenn man nur nicht zu alt wäre. Man würde sicher und gewiß gut und freundlich aufgenommen werden. Da hätte man doch auch einmal seine Freude.

Marie aber schwieg.

Da fuhr es der Alten hart und scheltend aus dem Mund:

„Willst du denn nicht einmal deine Mutter besuchen, widerborstiges Kind?"

Da sank Marie, wo sie gerade stand, wild schluchzend zu Boden.

Digitized by Google

Erſchreckt floh Lisbeth und brachte dem Pfarrer die Antwort, die ſie aus Maries Schluchzen herausgeleſen hatte: Marie wollte zur Mutter.

Man zog ihr ein weißes Kleidchen an. Sie ließ alles wie im Traume geſchehen. Lisbeth ſtellte ſie vor den Spiegel, zupfte ſie von unten bis oben zurecht und drehte ſie nach allen Seiten. Das Kleid war plump und bäuriſch.

Maries Kopf leuchtete über dem weißen Fähnchen wie ein Wunder: Ganz bleich das Geſicht, die Augen wie Kohle, das Haar dick und glatt, wie wenn ihm Gewalt angetan worden wäre, die Lippen des großen Mundes bebend.

So zog ſie mit Heinrich und Guſtav den langen Weg in das Städtchen, wo die Knaben zur Schule gingen und ſie ihre Mutter beſuchen ſollte.

Es war ein Tag im Juli. Die Kirſchen hingen rot und ſchwarz in den Bäumen, umſungen von fliegendem Volk.

Die drei Kinder ſprachen wenig. Heinrich ließ ſich von Guſtav und dieſer von Heinrich die Schulaufgaben abprüfen. Beide fanden darin eine Zuflucht vor Marie. Dieſe ſah ſchweigend in die Sonne, mitten in die Scheibe hinein. Sie ſpürte kaum, daß ihre Augen ſchmerzten. Wieder und wieder ſah ſie in die Sonne. Wenn ſich dann ihr Blick ſenkte, tanzten bunte Farbenflecke um ſie. Nichts als dieſe tollen Farben ſah ſie. Hinter ihnen verſteckte ſich ihr aufgeſcheuchtes Kinderherz.

Die Knaben brachten ſie bis vor das Haus, wo die Mutter wohnte.

Marie ſah die beiden Knaben an. Sie wollte von ihnen bis ins Haus und Zimmer geführt ſein.

„Mit hinein?“ fragte ſie leiſe.

Digitized by Google

Heinrich trat einen Schritt zurück, Gustav blickte zu Boden. Da ging Marie allein mit langsamen, kleinen Schritten.

Vor dem Haus blühte ein Gärtchen. Tulpen und Rosen. Die Farben rauschten vor Maries Auge. Betäubt davon betrat sie einen dunklen Gang. Auf einem Fenster leuchteten weiße Tulpen und warfen ihren scharfen Duft dem Eintretenden entgegen. Eine schmale Treppe führte nach oben. Hier ein kleiner, wieder ganz in Duft und Farben der Blumen getauchter Vorplatz.

Hier blieb Marie stehen. Die Blumen tanzten ihr vor den Augen. Sie konnte nicht weiter, weder gehen noch denken. Sie blieb und blieb.

Sie stand eine halbe Stunde so da.

Manchmal drang von innen ein halbes Geräusch zu ihr. Dann schreckte sie leicht auf.

Plötzlich hörte sie hinter einer Türe, ganz in der Nähe, eine weiche, müde Stimme: „Du armes Tierchen, hast Pfötchen verklemmt?"

Das Blut blieb dem Kind in den Adern stehen. Da öffnete sich schon die Türe. Ein weißes Spitzhündchen zottelte auf drei Beinen durch die enge Spalte und sprang, als er Marie sah, bellend an ihr hoch. Da flog die Tür ganz auf. Eine bleiche Frau trat auf die Schwelle, zitterte, schwankte, schrie auf, stürzte auf Marie zu und bedeckte sie kniend, liegend mit tausend heißen Küssen und Worten.

So sah Marie ihre Mutter wieder. Sie war damals zehn oder elf Jahre alt und äußerlich ein ruhiges, besonnenes Kind.

Die Mutter aber — damals vielleicht eine Frau von dreißig Jahren — war krank, grau und alt. Sie war die Jahre her selten bei dem alten würdigen Onkel

Digitized by Google

gewesen, sondern ruhelos mit mancherlei Zwecken herumgereist — als Krankenpflegerin, Gesellschafterin, ohne sich selbst wieder zu finden und gesund zu werden.

Sie war vor Wochen nach Hause gekommen — mit einem brennenden Wunsch: ihr Kind zu sehen. So wie alles Ruhige, Stetige in ihr aufgelöst war, so war auch der Glanz ihrer Mutterliebe zerschmolzen in ein flackriges, bleiches Gefühl mit jähen, zehrenden Wallungen.

Der alte Onkel litt unter dieser alten jungen Frau unsagbar tief und tat ihr jeden Willen.

Er rettete Marie vor dem Überschwang ihrer Mutter. Diese drückte und koste und küßte und drangsalierte mit ihrer Liebe das Kind, daß es manches Mal den Anschein hatte, sie wolle es erdrosseln. Je heißer die Gefühle der Mutter an ihm auf- und niederwogten, je drängender ihre Worte ihm in die Ohren fielen, desto mehr verkroch es sich in sich selbst.

Es sprach fast nichts. Aber es weinte und lachte auch nicht. Etwas in ihm, das noch keinen Namen trug, weil es noch nicht geworden, sondern noch ganz Verlangen war, wurde an jenem Tage zu Stein: die Liebe zur Mutter.

Maries Sprödigkeit reizte die Frau. Jede Minute, jede Sekunde warb sie von neuem um das kleine Herz. Doch es versagte sich ihr. Als Marie am Nachmittag das Haus verließ, war sie wie ausgebrannt. Die Knaben hätten sie wieder abholen sollen, kamen aber nicht. Da ging sie allein. Sie sagte, sie würde die Knaben in der Stadt treffen. Das log sie, empfand aber die Lüge nicht. So stark war ihr Verlangen fortzukommen.

Digitized by Google

Da sie mit der Mutter die Treppe hinabging, fragte diese in süß schmeichelndem Tone:

„Marie, Kind — kommst du wieder?"

Marie schwieg. Zum zweitenmal die Frage. Wieder Schweigen. Da stürzte die Mutter auf der Treppe vor dem Kinde nieder, eine Verzweifelnde, und schrie und tobte:

„Marie, Kind — du kommst nicht wieder!"

Da log das Mädchen zum zweitenmal: „Ich komme wieder."

„Du lügst, du lügst", schrie die Mutter.

Da hob Marie, wie sie früher als ganz kleines Ding der alten Lisbeth gegenüber getan, ihre schwarzen Augen, wischte sich alles Haar aus der niedern Stirne und sagte bebend: „Siehst du, ob ich lüge?" Man hatte ihr einmal gesagt, jede Lüge sei auf der Stirne eingeschrieben.

Die Frau schluchzte zufrieden und gab die Kleine frei. Als sich hinter der Davongehenden die Türe geschlossen hatte, stand sie da, wie von sich selbst verlassen, etwas suchend und suchend, was sie nicht finden konnte: Ruhe.

Marie ging den Weg durch das Städtchen, langsam und in inhaltslosem Traume. Nichts sprach in ihr. Ihre Augen hingen am Boden.

Sie dachte auch nicht an Heinrich oder Gustav. Als sie auf der Landstraße eine Weile gegangen war, senkte sich eine bleierne Müdigkeit in sie. Sie setzte sich ins Gras eines Straßengrabens. Leicht an einen Weinbergstein gelehnt, sah sie über die Hügel zum Horizont, wo ein dunkles Gebirge im Schein der späten Sonne lag. Alles, alles war ihr fremd.

Plötzlich kam Heinrich des Weges. Er hatte mit

Digitized by Google

Gustav auf Marie irgendwo gewartet, wo sie glaubten sie sehen zu müssen, wenn sie zurückkomme.

Marie war aber eine andere Straße gegangen. Als sie gar nicht kommen wollte, überfiel Gustav die Angst; er erklärte die Freundin holen zu wollen; Heinrich wollte langsam weitergehen.

Und nun fand er Marie auf der Straße. Er bemühte sich gleichgültig zu sein.

„Da bist du schon" — sagte er, als er näher kam. Marie schwieg.

„Warum bist du denn so lange dort geblieben?"

Wie wenn sie eine Antwort gebe, sagte Marie: „Warum?" dann erhob sie sich und wollte gehen.

Heinrich sah nach Gustav aus. Dann sagte er:

„Gustav ist hin und will dich holen."

Marie ging zu Heinrich, hing sich an seinen Arm und preßte sich an ihm fest.

Heinrich stand starr. Er lächelte verlegen.

Marie suchte seine Augen. Sie brauchte in all ihrer kindlichen Angst vor dem Leben, das sie heute angefallen hatte, eine kleine Hilfe, einen Blick. Heinrichs Augen aber irrten flüchtig vor den ihren. Ihr Atem flog rasch. Heinrich fürchtete ihr Weinen. Er hob die Füße, ohne aber von der Stelle zu gehen, — einmal, zweimal und dann wieder. Das letztemal war es ein Stampfen, unwillig und hart.

Marie hing noch immer an seinem Arme. Da sagte Heinrich, einen Wunsch und fast auch einen Befehl in der Stimme: „Gustav!" und sah nach ihm zurück. Das schleuderte Marie von ihm. Sie ließ ihn los, strich mit beiden Händen über ihre Haare und ließ die Hände am Kopf, als ob sie ihn pressen und zusammenhalten wollte.

Heinrich blieb abgewandt.

Digitized by Google

Da stieß in dem Mädchen etwas auf. Man kann nicht sagen, was. Es wurde ein langgezogener, fast tierischer, roher Laut. Und dieser Schrei riß das Kind von der Stelle, fort — fort... Es sprang gehetzt feldein. Eine späte Nachmittagssonne sprühte ihm dunkelgoldenes Licht entgegen.

Heinrich blieb in bitterem Zorn zurück. Er lachte grimmig.

Gustav sagte er, Marie sei schon allein nach Hause gegangen.

Gustav hatte von Maries Mutter Schokolade bekommen. Die aßen sie zusammen und gingen dann langsam dem Dorfe zu.

Es gab nicht viel zu reden zwischen ihnen.

II.

Heinrich wandte sich nun ganz von Marie ab. Wenn er ihr begegnete warf er ihr kalt und hochmütig seinen Gruß zu, wie das nur vierzehnjährige Knaben können. Er wollte nichts mehr mit ihr zu tun haben.

Gustav dagegen sehnte sich mit immer heißerem Verlangen nach Marie. Sie ging wie ein leuchtender Traum durch seine Tage. Er konnte sich sein Leben ohne sie nicht denken.

Zwar kam er auch nur ganz selten mit Marie zusammen. Aber wo es die Gelegenheit und seine eigene Schüchternheit zuließ, da zeigte er ihr seine Neigung.

Er war nun schon so weit, um das Wort vor sich selbst auszusprechen: Er liebte Marie.

Wie oft war es, daß er seine dünnen, knochigen Arme ausstreckte, seine Finger spreizte und dazwischen Maries Kopf, von seinen Händen geliebkost, sah.

Digitized by Google

Dann glomm in seinen Fingern ein Feuer, wie wenn aus ihnen Flammen schlagen wollten. Und wieder und wieder sprach er das Wort leise und innig: Marie.

So sehr stand er in ihrem Banne, daß er ihr seine Dienstbarkeit, seine Unterwürfigkeit stets zu zeigen trachtete. Er suchte ihr einen Korb zu tragen oder ihre Bücher; er suchte ihr eine Neuigkeit zuerst zu hinterbringen, sie über etwas aufzuklären. Als er sie einmal traurig sah, ging er hin und fragte sie, was ihr wäre. Und da sie ihm keine Antwort gab, strich er ihr heimlich über die Hand. Er hätte ihr aber so gerne Haar und Wangen streicheln mögen. Doch das getraute er sich nicht.

Marie fragte ihn einst, als er ohne Grund über die Straße hinüber zu ihr ging, ohne etwas zu sagen oder zu fragen:

„Was willst du von mir?"

Sie tat das in ihrer stillen, sachlichen Art, ohne unwillig zu sein und ohne daß der Frage ein Wille nach Antwort anzumerken war.

Der Knabe gab denn auch keine Antwort. Aber es wirbelten in ihm tausend Worte auf. Doch keines kam auf seine Zunge. Sie blieben ihm in der Kehle stecken. Seine Brust war zum Zerspringen voll.

Er sagte nur nach einer langen Weile:

„Darf ich nicht mit dir gehen?"

Marie nickte: „Du darfst". Diese zwei Worte schwebten aus ihrem Munde ohne Anfang und Ende. Vielleicht sagte sie auch: „Du darfst, du Lieber." Oder vielleicht setzte sich sonst ein Klang an, der zu zart war, um Wort zu werden.

So gingen sie vors Dorf. Da lag, in bunten Herbstfarben, ein Weinberg. Marie setzte sich auf

Digitized by Google

einen der Steine, an dem der Weinbergsdraht befestigt war, Gustav auf einen nebenan.

Sie sahen in die Weite. Am Horizont waren ungezählte hellgraue Wölkchen. Die flogen, wie auf einen Befehl, zueinander, bildeten größere Wolken und zogen so ihres Weges weiter. Sie kamen näher, wurden aber immer weniger und größer und dunkler. Das dauerte so etwa eine Viertelstunde.

Dann stand hart über ihnen eine große, schwarze Wetterwolke. Die Luft war fahl um sie. Ein Licht, von dem man nicht wußte, woher es kam, lag auf ihren Augen. Und in ihnen und um sie Stille.

Da sahen sie sich an mit neuen und fremden Blicken, die tief aus dem Innern kamen und tief ins Innere fielen.

Jäh, wie aus Notwendigkeit, sank Gustav zu Marie und küßte sie auf den Mund. Marie tat nichts.

Dann prasselte ein Sturzregen nieder, Winde peitschten die Tropfen. Aus der Erde stieg Kälte und scharfer Duft auf.

Gustav und Marie eilten nach Hause.

Dieses Erlebnis brachte die beiden Kinder nicht näher zusammen, wie man denken sollte, sondern stellte sich zwischen sie, drohend und trennend. Ein Fremdes hatte da in jener Stunde in ihr kindliches Verhältnis hineingespielt: heißer Wunsch, der Tat wird. Das trieb sie auseinander.

Marie dachte bisweilen an Gustav in stillem Haß. Sie fand unschöne Eigenschaften an ihm. Er war ihr zu unterwürfig, zu müd, zu bleich, zu still.

Gustav hatte bisweilen Furcht vor Marie. Er fürchtete sich vor ihren großen stillen Augen, vor ihrem Mund mit den stark geschwungenen Lippen. Oft sah

Digitized by Google

er ſie vor ſich, ſo wie ſie manchmal daſtand, mit hängenden Armen. Dieſe ſchlaff nach unten ſich ſtreckenden Arme hatten etwas Unheimliches für ihn. Vor ihnen fürchtete er ſich am meiſten.

Die Freundſchaft der drei Kinder war mit einem Mal nicht mehr. Heinrich hatte ſie überwunden, Marie entbehrte ſie nur ſelten, aber Guſtav weinte ihr nach. Heinrich und er waren jetzt auch nur noch äußerlich viel zuſammen. Der Zufall, ſonſt nichts!, hielt ſie beieinander.

In Guſtav band ſich nun erſt recht die Sehnſucht los und die Neigung zum Träumen. Er war keiner von denen, die wunſchlos allein ſein konnten. Irgendeinen Menſchen mußte er als Ziel und Stütze haben.

Eines Abends trat er in die Wohnſtube. Wie eine große Spinne hatte ſie die Dämmerung mit grauen Farben überdeckt. Von dieſem Halbdunkel ging ein Fröſteln auf den Knaben über. Er verkroch ſich in den Sorgenſtuhl des Vaters. Den bleichen Kopf zurückgelegt, die Augen geſchloſſen, ſaß er da. Ein ſchwerer, ſchluchzender Seufzer hob ſich aus ſeiner Bruſt. Da ſtand vom Sofa, das ganz im Dunkel lag, eine Geſtalt auf. Der Knabe fühlte es mit geſchloſſenen Augen. Kein Wort wurde laut. Die Geſtalt kam ihm nahe. Der Knabe hielt die Augen immer noch geſchloſſen. Die Geſtalt ſchlang ihre knochigen, harten Arme um ſeinen Leib, wühlte ihr Geſicht in ſeines und küßte ihn heiß. Und der Knabe ſchlang auch um ſie ſeine Arme und erwiderte die Küſſe und beider Tränen miſchten ſich. Vater und Sohn weinten zuſammen. Keiner wollte ſich vom andern trennen.

So fand Guſtav ſeinen Vater.

Das gab ſeinem Leben neuen Halt. Er ſuchte nun in allen und ſelbſt den kleinſten Dingen die Liebe

Digitized by Google

des alten Mannes, vor der er sich bisher gefürchtet hatte.

Ging er aus der Schule nach Hause und wußte er seinen Vater in einem nahen Dorfe, so machte er einen kleinen Umweg, um zusammen mit ihm heimgehen zu können. Oder er fragte ihn nach dem und jenem und heuchelte Interesse für das Geschäft. Oder er heuchelte auch Freude über einen angeblich gelungenen Handel, wenn er auch schon verständig genug war, zu sehen, daß es mit dem Gelingen nicht weit her war.

Kam der alte Moser, wie ein gehetztes Wild müde von den Geschäften, in die große Stube, so ging gleich ein Fragen Gustavs an und löste ein Antworten aus — das war ein liebevolles Spiel gegenseitiger Aufmunterung zum Frohsein.

Die Mutter sah fast mit Entsetzen ihren Sohn zum Vater hinüber- und, wie sie meinte, hinuntergleiten. Sie störte beide, wo sie konnte. Ihre Kälte färbte sich zur Bitterkeit an. Denn nun wurde sie unter den dreien die einzig Einsame. Sie fühlte es: seit irgendwann hatte etwas Trauliches in ihrem Hause Quartier genommen, ohne sich um sie selbst zu kümmern. Um Liebe zu betteln, dazu war sie zu stolz. Sie ging ihren Weg, rechnend und klügelnd.

Und rechnend und klügelnd tat sie noch öfter als früher ihrem Manne weh. Sie kalkulierte ihm vor, wieviel er verdienen könne und wie wenig er verdiene. Er zitterte vor ihren Augen und Zahlen. Doch diese Augen und Zahlen ließen nicht von ihm und nahmen ihm stückweise das Recht zu leben.

Wenn die harte, klare Stimme der Frau sagte: „Warum bist du denn nun gestern wieder von morgens bis abends herumgelaufen, wärst du doch im

Digitized by Google

Bett geblieben!" —, so klang das dem alten Moser wie: „Warum hast du denn gestern noch immer gelebt?" Er wurde kleiner und kleiner. Vor seiner Frau mußte er sich mit seinem Schmerze verkriechen, vor seinem Sohn seinen Schmerz verbergen. Er war ein Mensch auf der Flucht.

Eines Tages war er in einem Dorfe, vielleicht eine Stunde von Weißburg entfernt. Frühmorgens schon war er fort. Da war ein Bäuerchen, bleich und matt wie er selbst, den wollten seine Gläubiger zusammenreißen. Moser hatte 1000 Mark von ihm zu fordern. Die Angst, sie zu verlieren, legte sich ihm wie ein Schnüreisen um die Brust.

Er ging zu seinen Vertrauensleuten: „Wird bei der Versteigerung etwas für mich herauskommen? Gott und mei' Seligkeit, die Hypotheken, die Hypotheken."

Wenn man den Mann gewähren lasse, ihn nicht dränge, sei das Geld nicht verloren. Es sei ein gutes Jahr, der Boden trage was.

Moser wollte gewiß nicht drängen. Er ging dann selbst zu dem Schuldner hin.

Die Frau saß in der Küche — weinend.

Was denn los sei, fragte erstaunt Moser. Er hatte sich von den andern schon wieder richtig Mut machen lassen.

Die Frau deutete stumm auf einen Brief. Moser nahm ihn und las. Er stand neugierig über dem Papier. Plötzlich aber zerrte sich ihm etwas durch das Blut, wie ein elektrischer Schlag, und er winselte wie ein sterbendes Tier: Der Mann schrieb da, daß er bei einem Wucherer gegen ein letztes Hypothekchen Geld aufgenommen habe für eine Reise nach Amerika. Er wolle einmal sehen, wie es da drüben stehe. Ganz

Digitized by Google

komisch schrieb der Mann, wie wenn im Unglück der Humor, mit dem er nie etwas zu tun gehabt hatte, sein Freund geworden wäre.

Moser raste fort — wieder zu den Vertrauensleuten.

Nun sei alles verloren, natürlich alles verloren, lautete jetzt der Refrain. Da schlich sich Moser zum Dorfe hinaus, wie wenn er Glück und Leben darin gelassen hätte.

Es war Nachmittag im Frühjahr. Die neue Wärme schickte sich schon an, in Kühle umzuschlagen, obwohl es noch lange war bis zum Abend.

Moser hatte den ganzen Tag kaum etwas gegessen. Er war so müde. Er hätte sich hinlegen und schlafen, schlafen mögen. Schließlich setzte er sich an den Rand eines Grabens.

Leute gingen vorbei und grüßten ihn. Sie riefen ihm freundliche oder spöttische Worte zu. Immer sah er einen unter ihnen, der gar nicht da war. Das bleiche, müde Bäuerchen, das einmal sehen will, wie es drüben stehe. Das Kerlchen kam ihm gar nicht mehr bleich und müde vor, wie die Jahre her. Es tänzelte mit seinem dünnen Köpfchen, seinem dürren Körperchen auf den winzigen Beinchen und hatte Röte im Gesicht und Lebensfreude. Die spöttischsten Worte hörte Moser von ihm. Worte von Amerika, Hypothek und 1000 Mark.

Immer starrer und dumpfer wurde der Blick des Mannes, der da regungslos am Wege saß.

Alles ringsum schien ihm zu einem Nichts geworden zu sein — breites, totenstilles Wasser. Ein Schifflein schwamm darauf und drin saß das Bäuerlein. Es lachte und lachte. Ein anderes Fahrzeug folgte, im Sturm: Moser sah seine Frau, die dem

Digitized by Google

Bäuerlein nacheilte. Himmelhoch türmten ſich die Wogen, zeigten oben ſchrecklich weiße Schaumzähne, fielen und begruben alles, ſeine Frau, das Bäuerlein und — ihn ſelbſt.

Die Angſt war in ihm und zerſprengte ihn. Die Angſt war um ihn und erdrückte ihn. Sie führte Tänze um ihn auf. Sie grinſte ihm in die Augen, ſie kicherte ihm in die Ohren. Sie ſetzte ſich ihm zwiſchen die Zähne, in die Kehle, in die Naſe. Er glaubte, er müſſe erſticken, wenn er die Angſt nicht erſchlage.

Er eilte zitternd fort. Die Nacht war ſchon da. Er hatte ſtundenlang am Wege geſeſſen.

Erſt jetzt, da er vorwärts ging, merkte er, daß es ſchon dunkel und daß er ſelbſt ſteif vor Kälte war.

Nun begann er wie ein Beſeſſener zu laufen. Er fürchtete das zu ſpäte Nachhauſekommen und wollte durch ſeine Eile auch die Kälte wieder von ſich abſchütteln.

Während er durchs Dunkel dahinſchoß, zuckten alle Wahnbilder durcheinander und nur noch wilder vor ihm auf. Er hatte die Empfindung, als ob er mitten in einem großen Haufen von Geſtalten ſpringe.

Ganz plötzlich aber wiſchte ſich alles aus ihm weg. Wie ein furchtbares Geräuſch, das aber ſo übermenſchlich laut war, daß es ſchon gar nicht mehr zu hören war, ſondern die Stille der Nacht durch eine andere mit allen Geräuſchen der Erde geſättigte überirdiſche Stille erſetzte, durchdonnerte ihn etwas. Er blieb aus dem raſcheſten Laufen heraus ſtehen, warf die Arme in die Höhe und ſank dann lautlos in ſich zuſammen.

Der alte Moſer lag als ein kleines, unſcheinbares Häufchen am Boden.

Digitized by Google

Gustav hatte am Nachmittag, als er von der Schule kam, nach dem Vater gefragt. Er sei über Feld gegangen, sagte die Mutter kurz. Bis zum Abendessen wurde von dem Abwesenden nicht mehr gesprochen. Dann wurde die Frau selbst unruhig. So lange blieb er nie aus. Sie tauschte ihre Besorgnis kurz und sachlich mit Gustav aus. Als sie sagte: „Es wird ihm doch nichts passiert sein", klang ihre Stimme sogar weich.

Gustav stand auf und ging vors Dorf — dem Vater entgegen. Die Mutter hieß es gut.

Er ging und ging auf der Straße. Als er so im Dunkel dahinschritt, von der abendlichen Kühle überschauert, da kam die Angst auch zu ihm und setzte sich ihm in den Nacken.

Wie von einer Ahnung getrieben, strich er am Rande des Grabens hin, ob er nicht irgendwo seinen Vater liegen oder sitzen sah. Doch er kam bis zum anderen Dorf und fand ihn nicht.

Im Dorfe fragte er in den Häusern nach und hörte endlich, daß man den alten Moser auf der Straße nach Weißburg gesehen habe.

Da rannte er wieder in die Nacht hinaus, innen ganz leer, ohne Träne, nur mit dem alles niederhaltenden Gefühl, daß etwas Furchtbares seiner harre. Oft wenn er hundert Meter gelaufen war, kehrte er wieder um, weil er glaubte, er könne doch einen Winkel der Nacht noch nicht durchspäht haben.

Schließlich ging er, da er ganz erschöpft und in Schweiß war, langsam die Straße hin — immer im Zickzack und auf der Suche nach dem Unglück. Und schließlich fand er es. Steif und kalt und mit kurz röchelndem Atem lag sein Vater da, ganz klein, wie abseits vom Leben.

Digitized by Google

Da kam dem Knaben das Weh, schrecklicher als jemals in seinem Leben. Bisher waren alle seine Schmerzen aus Träumen und Sehnen geboren und waren durch Träume und Sehnen auch wieder zu lindern gewesen. Nun aber stand er dem bestimmtesten, unbarmherzigsten Unglück Aug' in Auge gegenüber. Bisher war sein Schmerz immer etwas Organisches, zu ihm Gehöriges, mit dem er lebte wie mit irgendeinem bald süßen, bald bitteren Geheimnis.

Nun aber riß sich aus ihm Schmerz und Pein los, wie ein flügg gewordener grauer Vogel und zog seine Kreise um ihn.

Als er seines Vaters ansichtig wurde, brach er winselnd in die Knie, den Namen „Vater" auf den Lippen. Er nahm den teuern Kopf zwischen seine Hände, küßte ihn mit zuckendem Mund und überströmte ihn mit Tränen. Als er merkte, daß noch Leben in dem Körper war, kam ihm ein Fetzchen Hoffnung zurück.

Er suchte nach Wunden und fand keine. Da nahm er des Vaters kalte Hände in die seinen und rieb und küßte sie warm. Hundertmal sprang ihm das Wort „Vater" von der Zunge, aber hundertmal blieb es ungehört.

Da straffte sich Gustav auf, zog den Körper seines Vaters an sich und wollte ihn forttragen. Doch er brach mit ihm zusammen. Seine eigene Ohnmacht erpreßte ihm noch bittrere Tränen als des Vaters Not.

Schließlich gelang es ihm, den Körper von der Straße fortzubringen und an einen Baum zu lehnen. Dann sprang er, so schnell er konnte, dem Dorfe zu. Bald schon kam ihm wer entgegen, von der Mutter geschickt, dem sagte er in abgerissenen Sätzen, was geschehen sei. Während der Mann rasch zurückeilte,

Digitized by Google

um Hilfe zu holen, stürzte er selber wieder zum Vater, ihn zu bewachen.

Ganz friedlich, mit ruhig gesenktem Haupte lehnte der alte Moser am Baume. Gustav ballte die Hände des Vaters zusammen und umschloß sie mit zarten Fingern. Er knizte neben dem stummen Leib.

Am Himmel war inzwischen da und dort ein Stern aus dem Dunkel gebrochen. Ein sanftes Licht schwamm über der Nacht. Durch das Licht zogen hellblaue Wolken. Die Nacht hatte sich geschmückt.

Durch seine Tränen sah Gustav die keusche, stille Schönheit.

Unwillkürlich faltete er die Hände. Doch da er bittende Worte zum Himmel stammeln wollte, fand er keine. Nur eine Frage flog aus ihm zum Lichte auf: „Warum? Warum?" Er klammerte sich an dieses Wort und wiederholte immer und immer: „Warum?"

Am Himmel aber zogen die Wolken nicht rascher wie vorher. Und das Licht wurde nicht heller. Alles blieb, wie es war. Das „Warum" verlor sich hilflos klagend in der Nacht.

Und ob auch Gustavs Gedanken zu Gott eilten, sie fanden dort keine Statt. Der Knabe wußte von Gott weiter nichts, als daß es einen gebe. Wie er nun aber den Weg zu ihm nicht fand, stiegen in seiner überladenen Brust Zweifel auf und keuchend fiel er neben den Vater und fragte:

„Vater, was tut denn unser Gott da oben?"

In diese Frage tönten eilige, schwere Schritte hinein. Einige Männer kamen mit der Tragbahre, darunter Kaspar und Fritz Felcher.

Fritz strich seinem jungen Freunde übers Haar. Sein Bruder nahm den alten Moser und legte ihn

auf die Bahre. In seinem mächtigen Barte leuchteten ein paar Tränen. Als er etwas sagen wollte, brachte er nur ein Schluchzen heraus. Auch Onkel Fritz konnte nun nicht mehr an sich halten.

Zwischen den beiden Männern schritt Gustav hinter der Bahre her. Sie weinten alle drei.

Moritz Moser kam nicht mehr zum Bewußtsein. Als die Nacht vorüber war, hatte auch sein Leben ein Ende.

Der Arzt hatte einen Gehirnschlag konstatiert.

Die Frau vergoß nicht viele Tränen. Aber man konnte meinen, über ihrem Gesicht sei ein Vorhang aufgerollt. Die Härte war daraus verschwunden und man sah hinter Augen und Mund unendliches Leid einer Mißgeschickten.

XII.

Hanna Moser blieb nach dem Tode ihres Mannes in Weißburg wohnen. Das war merkwürdig genug. Denn ihr Leben hatte in dem Dörfchen keine Wurzeln geschlagen. Aber es war hier erkaltet und versteint. Sie gehörte nach Weißburg, nicht wie ein Baum in sein Erdreich, sondern wie ein steinernes Bild, schwer und spröd, das sich nicht mehr fortschaffen läßt.

Nahrungssorgen blieben der Witwe und ihrem Kinde fern. Die amerikanischen Verwandten schickten sogar mehr als früher. Was von den Ausständen des Geschäftes zu retten war, rettete Frau Hanna. Sie hatte einen flinkeren Kopf und eine härtere Hand als ihr Mann. Aber von den tausend Mark des Bäuerleins, das nach Amerika gefahren war und den

Digitized by Google

alten Moſer in ein noch ferneres Land gelockt hatte, bekam ſie keinen Pfennig.

Der alte Felcher half der Witwe ſeines Freundes, wo er nur helfen konnte. Wo es zwiſchen ihr und den Schuldnern zum Streit kam, war er da. Er ging zu einem ſolchen faulen Mann ins Haus oder nahm ihn ſich ſonſtwie vor und ſprach ihn etwa ſo an:

„Alſo eine arme, verlaſſene Witwe wollt Ihr betrügen, wollt Ihr unterdrücken? Die Witwe eines Mannes, der um einen kleinen Gewinn ſein Leben geopfert und hingegeben hat? Der für jeden Zeit ſeines Lebens ein warmes Herz hatte, nie einen Schuldner bedrängte, obwohl er ſelbſt immer der Bedrängte war! Der Euch und mir und allen ſchon irgend einmal eine Gefälligkeit erwieſen hat, und nicht nur eine, das weiß ich, ſondern mehrere, viele, ungezählte. Und dieſes Mannes arme, verlaſſene Witwe wollt Ihr unterdrücken? Wollt Ihr das?“

So etwa ſprach Felcher zu den Leuten und ſeine Stimme war Donner und ſeine Blicke waren Blitze. Solchem moraliſchen Wetterſchlag widerſtanden die wenigſten. Aber mehr noch: gerade dieſe ſäumigen Schuldner nahmen aus Felchers Worten einen Eindruck mit nach Haus und lernten unwillkürlich über den toten Moſer ganz anders denken wie über den lebenden. Sie dachten an ihn mit jener Rührung, mit der man eines guten Mannes gedenkt, dem man zu Lebzeiten unrecht getan hatte.

Sogar die alte Lisbeth auf dem Pfarrhof ſchloß Frieden mit dem toten Moſer, da er ja auch jetzt nicht mehr gefährlich war.

Einige Schuldner aber gab's, die wollten und wollten nicht zahlen. Aus verſchiedenen Gründen:

Digitized by Google

die einen hatten kein Geld. Da fällt das Zahlen schwer. Die anderen hatten's knapp. Da fällt das Zahlen nicht leicht. Und die dritten äugten nach einem Prozeß. Denen war das Nichtzahlen eine Freude.

Frau Hanna Moser beriet sich mit Felcher, was zu tun sei.

Er wolle, sagte er, nächsten Sonntag in dem Dörfchen herumgehen und mit diesen Menschen reden. Und wie wolle er mit ihnen reden. Er preßte sein Bartherz wild gegen die Brust und schob die Augäpfel bis ins Gehirn hinein, als er das sagte. Er dachte daran, von seinen eigenen grauen Haaren zu sprechen, die er vor fremder Leute Türen tragen müsse, weil er eben nun einmal das Unrecht und die Schikane nicht sehen könne.

Aber Frau Hannah bat ihn davon abzustehen. Da fiel er ihr rasch ins Wort und erklärte: so und so wolle er zu den Leuten reden. Und er sagte das von den grauen Haaren und sagte noch manches von Ehre und Gewissen und Moral. Als er das alles gesagt hatte, war ihm wohl, und er hatte keinen Grund mehr, auf der Wanderung zu den Schuldnern zu bestehen. Denn, was er zu diesem Kapitel zu sagen hatte, war ja nun gesagt.

Ob man denn nun prozessieren solle, fragte er und dachte daran, daß der alte Moser das nicht gemacht hätte.

Aber gewiß, sagte Frau Hanna, wo sie Aussicht habe ihr Recht zu finden, werde sie es suchen. Dazu seien die Gerichte da.

Man müsse einen tüchtigen Anwalt befragen, meinte Felcher.

Die Frau war damit einverstanden, wollte es

Digitized by Google

ſelber tun, mußte aber dieſes Geſchäft ſchließlich auch Felcher überlaſſen.

Advokaten — das war ſo ſein Fall. Prozeßfragen — ganz ſein Fall. Und dann dieſe Geſetze — wieder ſein Fall.

Draußen glitzerten die Kirſchen an den Bäumen, reifte das Korn, ſtreckten die Reben lange Schößlinge in die Höhe — aber Felcher ſaß über Papieren und einem Geſetzbuch, das ſie, wie er höhniſch meinte, das bürgerliche nennen, das aber kein ſchlichter Bürger verſtehen könne. Er ſchrieb ſich Fragen auf, die er an den Advokaten ſtellen und Bedenken, die er ihm vortragen wolle, und er wußte ſchon ſo etwa die Punkte, wo er wohl mit dem Advokaten nicht ganz übereinſtimmen werde.

Je näher die Arbeit im Felde ihm auf den Leib zu rücken drohte, deſto mehr wurde er ganz Geiſt für die Sache ſeines verſtorbenen Freundes.

An einem ſchönen Sommertage nun fuhr er in die Stadt, wo das Landgericht ſeinen Sitz hatte. Sie war drei Stunden entfernt. Das gab eine richtige Tagfahrt für ihn.

Er hatte ſich aber für Geſellſchaft geſorgt. Heinrich bat ihn mitfahren zu dürfen, da lud er auch Guſtav und Marie ein. Beide wollten nicht. Beide mußten aber.

Vor Marie ſtellte er ſich mit breit geſpreizten Beinen, wie vielleicht einſt der einäugige Rieſe vor den kleinen Odyſſeus:

„So, du willſt nicht! Schön, auch gut! Du willſt nicht mit deinem alten Freund fahren, der dich auf den Armen getragen hat. Biſt gar ſchon, ja, ja! ſchon eine Dame. Kommſt nächſtens in ein Penſionat. Na ja, viel Glück auf die Reiſe ins Ferne!"

Digitized by Google

Da lachte Marie und ſagte, ſie wolle ganz gerne mitfahren.

Und zu Guſtav ſagte Felcher:

„Ja, haſt recht, bleib zu Haus. Ich werd' ſchon allein fertig. Dein Vater war ein rechtſchaffener Mann. Und eines rechtſchaffenen Mannes Geſchäfte ſind leicht zu erledigen. Da fahre ich halt allein mit Heinrich und Marie."

Wie ſollte, wie konnte Guſtav da nicht mitfahren?

So ſaß denn der Koloß Felcher vorne auf dem Bock des ſchmächtigen Korbwagens und neben ihm, ernſt und ſtill, Marie.

An Felcher war alles Leben und Freude.

Hinten ſaßen die beiden Knaben und pflegten eine ſpärliche Unterhaltung.

Unterwegs begann Felcher Reden zu halten. Die drei Kinder hörten ihm bisweilen zu, beſonders wenn er ganz leiſe ſprach. Denn das tat er ſelten und nur bei den allerwichtigſten Dingen.

Heinrich wäre gern allein mit ſeinem Vater gefahren. Die Anweſenheit Guſtavs ernüchterte, der Anblick Maries bedrückte ihn. Er konnte der Fahrt nicht froh werden.

Guſtav hörte Felcher am eifrigſten zu. Die großen Worte des Alten waren ihm wie Keile, an die er ſeine Gedanken anbinden konnte, um ſie nicht in trüb dämmernde Welten hinausirren zu laſſen.

Felcher ſprach vom Wein, vom Heu, von 47 Sorten Kirſchen, die er einmal als Knabe in einer halben Stunde gekoſtet habe, von dem Großvater des Pferdes, das vor dem Wagen lief und von noch vielen anderen unwichtigen Dingen, die aber in ſeinem Munde groß und wichtig genug wurden, um etwa die Erde in ihrem Laufe zu hemmen oder eine neue

Digitized by Google

Zeit einzuleiten. Je zufriedener Felcher mit sich und seiner jeweiligen Lage zu sein pflegte, desto mehr innere und äußere Bedeutung konnte er den Dingen geben, von denen er sprach.

Heute war er nun außerordentlich zufrieden.

„Der Großvater dieses Gaules," sagte er, „war ein Aristokrat. Nach menschlichen Begriffen mindestens ein Graf. Er fraß nur Hafer, der weiß war wie frisch gefallener Schnee. Gelblichen oder gar grauen verschmähte er. Dabei war das Tier fleißig wie kein zweites. Aber es ließ sich durch die Arbeit nicht beschmutzen. Es war nie unreinlich, auch wenn es nicht gewaschen und gestriegelt wurde. Sein Tod war ein wahrer Edelmannstod. Ich habe mal als Junge im Hof nach Spatzen geschossen, da gingen ihm ein paar Schrote ins Gehirn. Was tat der Gaul? Er schüttelte nur ein parmal unwillig mit dem Kopf, warf mir einen strafenden Blick zu und tat seine Arbeit weiter. Er wurde aber von Stund an störrisch, bekam offene Stellen am Kopf und mußte schließlich erschossen werden. So einen Großvater hatte der Gaul da."

Gustav hörte die Geschichte eines Märtyrers, Heinrich die eines Helden. Marie aber war schon weiter, sie fühlte dunkel, daß der Held der Geschichte neben ihr sitze, und lächelte.

Als das Gefährt in der Stadt anlangte, wurde Felcher stumm. Nun mußte er selbst überall hin sehen und hören. Er wurde wie ein Gefäß, dazu bestimmt Neues in sich aufnehmen.

Vor einem grauen Hause ließ er den Gaul halten.

„Hier wohnt der Doktor Stechmaier," sagte er, stieg ab und verschwand im Hause.

Die Kinder saßen ratlos da. Marie ergriff die

Digitized by Google

Lenkriemen. Heinrich ſprang bald aus dem Wagen und hielt das Pferd am Zügel.

Ein paar ſparſame Worte wurden geſprochen.

Der Wagen ſtehe ſchön im Schatten, meinte Marie. Wenn es aber Regen gebe, warf Guſtav ein; dann werden wir auch im Schatten naß, ſagte Heinrich.

Marie lachte. Auch Guſtav zeigte ein ſtilles Lächeln.

Alle drei dachten nun an Schatten, Sonne und Regen.

Nur immer Schatten, Schatten, träumte Guſtav.

Heidi, die Sonne! blitzte es aus Heinrich dem Sonnenſchein auf der andern Straßenſeite entgegen.

In Marie aber entſtand ein Gemiſch von Regen, Sonne und Schatten. Es wirbelte ihr vor den Augen. Sie wurde ganz luſtig dabei.

Sie ſchwiegen wieder.

Da kam, ganz wild, Felcher aus dem Hauſe gerannt, ſchrie: „Wir fahren!“ — wartete kaum, bis die Kinder wieder Platz genommen hatten, ſchrie auf den Gaul ein und fuhr davon.

Erſt auf der Landſtraße kam er zur Ruhe. Der Gaul, der des raſchen Laufens müde war, fiel in einen ganz langſamen Schritt. Das brachte auch Felcher zur Beſinnung.

Er ſagte:

„Ja, die Advokaten. Da iſt unſereiner nichts. Da iſt man natürlich dumm. Die ſind die Geſcheiten.“

Nun wurde er wieder ganz wild.

„Alſo, wenn doch eine Frau, wie die Frau Moſer ſagt, ſie ſeien das Geld ſchuldig, ſo ſind ſie's doch auch. Wenn der Mann dann ſagt: nein, dann kann das doch nichts gelten. Nicht wahr?“

Marie bejahte ganz überzeugt. Felcher drehte ſich

Digitized by Google

um; er wollte auch die Meinung der beiden Knaben hören. Die bejahten auch.

„Und der Advokat will mir das bestreiten.“

Er war nun wieder ganz überlegen. Wie wenn es das Natürlichste von der Welt wäre, kehrte er um, fuhr wieder in die Stadt, vor das alte Haus, band das Pferd an die Klinke des Hoftores, hieß die Kinder ihm folgen und ging hinein.

Der Rechtsanwalt lachte leis und hell, wie ein Kind, als er den Alten wieder kommen sah. Es war ein noch nicht bejahrter Mann mit großer Glatze und schon ganz grauen Haaren. Die Hände hatte er in den Taschen und lief ununterbrochen, die Augen wie suchend auf den Boden geheftet, im Zimmer auf und ab. Wenn er etwas sagte, nahm er die Rechte aus der Tasche und hielt den Zeigefinger an die Nase. Sein Mund furchte sich auch um das ernsteste Wort zu leisem Spott.

„So haben wir nun unsere Ansicht geändert?“ fragte er.

„Nein, wir halten an der alten immer noch fest, wir alle.“ Felcher machte eine Bewegung über die Kinder hin. Marie nickte dem Rechtsanwalt herzhaft bejahend ins Gesicht. Die Knaben sahen unter sich.

Ihnen lag nichts an dem Rechtshandel und an dem Streit Felchers mit diesem fremden Mann. Sie fühlten sich nicht wohl. Marie dagegen, der auch nichts an dem Handel und Streit lag, war ganz bei Felcher. Sie fürchtete den Fremden nicht, sie wollte den guten Onkel Felcher, wie sie ihn in Gedanken noch immer nannte, beistehen, um jeden Preis. Sie verwandte kein Auge von dem Rechtsanwalt. Sie preßte ihre Lippen fest aufeinander, aber sie lösten sich immer wieder.

Digitized by Google

Der Rechtsanwalt war der Situation nicht gewachsen. Da standen drei Kinder um einen alten Mann und hatten mit ihm eine Ansicht, sagte er sich vor. Er konnte nämlich nur erfassen und denken, was er sich innerlich vorgesagt hatte.

Felchers Blick jagte ihn zu den Kindern. Die beiden Knaben nahmen ihn nicht auf; er ging zu dem Mädchen. Das stand da wie ein Rätsel.

Er ging einige Schritte vor und wandte sich dann zu Felcher.

„Ist das Kind taubstumm?" fragte er. Er glaubte es, weil Marie den Mund so seltsam offen hielt und so eindringlich mit den Augen sprach, wie Taubstumme.

Die Frage klang komisch und wirkte auch so. Die Knaben lachten, Felcher brüllte. Marie aber blieb stumm.

Der Rechtsanwalt sagte: „Da ist nichts zu machen." Was er damit meinte, blieb unklar: Das Lachen oder die Streitfrage.

„Da gehen wir," stieß Felcher heraus und verließ das Zimmer. Die Kinder folgten. Der Rechtsanwalt ahnte, daß er zu klein und schwach sei, um solchen Menschen gegenüber recht zu haben, selbst wenn es tausendmal im Gesetz stehe.

Felcher fuhr weiter und hielt vor einem andern Hause. Da wohnte wieder ein Rechtsanwalt. Auch diesmal gingen die Kinder mit hinein. Der Rechtsanwalt war ein kleines, bewegliches Männchen, das mehr Haare zu haben schien als Platz auf dem Kopfe, so daß sie ihm in Stirne, Ohren und Hals hinabwachsen mußten. Aber das Gesicht selbst war ganz bartlos, wie um fremde Augen zu verblüffen.

Das Männchen gab Felcher seine Hände, gab den

Digitized by Google

Kindern seine Hand, fragte Felcher und die Kinder nach Name, Herkunft, Gesundheit, Wetter, Ernte, Schule, Appetit und nach einigem andern. Und hüpfte dann auf die Sache selbst, fragte hin und her, gab Felcher recht und unrecht, dann ein Viertel recht, dann ein Viertel unrecht und behauptete schließlich die anderen zwei Viertel standhaft und ganz für sich.

Als Felcher fortging, hatte er seine Ansicht geändert und eigentlich doch recht behalten. Denn Recht oder nicht Recht sind doch nur Worte. Und diese Worte sagte der Rechtsanwalt immer eines hinter dem andern her, daß man nicht wußte, welches sagte und welches gesagt wurde.

Mit vielem Händedrücken nahmen alle Abschied. Als sie wieder auf der Straße standen, hatten sie das Gefühl, etwas Freundliches erlebt zu haben. Ein Lächeln stand ihnen im Gesicht.

Felcher ließ sie einsteigen und fuhr davon. Er sagte nicht, wohin, und hielt schließlich vor einer Konditorei.

Die Kinder sprangen aus dem Wagen und in das Geschäft. Felcher band den Gaul an. Als er ihnen nachfolgte, saßen sie schon in einer Ecke und hoben ihre Augen kaum nach ihm. Sie sahen nach den bunten Plakaten und nach den Süßigkeiten.

Marie sagte, sie wolle Schokolade.

Bei dem Worte Schokolade rückten die Knaben auf ihren Plätzen. Der Klang schon tat ihnen wohl.

Felcher bestellte Schokolade und einen Berg Kuchen, Konfekt und andere Süßigkeiten dazu. Er selbst trank Schnäpse und aß auch von dem Süßen.

Wie sie so dasaßen und schmausten, kamen sie sich ganz nahe. Alle Schranken fielen, die Schranken zwischen dem Alten und den Jungen, zwischen den Kna-

Digitized by Google

ben und dem Mädchen und zwischen den Knaben untereinander. So oft sich zwei ansahen, lachten sie. Und schließlich wurde es ein fortgesetztes Ansehen und Lachen.

Marie aß vom Kuchen Heinrichs, Heinrich von Gustavs Konfekt und Gustav nahm von Felchers Süßem.

Nach dem ersten herzhaften Zugreifen wurden die Kinder gesprächig. Was sie sprachen, schrien und flüsterten, kann man nicht sagen. Die Worte tauchten aus dem Lachen auf, schwammen auf dem Lachen und tauchten wieder ins Lachen unter.

Nur Felchers Stimme durchriß dann und wann die heitere, selige Atmosphäre mit einer Erheblichkeit.

Sein Vater, erzählte er, habe ihm und dem Onkel Fritz einmal Geld gegeben, sie sollten sich etwas kaufen; wer das Geld am schönsten verwende, bekomme das Doppelte. Da hätten sie untereinander ausgemacht, daß sich der Fritz Stahlfedern und er selber Schokolade kaufe. Die Schokolade hätten sie brüderlich unter sich geteilt. Der Fritz habe das Doppelte bekommen. Dafür hätten sie sich wieder zusammen Schokolade gekauft, diesmal aber gefüllte.

Über diese und andere lustige Geschichten lachten die Kinder sich müde. Als sie schließlich in ihrem Gefährt die Stadt verließen, schluchzten sie vor Ausgelassenheit.

Auf der Landstraße lag trübe Luft und Staub; dahinter verwehte Geräusche. Die Sonne hatte sich schon abgewandt und goß ihr Licht auf die Berge. Man sah davon nur einen schmalen Streifen, und es war, als ob hinter den Gipfeln das Licht in Strömen flösse.

Im Wagen erstarb allmählich das Lachen. Nur

Digitized by Google

Felcher redete wie mit tausend Zungen. Er hatte zwölf Schnäpse getrunken, süße und bittere. Er zeichnete mit der Peitsche wirre Schnörkel in die Luft. Von Zeit zu Zeit klatschte er einen Knall in die Stille.

Als er merkte, daß die Laune der Kinder nicht so langlebig war wie seine, fing er an zu summen:

„Zu Straßburg auf der Schanz ..."

Als er fortfuhr: „da fing mein Trauern an", hörte er Maries Stimme neben sich mit summen. Da holte er mit großem Baß aus:

„Das Alphorn — — —"

Wer konnte nun noch widerstehen? Auch die Knaben sangen mit. Maries Stimme war dunkler und sonorer. Die Knaben fielen ins Schrille.

Der Gesang glich dem Abend; aller Inhalt des Tages schien in ihm noch einmal Leben zu gewinnen.

Der Gaul schlug mit den frischbeschlagenen Hufen auf der harten Landstraße den Takt. Die Bäume ringsum rauschten als Orchester mit.

So endete dieser Tag. Es war der letzte, in dem Heinrich, Gustav und Marie kindlich zusammen waren.

Hinter diesem Abend stand das Leben — ob hell, ob dunkel, man wußte es nicht.

XIII.

Heinrich und Gustav zogen von der Lateinschule aufs Gymnasium. Das war in einer Stadt, die von Weißburg einige Bahnstunden entfernt war. Die Knaben nahmen also Abschied von Eltern und Freunden und zugleich auch von ihrer Kindheit.

Heinrich und Gustav wohnten nicht zusammen; Gustav war bei einer jüdischen Familie untergebracht.

Digitized by Google

Bald drängten ſich zwiſchen beide andere Geſichter.

Heinrich wurde der luſtige Pennäler, der manchmal Bier trank, manchmal Mädchen liebte, manchmal lernte. Er galt als gewiſſenhafter Schüler. Denn er war der Schule und den Lehrern überlegen und konnte daher leicht die Gewiſſenhaftigkeit ſpielen. Heinrich erlebte daher eine glückliche Zeit auf dem Gymnaſium. Seine ganze Blondheit und Rotwangigkeit konnte ſich entfalten.

Guſtav wurde jetzt noch ſtiller als früher. Der bleiche Moſer hieß er bei den Mitſchülern. Er war nicht unbeliebt. Manche hatten ihn ſogar heimlich gern. Aber keiner verkehrte oft und lange mit ihm. Dazu war er nicht unterhaltſam genug.

Mit den Lehrern führte er einen erbitterten Kampf — ganz im ſtillen. Nur ſelten kam es zum Schelten und Strafen. Die Lehrer fühlten, daß dieſer träumende Knabe ihnen ganz fern ſei. Das trieb ſie nicht an, ihn für ſich und die Schule zu gewinnen, ſondern ärgerte ſie. Manchmal verſuchte auch einer, dem Innern Guſtavs nahe zu kommen. Guſtav aber blieb in ſeiner Welt.

Er war nichts weniger als ein fleißiger Schüler.

Einiges arbeitete er mit tiefer, echter Liebe zur Sache. Das wurde ihm ſelten genug durch ein herzliches Wort gelohnt. Drum wehrte er ſich um ſo heftiger und entſchiedener gegen das Anlernen von Dingen, die er nicht leiden mochte.

So erfüllte ihn eine brennende Abſcheu gegen Geſchichte. Ihn kümmerte nicht, was einſt war: Könige, Staaten, Feldherrn, Kriege, Schlachten, Verträge. Was ging ihn das an?

Nur hie und da traf ihn aus einer geſchichtlichen Geſtalt etwas mitten ins Herz. Dann war ſein In-

Digitized by Google

tereſſe unerſchöpflich. Heinrich IV. war ſein Liebling.

Aber ſonſt waren ihm Tatſachen und Vorgänge gleichgültig, wertlos; nur was er ſelbſt durchträumen konnte, war ihm von Wert.

So ſaß er oft Stunden lang vor Landkarten und flog über weite, weite Strecken hin. Seine geographiſchen Kenntniſſe waren ſehr mangelhaft. Um ſo üppiger blühte ſeine Phantaſie um fremde Städte und Menſchen. Das wiederholte ſich oft, ſo daß in ihm Länder entſtanden von einer Art, die es nirgends gibt.

Er fühlte nicht, wie unfruchtbar all das war. Er glaubte eine große rauſchende Welt in ſein Zimmerchen zu verbannen und verbannte nur die wirkliche Welt daraus und ſich ſelbſt aus der Welt. Als er ein halbes Jahr von Weißburg fort war, hatte er kaum mehr irgendeine nennenswerte Beziehung zu den Menſchen.

Er war damals ſiebzehn Jahre alt.

Heinrich ſtand zur ſelben Zeit mitten in der Welt und in dem Leben, die ſich einem Siebzehnjährigen aufzutun pflegen. Er freute ſich über vieles, ärgerte ſich über manches und wurde immer mehr der gute, luſtige und auch tüchtige Junge.

Guſtav tat ihm oft leid; ſo oft er aber mit ihm zuſammen war, ärgerte er ſich über ſein einſames, unfaßbares Grübeln.

Eines Tages wollte Heinrich mit einem anderen Mitſchüler Guſtav zu einem Ausflug abholen. Der Dritte war ein gutmütiger, etwas dummer Menſch, der immer die Art deſſen annahm, bei dem er gerade war.

Sie ſtürmten zu zweien in Guſtavs Zimmer.

Digitized by Google

Schon vor der Türe trompeteten ſie ihre ſtürmiſche Einladung hinaus.

Guſtav ſaß vor einem Bild ſeines Lieblings Heinrich. Es war ein Phantaſiebild, ein bißchen ſentimental, ein bißchen ſchroff und ein bißchen wild. Guſtav ſaß verſunken in dieſes Geſicht und ergriffen davon.

Er empfand daher das Eindringen der zwei andern wie eine Mißhandlung. Raſch ſchob er das Bild unter eine Decke.

„Wir gehen in den Wald hinauf," ſagte Heinrich mit ſtrahlenden Augen.

„Du gehſt doch mit" — fügte der andere, wie entſchuldigend, hinzu.

„Ich will nicht" — ſagte Guſtav, mehr in ſich hinein, als zu den beiden.

„Du mußt aber" — warf Heinrich in ſeiner Laune hin und ſtellte ſich breit vor Guſtav.

Der andere bat: „Geh doch mit!"

Raſch lenkte auch Heinrich ein und ſagte leiſer als vorher: „Was ſitzt du denn immer allein?"

Da ſchoß etwas in Guſtav auf, erſt ein Proteſt gegen dieſes Eindringen bei ihm, dann Proteſt überhaupt und gegen alles.

„Was wollt ihr denn von mir? Ihr? Ich mag nicht mitgehen, nicht von euch abgeholt werden. Ihr ſeid mir zuwider. Ihr! Laßt mich! Packt euch! Ihr dummen Kerle! Niemand ſoll zu mir kommen. Ich brauche euch nicht! Ihr! Ihr!"

Guſtav hatte das alles hinausgeſchrien. Die beiden ratloſen Knaben drängten zur Türe. Sie hatten nicht den Mut zu bleiben und nicht den Mut zu gehen. Sie ſahen ſich an.

Guſtav aber kam gleich darauf zur Beſinnung.

Digitized by Google

Er griff haſtig nach ſeiner Mütze, ging auch zur Türe und ſagte:

„Wie dumm von mir! Ich gehe mit.“

Heinrich kehrte ihm verärgert den Rücken. Da vergaß ſich Guſtav. Er eilte zum Tiſch, holte unter der Decke ſein Bild hervor und zeigte es den Knaben hin: „Das iſt Heinrich IV.“ Er meinte ſie damit wieder ganz zu verſöhnen.

Das ſtieg Heinrich ins Blut. Was ging ihn dieſes dumme Bild, dieſer dumme Menſch an! Er riß ihm das Bild aus der Hand, daß es in Fetzen ging, und warf es zu Boden.

„Adieu!“ ſchrie er und ging. Der Dritte blieb, nahm das Bild auf, ſuchte die Fetzen zuſammenzufügen, legte ſie aber dann auf den Tiſch und ſagte: „Wie ſchade! Das Bild iſt hin!“ Nach einer kleinen Pauſe: „Und unſer Spaziergang.“

Dann ging auch er. Er begriff keinen von beiden.

Guſtav blieb ganz müde zurück. Es war ihm, als ob er einen ganzen ſchweren Tag durchlebt hätte. Die Fetzen des Bildes warf er wie alten Plunder in die Ecke.

An Heinrich dachte er nicht mehr. Als ſie ſich am nächſten Tage in der Schule begegneten, ſahen ſie auf die Seite. Ihre Freundſchaft war begraben. Einen Monat ſpäter grüßten ſie ſich wieder. Aber wie zwei Menſchen, zwiſchen denen nichts mehr paſſieren kann, nichts Schönes und nichts Häßliches.

Als die nächſten Ferien kamen, wurde ihre Entfremdung, die wie von ſelbſt gekommen war, zum Ereignis.

Die Eltern und der Onkel Heinrichs waren verwundert und ſogar empört darüber. Dadurch wurde den Knaben die Tatſache nur noch unverrückbarer.

Digitized by Google

Sogar den Pfarrer interessierte der Fall. Er fragte Gustav und fragte Heinrich. Aber ohne jene Wärme, die solchen Fragen das Recht auf eine Antwort gibt. Und als diese ausblieb, tröstete er sich und die Welt mit einem So — so — so!

Onkel Fritz rief Marie zur Hilfe. Die ging immer noch in die Töchterschule. Sie hatte gelernt gesprächiger zu sein als früher. Onkel Fritz war ihr erklärter Freund. Sie brachte ihm alle Bücher, die sie der Schulbibliothek entlieh. Fritz fand sie alle schlecht. Diese Dichter haben keine Phantasie, pflegte er zu sagen. Außer Liebe und Geld gebe es doch noch andere Dinge, die auch schön seien.

Marie brachte es mit ihren Augen, die keinen Widerspruch duldeten, wenn sie groß wurden, ohne daß der geöffnete Mund etwas sprach, wirklich fertig, daß Heinrich und Gustav mit ihr einen Ausflug in die Berge machten.

Da zeigte es sich, wie das Mädchen, erst fünfzehn Jahre alt, herzhaft geworden war. Das kam daher, daß es gescheit war und seine Kindergescheitheit sich entwickeln konnte, ohne daß sie sich an der sogenannten Klugheit der Erwachsenen wund rieb. Nein, sie gedieh, diese Gescheitheit, wie eine Pflanze, und war da, als Marie mit fremden Großen und Kleinen in Berührung kam. Nach denen fragte sie nun nicht viel. Marie war eine der seltenen Menschen, die schon als Kinder alles mit sich selbst ausmachen wollen. Das gab ihr eine große Ruhe und Überlegenheit.

Diese Eigenschaften ließ sie nun den beiden älteren Knaben gegenüber spielen. Sie holte erst Heinrich ab, dann Gustav. Beide irrten verlegen mit ihren Augen herum.

Marie gab jedem ein Päckchen und sagte, daß da

Digitized by Google

etwas zu essen drin sei. Wenn sie etwas Süßes wolle, wende sie sich an Heinrich, und wenn etwas Gediegenes, dann müsse Gustav sein Päckchen öffnen. Dann ließ sie sich in die Mitte nehmen und schritt aus.

Heinrich und Gustav warfen Blicke auf sie. Jeder hing sich an das Mädchen, um nicht an den andern zu geraten.

Nun muß man nicht denken, daß Marie schön gewesen sei. Ach nein! weder war sie blond, noch hatte sie schwarze Locken, auch keine roten Backen und überhaupt nichts von dem, was junge Mädchen in ihrem Alter Anziehendes zu haben pflegen. Marie war bleich und sehr mager. Die Backenknochen drückten sich wie Schemel unter den Augen hervor. Die Haare, die immer noch spröd und nicht zu bändigen waren, hingen unordentlich über der niedrigen, vorspringenden Stirne.

Aber aus ihren klugen Augen drang Leben.

Nicht jenes aufdringliche, ärgerliche, frisch-fröhlich-freie Backfischleben, sondern eines, das strahlender und urtümlicher war als jenes. Marie war kein Backfisch, sondern ein Mädchen und jung, ganz schlicht: ein Mädchen und jung!

Die junge Keuschheit des kaum dem Kindesalter entwachsenen Mädchens berührte auch Heinrich und Gustav. Sie verloren ihre innere Steifheit, und formten aus verlegenem Sinn ein paar Sätze, die wenigstens klangen.

Gustav sagte:

„Jetzt sollte man springen, bis einem der Atem stockt."

Heinrich rasch:

„Ja, ja, so schön ist es heute."

Digitized by Google

Marie fand das etwas komisch. Sie dachte sich, die beiden müssen wohl auf ihrer Schule inzwischen recht gelehrt geworden sein.

„Warum sollen wir denn springen?" fragte sie.

Er habe das ja auch nur so gesagt, entschuldigte Gustav.

„Ich verstehe, ich verstehe!" versetzte Heinrich rasch, um zu versichern, daß er Gustavs Worte ganz und gar billige.

Marie lachte. Das freute die beiden. Sie lächelten. Sie hätten eine Lehrerin in der Töchterschule, erzählte Marie, die stelle sich jeden Tag vor ein Bild des alten blinden Homer, das im Klassenzimmer hänge, und sage: Wie schön, wie schön! Jetzt lachten die beiden andern. Marie hatte bei dem: „Wie schön, wie schön!" die Lehrerin parodiert.

Jetzt war in Gustav und Heinrich, wenn auch noch keine rechte Wanderlust, so doch ein Zutrauen zu dem Tag. Sie waren Marie sehr dankbar.

Diese aber erzählte nun weiter lustige Sachen. Von der Schule natürlich.

„Wißt ihr, was eine Poussieramsel ist?" fragte sie einmal.

Die beiden Jungen wurden verlegen. Denn sie wußten es natürlich beide.

„Wir haben eine in der Klasse. Jeden Tag bekommt sie einen Brief."

Nun stellten sich Gustav und Heinrich erstaunt.

„Und jeder ist voll dummen Zeugs. Mir hat auch einmal so ein junger Herr einen geschickt."

„Was!" entrüstete sich Gustav ganz unversehens. Ihm schwindelte fast. Daß ein Unbekannter diesem Mädchen da einen Liebesbrief schreiben könne, das fand er unerhört.

Digitized by Google

„Er hat mich eingeladen, mit ihm ſpazieren zu gehen.“

Guſtav atmete hörbar.

„Und ich ging mit ihm. Er hatte Schokolade bei ſich und ein Blumenſträußchen. Es war ſehr ſchön. Aber er ſprach kein Wort.“

„Und — — —“ fing Guſtav an, kam aber nicht weiter. Er und Heinrich waren unwillkürlich ſtehen geblieben und ſtarrten auf Marie.

„Nur einmal fragte er, ob mein Vater ein ſtrenger Mann ſei. Da ſagte ich, er ſei Pfarrer. Und was denn ſein Vater für einen Beruf habe. Da ſagte er leiſe: Schweinemetzger.“

Heinrich jubelte:

„Schweinemetzger!“

Guſtav antwortete Heinrich, ihm ins Geſicht ſehend:

„Schweinemetzger!“

Marie fuhr fort:

„Er ſagte, ſein Vater habe ein gutes Geſchäft in einer großen Stadt. Er ſelber werde Apotheker, weil man da auch ſein Geld gut anlegen könne. Aber man komme ſo ſpät zum Heiraten.“

Marie ſagte das ganz ſachlich: ſie freute ſich über all das, ohne ſich aber darüber luſtig zu machen. Das dämpfte auch wieder die laute Freude der beiden andern.

Aber ein gemeinſamer Fonds von Luſtigkeit war nun geſchaffen.

Unterirdiſch freilich arbeitete in den beiden Knaben etwas anderes, der Gedanke an Marie, den Liebesbrief und an das Spazierengehen zu zweien.

Als ſie eine ſteile Straße hinabzugehen hatten, hing ſich Heinrich, wie von ungefähr, in den Arm

Digitized by Google

Maries. Sie bremsten nun beide mit zurückgelegten Oberkörpern.

Gustav schritt hart neben Marie und sog den Duft ihres durchs Erzählen und Marschieren erregten Körpers ein.

Alle drei verstummten. Die Sonne brannte heiß über ihnen. Als sie eine Anhöhe hinauf mußten, die letzte, bevor sie in den Wald kamen, faßten Gustav und Heinrich Maries Hände und zogen das erschöpft lachende Mädchen bergauf.

Im Wald lagerten sie und aßen. Alles durcheinander, wie Marie es gerade auszuteilen beliebte: Ein Stückchen Schokolade, dann Wurst, dann Bonbons und so fort.

Nach dem Essen blieben sie langgestreckt im Grase liegen. Vieles sprach in ihnen, aber sie blieben stumm. Jeder dachte an den andern und beschäftigte sich so sehr mit ihm, daß er seine Gegenwart vergaß.

Die Nadeln des Tannenwaldes zitterten im Winde, wie Saiten einer Harfe. Von den trockenen Stämmen fiel die Rinde in dünnen Blättchen ab.

Marie raffte sich zuerst auf. Sie machte den Vorschlag, eine Stunde oder zwei zu wandern. Das taten sie denn auch.

Voll unbefangener Fröhlichkeit strichen sie durch den Wald. Sie redeten sich in eine selige Harmlosigkeit hinein. Sie sangen sogar. Gustav hatte einen zitternden Tenor: der flatterte zwischen den Bäumen hin, wie ein angeschossener Vogel. Auch Heinrich sang Tenor; er war schwächer, aber sicherer. Marie ließ die beiden meist allein singen, sie selbst aber mußte die Lieder anstimmen. Ihre Stimme war nicht schön; sie hatte noch gar keinen Charakter.

Digitized by Google

Marie tanzte nur so zwischen den beiden jungen Menschen umher. Ihr dünnes, schlankes Körperchen schien von Quecksilber durchronnen.

Heinrich und Gustav tranken ihre Worte gierig ein, sahen sie aber nie voll an. Nur ganz verstohlen blickten sie von Zeit zu Zeit zu ihr hin.

Je harmloser und lustiger sich Marie gab, desto mehr ließ bei ihnen die Lust am Gespräch nach.

Sie waren bald gar nicht mehr froh. Wieder stand und stockte etwas in ihnen. Sie wußten nicht, was.

Gustav hätte sich am liebsten Heinrich an die Brust werfen und weinen mögen. Oder auch das Kleid Maries hätte er gerne geküßt und sein Gesicht darin vergraben. Er dachte sich, dieses Kleid müsse kühl sein. Und dann fühlte er wieder den brennenden Wunsch, Marie fortzutragen, weit fort — sie dann irgendwo schlafend hinzubetten und sich davonzuschleichen.

Heinrich sah nur immer Marie vor sich hertänzeln, auch wenn sie hinter oder neben ihm ging. Es war in ihm wie tausend Fragen: Warum vergräbst du deine Hände nicht in ihrem schwarzen Haar? Warum nimmst du ihren Kopf nicht zu dem deinen? Warum küssest du nicht ihre weiße Stirn, ihre schwarzen Haare, ihre roten Lippen? Die drei Farben tanzten ihm vor den Augen. Sein Gesicht war glühend und ganz bleich.

Marie fragte schmollend:

„Ihr seid langweilig, ihr zwei!"

Es sei furchtbar schwül, entschuldigte sich Heinrich.

Gerade kam aus dem Walde ein halblautes Geräusch, wie wenn zwei Tiere miteinander zankten.

Heinrich wandte sich sofort der Richtung zu, aus

Digitized by Google

der das Geräuſch kam. Guſtav und Marie blieben hart beieinander ſtehen.

„Was iſt das?“ fragte Marie und legte ihre Hand ganz zufällig auf Guſtavs Arm.

Da ſchauerte Guſtav zuſammen, nahm, wie in einem Rauſch, die Hand in ſeine beiden Fäuſte und führte ſie zum Mund. Er küßte ſie nicht. Es tat ihm unendlich wohl, dieſe weiße, prickelnd kühle Hand an ſeinen Lippen zu haben.

Plötzlich wandte ſich Heinrich um. Der Anblick der beiden durchbrach alle Hemmungen in ihm. Jauchzend ſtürmte er zu Marie, ſchloß ſie in ſeine Arme und küßte ſie heftig auf den Mund.

„Wie ſchön!“ jubelte es aus Marie. Arm in Arm ſprang ſie mit Heinrich davon.

Guſtav ſtand und ſtarrte. Er begriff nichts von dem, was eben da vorgegangen war. Es war ihm, als ob er aufgehört hätte zu leben. Seine Knie bebten, er ſank zu Boden — müde und gefühllos.

Aus der Ferne riefen Heinrich und Marie um die Wette: „Guſtav — Guſtav.“

Nach einer Weile trottete er ihnen ſchwerfällig nach.

Digitized by Google

Zweites Buch.

I.

Heinrich und Guſtav blieben ſich fremd; ſie waren auch fortan gute Bekannte, nicht mehr.

Marie kam von Weißburg weg; ihr Vater ſchickte ſie in ein Penſionat.

Hier blühte ſie auf. Sie war im Sehen und Erkennen unerſättlich. Je erfahrener ſie aber wurde, deſto abweiſender war ſie gegen ihre Lehrerinnen. Sie wollte von ihnen nichts lernen. Sie hatte ein zu unmittelbares Verhältnis zu den Dingen, um zwiſchen dieſen und ſich Mittler zu dulden. Sie war die ſelbſtherrlichſte Schülerin, die je das Penſionat beherbergt hatte. Sie wagte ſogar der Vorſteherin, einer dummen, beſcheidenen Perſon, Vorſchriften zu machen und den Lehrerinnen, die alle ſiebenmal weiſe waren, Ratſchläge zu geben.

Ihre Mitſchülerinnen fochten ſie wenig an. Sie lebte mit ihnen wie mit fremden Menſchen. Es kam ihr gar nicht in den Sinn, nach einer Freundin zu ſuchen. Sie war — ohne es zu fühlen und deshalb ſtolz zu werden — ſich ſelbſt genug.

Eines Tages — ſie war etwa ein Jahr von Weißburg weg — ſah ſie auf der Straße eine Frau, deren Anblick ſie erbeben machte.

Es war ihre Mutter.

Marie ſtand wie von einem ſchmerzlichen Unglück getroffen. Ihre Mutter? Das Wort hatte keinen Klang für ſie oder doch nur den eines fernen, fernen Erlebniſſes, das dunkel und ſchwer war. Sie entbehrte das Wort nicht und nicht die Liebe, die da-

Digitized by Google

hinter steht. Es tat ihr ja auch die kühle Neigung ihres Vaters nicht weh.

Und nun — nun war die Mutter in der Nähe! Marie schritt, wie im Traume, weiter. Sie sah und hörte nichts mehr, was rings um sie war und vorging. Wie ein bebendes Bild entrollte sich vor ihr jener schreckliche Tag, an dem sie als Kind bei der Mutter war.

Als sie wieder zur Besinnung kam, sah sie mit flackernden Augen nach ihrer Mutter. Sie war aber nicht mehr zu sehen. Da eilte das Mädchen fast erfreut nach Hause.

Einige Tage beschäftigte sie die Mutter. Manchmal regte sich in ihr etwas wie Hoffnung und Verlangen ihr wieder zu begegnen. Sie gestand sich das selbst zu und fragte nach dem Grunde. Ein bleiches, bleiches Gesicht mit zuckenden Muskeln und brennenden Augen gab ihr die Antwort: sie hatte Mitleid mit ihrer Mutter.

Leise und wie im Gebet sprach sie oft abends in ihrem Zimmer das eine Wort vor sich hin: „Mutter!" Gleich darauf aber dachte sie mit Schreck daran, daß die fremde Frau jetzt durch die Türe kommen und sie grüßen und küssen könnte. Nein, nein, nein — das wollte sie nicht.

Aber es kam eine Stunde, in der das halb Erhoffte und halb Gefürchtete dennoch geschah.

Eine Dame wollte das Fräulein Striffler sprechen — meldete ein Dienstmädchen.

Da wußte Marie schon, wer die Dame sei. Ihr Atem flog, ihre Hände krampften sich zu Fäusten zusammen. So stand sie an der Türe, als ob es gelte, einem Feind die Stirn zu zeigen.

Digitized by Google

Nun wurden Schritte hörbar auf dem Flur, nun ſprach jemand vor der Türe mit dem Mädchen, nun ging die Türe auf und nun — nun ſtanden ſich zwei Frauen gegenüber, zwei fremde Frauen.

Sie verharrten ſo einige Sekunden. Erſt, als ein Luftzug, der vom Fenſter herkam, die Türe ins Schloß warf, ſchreckten ſie auf.

Die Mutter taumelte ohne Wort und Klage in die Arme ihrer Tochter und fiel an ihr nieder auf die Knie.

Marie hob ſie auf und führte ſie zum Sofa. Beide ſetzten ſich.

„Mutter" — ſagte Marie. Da weinte die Frau neben ihr auf, wie wenn ſie ein Schlag getroffen hätte. Marie blieb merkwürdig ruhig. Es lief ihr nur etwas eiskalt über den Rücken.

Sie nahm ihrer Mutter den Hut vom Kopf, wunderte ſich aber dabei, daß er ſo pompös ausſah, und ſtrich ihr dann, wie einem fremden weinenden Kind, übers Haar, die Tochter der Mutter, die Frau von 17 Jahren der von 37 Jahren.

Dann ſprachen ſie miteinander von ganz gleichgültigen Dingen, lieb und zutraulich, wie nur Frauen miteinander ſprechen können, und trennten ſich dann.

Erſt beim Abſchied küßten ſie ſich. Die Mutter verſprach am nächſten Tage wiederzukommen. Sie bleibe nur zwei Tage in der Stadt.

Am folgenden Mittag wartete aber Marie vergebens. Das alte Spiel begann wieder in ihr: Das Hoffen und Fürchten. Sie blieb den ganzen Mittag in ihrem Zimmer, trat bald ans Fenſter und bald vor die Türe — aber die Mutter kam nicht.

Es war keine Sekunde am ganzen Tag, in der ſich Marie nicht irgendwie mit der fremden Frau, die

Digitized by Google

ihre Mutter war, beſchäftigt hätte. Morgens hatte ſie ſich ſogar in eine Art von Freude auf das Kommen am Mittag hineingelebt. Sie hatte ſich ſchöne, ſchlichte Worte ausgedacht, mit der ſie der armen Frau wohltun wollte.

Aber da ſie nun gar nicht kam, bröckelte das alles wieder ab, wie Geſtein vom morſchen Felſen. Marie dachte über ihr Verhältnis zur Mutter nach: „Habe ich dieſe Frau lieb? Darf ich ſie lieb haben? Warum iſt ſie nicht beim Vater? Der Vater iſt doch ſo gut.“ Dieſes Wort erſetzte ſie raſch durch ein anderes: anſtändig.

Schließlich wurde das Bild der Mutter trüber und trüber: ihre Unruhe und Faſſungsloſigkeit kamen dem Mädchen nun erſt recht deutlich zu Bewußtſein — und als es Abend war, da atmete Marie auf, weil ſie nun überzeugt war, daß ihre Mutter wieder abgereiſt ſei.

Sie hatte ſich geirrt. Am folgenden Tage kam ſie, ſchon am frühen Vormittag ſogar und ganz anders als zum erſten Male.

Marie wurde aus dem gemeinſamen Arbeitsſaal gerufen. Als ſie in ihr Zimmer trat, hatte die Mutter ſchon Mantel und Hut abgeworfen — beide lagen am Boden — und ging aufgeregt hin und her.

Kaum war das Mädchen eingetreten, da warf ſie ſich ihm entgegen, und ſchluchzte wieder und wieder: „Tochter! Kind! Marie! Liebling!“

Es war der Koſeworte und des Schluchzens kein Ende. Beides war Marie ungewohnt. Wie wenn irgend etwas plötzlich alle Kraft ihr ausgeſogen hätte, ſtand ſie da — ſchlaff, die Wimpern tief über den Augen, den Mund zuſammengepreßt, die Arme kraftlos herabfallend.

Digitized by Google

„Du mußt mit mir. Reiſen, reiſen mit mir. Das wird ſchön ſein. Du wirſt vieles ſehen, alles.“

Marie ſprach, tat nichts.

Dann erzählte die Mutter, ſie reiſe mit einer alten nervöſen Gräfin, die ſehr gerne ein junges Mädchen um ſich habe. Die alte Dame ſei zwar launiſch, aber gut.

„Willſt du mit mir? Hier iſt's doch ſo eng.“

Ganz von ferne kam nun auf Marie ein Gefühl zu, floß in ſie wie Stärkung, ſtraffte ihre Gedanken und ihre Muskeln und trieb ihr einen Entſchluß ins Gehirn.

Marie öffnete die Augen, ihre Lippen bebten auseinander, ſie trat zurück und ſagte mit geballten Fäuſten: „Nein!“

In dieſem Wort lag nicht nur die Abweiſung des einen Vorſchlags, ſondern Abweiſung überhaupt. Aus dieſem einen Wort ſchlug der Mutter der unüberwindlichſte Abſcheu ihrer Tochter ins Geſicht.

Marie kannte dieſe Frau nicht, wollte ſie nicht kennen, nicht haben, nicht lieben — nichts!

Die Mutter ſtand zitternd, wie ein getroffenes Wild, vor ihr.

Marie ſah ſie nicht.

Die Mutter wurde ganz ſtill. Sie drohte zu fallen.

Marie hob die Hände vor ihr Geſicht.

Die Mutter nahm, wie eine alte Frau, der man eine kleine rührende Bitte abgeſchlagen hatte, Hut und Mantel auf und wandte ſich zur Türe. Der Schmerz klang, ohne daß ſie etwas dazu tat, wie ein leiſes Singen aus ihr.

Als ſie ſchon lange allein war, ſtand Marie immer noch da — losgelöſt von allem und ihrer ſelbſt nicht habhaft.

Digitized by Google

Langsam kam ein Zittern über sie und löste die Starrheit. Aber ihre Augen waren noch trocken und voll innerer Glut. Dann begann auch in ihr ein unmenschlicher Schmerz laut zu werden: sie seufzte, ächzte, klagte und schrie schließlich in wortlosen, gräßlich anschwellenden Tönen. Und als ein Laufen im Gang hörbar wurde, wankte sie und fiel heftig zu Boden.

Das ganze Pensionat drängte sich in ihrem Zimmer. Man brachte die Ohnmächtige zu Bette. Dort lag sie Tage lang im Fieber.

Als sie wieder gesundete, sah sie den Vater an ihrem Lager, Angst und Frage in den Augen. Sie nahm seine Hände an ihre Lippen. Er aber küßte sie heftig auf den Mund.

Sie war nun im Pensionat interessant geworden. Das ertrug sie nicht.

Eines Tages reiste sie, ohne Wissen ihres Vaters und gegen den Willen und Protest der Vorsteherin, nach Weißburg ab.

Ihre Gedanken kreisten immer noch um Vater und Mutter. Sie konnte beide nicht verstehen und darum beide nicht lieben.

Eine schmerzliche Bitterkeit gärte in ihr. Sie fragte sich, was sie denn bei ihrem Vater wolle. Gehörte sie denn zu ihm? Gehörte sie nicht vielleicht zur Mutter? Auch das nicht! Beide waren ihr fremd.

Die ersten Tage und mehr noch die ersten Nächte in Weißburg wurden ihr zur Qual.

Sie arbeitete, was vor sie kam, um zu vergessen. Immer weiter, immer weiter drängte sie in Gedanken den Vater von sich. Das Bild einer gebrochenen Frau, der Mutter, stellte sich zwischen sie und ihn, dieses fremde, aber quälende Bild.

Digitized by Google

II.

Felcher war mit den Jahren nicht nur älter, sondern auch mürrischer geworden. Ein Teil der Angriffslust, die er immer besessen hatte, war nach innen geschlagen und seiner Selbstzufriedenheit gefährlich geworden. Er hatte noch nie gefühlt, daß er zu wenig arbeite und zuviel rede. Aber er fühlte allmählich, daß er weniger arbeite und mehr rede als die andern im Haus. Das machte ihn krank.

Er tat, wie viele in seiner Lage zu tun pflegen: er redete sich allerhand Krankheiten ein, um einen Grund zum Müßiggang zu haben. Und er glaubte an sie und machte Anspruch auf Pflege, war aber natürlich auch mit ihr unzufrieden.

Seine Frau hatte ihre Not mit ihm. Durch ihr blondes Haar krochen früh graue Fäden. Ihr Lachen wurde seltener und hörte sich hart und höhnisch an.

Onkel Fritz ward ihr ein noch treuerer Bundesgenosse als früher. Ohne viel Gehaben und Reden! Er erriet, was sie freute und was sie ärgerte, und tat alles, was ihr die Freude vermehren und den Ärger verringern konnte. Da er je älter, desto mehr ein Träumer wurde, erdichtete er sich viele, viele Dienste, die er ihr erweisen könnte. Aber von alledem mit ihr reden — das konnte er nicht. Und das lastete in ihm wie ein unheilbares Leiden.

Maries Heimkehr berührte ihn nur von ferne. Er dachte an die geselligen, fröhlichen Tage ihrer Kindheit und seufzte. Das war vorbei.

Marie aber sah ihn mit großen Augen an, so oft sie sich in die Wege liefen. Sie zwang ihn geflissentlich zur Unterhaltung. Sogar Onkel Fritz nannte sie ihn. Das klang ihm aus ihrem traurigen Mund in

die Seele wie Orgelton. Er ſagte zu ihr Fräulein Marie. Aber was lag alles in den zwei Worten, wieviel Erinnerung und wieviel Sehnſucht!

An einem Sonntag begegneten ſie ſich am Friedhof.

Onkel Fritz ging oft zwiſchen den Gräbern ſpazieren. Es träumte ſich hier ſo ſchön. Sein leeres Leben haſchte mitten unter den grauen verwitterten Steinen nach ein bißchen Poſe, die ihm wohltat. Das trifft ſich ja oft ſo, daß das Ewigſte und Vergänglichſte, das Weſentlichſte und Nichtigſte zu einander kommt — Poſe und Friedhof.

Marie wollte gerade ſpazieren gehen.

Sie gingen natürlich zuſammen. Sie ſprachen zuerſt, weil Onkel Fritz davon anfing, von Heinrich und Guſtav. Heinrich ſtudiere in Straßburg und ſei von ſeinen Menſuren ebenſo entzückt wie von der Juriſprudenz. Guſtav ſei Student in Heidelberg, er habe aber geſtern ſeiner Mutter einen Brief aus Dresden geſchrieben.

Was er dort wolle, fragte Marie.

Das weiß der Himmel. Er ſcheint für die Medizin nicht viel übrig zu haben. Er ſchrieb: „In Dresden iſt es gut leben. Da gibt es ſchöne Gärten und ſchöne Bilder und faſt gar keine Menſchen.“ Das klingt ſo merkwürdig. Die Frau Moſer hat geweint, wie ſie mir den Brief zeigte.

Marie blieb ſtehen und ſah Fritz Felcher groß an. Dann kehrte ihr Auge zu den Bäumen ringsum zurück. Sie wiederholte ſich die Worte: „In Dresden iſt es gut leben. Da gibt es ſchöne Gärten und ſchöne Bilder und faſt gar keine Menſchen.“

Die beiden gingen ſtumm ihres Weges. Da ſie auf einer kleinen Anhöhe gingen, klang ein leiſer

Digitized by Google

Wind um sie. Aus den sommergrünen Bäumen atmete unerschöpfliches Leben.

Fritz ging ein wenig hinter Marie. Er sah unverwandt in ihr stolzes Gesicht. Ihre ganze aufrechte, schlanke Gestalt schimmerte vor seinen Augen. Es bildete sich ihm ein großes Wort, das ihn wie mit Glück erfüllte: Prinzessin!

Nach einer Weile kam er ins Erzählen. Die Sätze liefen ihm von den Lippen, einfach und still wie Wasser aus einer Quelle.

„Ich habe vorhin die Inschrift auf dem Grabstein eines Ihrer Vorfahren gelesen. Er hieß mit dem Vornamen Charles. Ihr wart Franzosen."

„Das ist lange her. Man hat es schon vergessen."

„Es ist aber von Interesse, sich daran zu erinnern... Wie doch die Menschen über die Erde hingeworfen werden. Wer weiß, woher die Ahnen Ihrer Ahnen nach Frankreich gekommen sind."

„Das ist doch nicht wichtig."

„Fräulein Marie, wenn Sie nun als die Tochter des Präsidenten von Frankreich geboren wären! Wieviel Freuden hätten sie mehr!"

Onkel Fritz ging diesem Gedanken nach und lockte aus ihm im Augenblick unübersehbare Möglichkeiten heraus. Nun glitt ihm das Wort leise und feierlich über die Zunge: Prinzessin!

Marie schrak zusammen und begann schneller zu gehen. Onkel Fritz merkte es erst, als sie stehen blieb und ihm ihr Gesicht zukehrte. Sie standen sich ein paar Augenblicke gegenüber.

Dann schnellte eine Frage aus ihr heraus. Wie ein Geschoß fuhr sie auf Fritz zu: „Haben Sie meine Mutter gekannt?"

Marie ging schnell weiter. Sie fürchtete sich. On-

Digitized by Google

kel Fritz fuhr ſich erſchreckt an den Mund, als ob er ſelbſt die Frage getan hätte. Er gab keine Antwort, ſondern ſchritt ſchwerfällig hinter Marie her.

Das Mädchen blieb aber wiederum ſtehen und ſah ihm voll ins Geſicht.

Da mußte er reden:

„Deine Mutter war eine unglückliche Frau.“

„Und mein Vater?“ ſchrie ihm Marie heiſer entgegen.

„Auch er iſt unglücklich.“

Marie war nun ganz aus ſich herausgeriſſen.

„Was heißt das: unglücklich? Warum muß auch ich unglücklich ſein? Vater und Mutter ſind ſchuld daran. Was hab ich ihnen getan? Warum dürfen ſie mich unglücklich machen? Ich will doch — will doch — —“

Sie wollte ſagen, daß ſie glücklich ſein möchte, aber ein wildes Schluchzen verſchlang die Worte. Sie taumelte in die Arme des Mannes. Sie blieb minutenlang an ſeiner Bruſt — ſchluchzend, aber ohne Tränen zu vergießen. Erſt als ſie ſich wieder frei machte, konnte ſie weinen. Auch Onkel Fritzens Augen wurden feucht.

Er faßte Marie bei der Hand und führte ſie, wie eine Blinde, durch den Sommer. Die Härte ſeiner abgearbeiteten Hand tat ihr wohl. Sie hatte ein Gefühl der Sicherheit.

Von Vater und Mutter ſprachen ſie an dieſem Tag nichts mehr. Aber Marie wußte nun, daß ſie nicht mehr allein war mit ihrem Schmerz. Sie konnte nach einem Menſchen greifen.

Fritz Felcher ließ ſich Maries Fragen und Anklagen wieder und wieder durch den Kopf gehen. Sie bereiteten ihm nachts ſchlafloſe Stunden und wirre

Digitized by Google

am Tag. Da war etwas in einem jungen lieben Menschenkind, dem er nicht helfen konnte. Was tun, was tun? Erzählen, was er weiß und was er ahnte? Erklären, was ihm selbst unerklärlich war? Der Gedanke an seine Hilflosigkeit würgte ihn.

Je weniger er aber einen Ausweg sah aus dieser Wirrnis, desto näher rückte er innerlich und äußerlich an Marie heran, desto zärtlicher hegte er ihr Bild. Sie wuchs ihm zur Frau hinan. Zum zweiten Male baute er einer Frau einen Altar in seinem Herzen.

Wären alle seine Gefühle offen zur Schau gelegen, so hätten gewiß die Menschen gesagt, der fünfzigjährige Mann liebe das siebzehnjährige Mädchen. Wie kann man aber tausend Gefühlskeime zu einem kalten Wort zusammenfassen. Ob er als väterlicher Freund oder als Mann liebte, wer vermöchte das zu sagen?

Marie suchte nun Onkel Fritz. Er kam manchmal sogar zu ihr ins Pfarrhaus. Bescheiden trat er dann in den Hof, ließ seine Blicke in allen Ecken schweifen, trat in den Flur, fragte die alte Lisbeth, der die Gicht in den Knochen saß, nach ihrem Befinden und ob Marie in der Stube sei, klopfte behutsam an und betrat die Stube schließlich bescheiden wie ein Bittsteller. Er wechselte mit dem Pfarrer wenige Worte über den Stand der Weinberge und des Wetters und wandte sich dann immer Marie zu, als ob der Pfarrer gar nicht da wäre.

Beide sprachen über die alltäglichsten Dinge miteinander. Wenn erst der Pfarrer aus dem Zimmer gegangen war, lag eine Stille über den beiden. Sie saßen und sprachen auf einer einsamen Insel im Dämmerlicht.

„Wie die jungen Schwalben jetzt schreien. So süß waren die Kirschen seit Jahren nicht mehr. Gestern

Digitized by Google

habe ich den ersten Rotapfel gegessen. Wir könnten ein paar Gewitter brauchen. Wenn nur die alte Lisbeth sich zur Ruhe setzen wollte. Mein Bruder ist kränker als je. Heinrich schrieb mir eine Ansichtskarte. Nun werden die beiden Studenten bald wieder hier sein."

Die alltäglichsten Dinge — aber es waren doch Geheimnisse. Denn die Seelen zweier Menschen, die sich ganz nahe waren, schwangen in ihnen.

Eines Tages fand Onkel Fritz das Mädchen bleich und matt allein im Lehrstuhl sitzen. Kaum hatte sich die Tür hinter dem Besucher geschlossen, flog ihm Marie an den Hals und schluchzte bitterlich.

Da brach aus Fritz das Leid all dieser stillen, entsagungsvollen Stunden hervor. Er umkrampfte Marie und küßte sie heiß auf den Mund. Es war ein Augenblick, von dem er den Tod erwartete. Flammen schlugen über ihm zusammen. Meere donnerten ihm in den Ohren. Jauchzen und Schluchzen in einem hüllte ihn wie ein bunter Mantel ein.

Dann aber kam die nächste Sekunde mit ihrer Stille und wieder die nächste und die Sekunden wuchsen zu Minuten zusammen und alles war vorbei.

Er fühlte, daß er mit dem schluchzenden Mädchen auf der Erde stand, auf der kalten, unbarmherzigen Erde und umgeben von kalten, unbarmherzigen Menschen.

Er führte Marie zum Sofa, setzte sich neben sie und fragte. Sie erzählte in einem Fieber, ähnlich jenem im Pensionat, das dem Besuche ihrer Mutter gefolgt war.

Sie saß mit ihrem Vater am Tische. Beide arbeiteten. Der Pfarrer schrieb einen Bericht und sie

Digitized by Google

stickte. Es war schwül im Zimmer. Marie war ganz in die Arbeit versunken.

Plötzlich stockte ihr Blut und schlug, wie wenn es einen Ausweg suchte, gegen die Schläfen. Und dann verlief es sich wieder, daß sie glaubte, sie sei nun innen ganz leer. Sie warf jäh den Kopf zurück und starrte den Vater an. Er saß da, sein kaltes, graues Gesicht auf sie gerichtet. Ihr war, als laste es mit schweren Gewichten auf ihr. Was war denn? Was wollte er von ihr? Sie wollte fliehen; aber sie saß gebannt. Sie wollte aufschreien, aber die Zunge lag ihr wie angeschmiedet im Munde. Sie wollte gegen den Vater schlagen, aber ihre Arme waren lahm.

Und dann brüllte der Pfarrer auf, wie ein wütendes Tier, schlug mit beiden Fäusten den Tisch, daß er klirrend tanzte, und kreischte ihr ins Gesicht:

„Du — du — was hab ich dir denn getan? Du? Was denn? Warum der Haß? Da in deinem Gesicht! Ich bin dein Vater — weißt du!"

Er sprang zur Türe hinaus. Die Stühle im Zimmer bewegten sich; die Bretter wollten aus dem Fußboden springen.

Die Leute nennen derlei ein Rätsel: Aber das Leben hatte doch nur sein Inneres nach außen gekehrt. Das Äußere, das Liebe vortäuscht, wurde Lügen gestraft.

Vater und Tochter waren Feinde und haßten sich.

III.

Marie und ihr Vater lebten nebeneinander her, als ob nie etwas geschehen wäre, das sie hätte trennen oder zusammenführen müssen. Sie waren Hausgenossen — nicht mehr.

Digitized by Google

Onkel Fritz konnte den Zwischenfall, den ihn Marie erzählt hatte, nicht verstehen und nicht vergessen. Er stand vor einem unbegreiflich grausigen Wunder. Ein grenzenloses Mitleid mit dem Mädchen erfaßte ihn und drängte alles, was er sonst für sie empfinden mochte, weit zurück. Immer und immer hätte er das arme Kind in seinen Armen halten mögen, um es zu schützen.

Als Heinrich und Gustav, die beiden Studenten, in Ferien kamen, war er heiß bemüht, die drei Kinder wieder zusammenzuführen.

Heinrich brachte Jubel ins elterliche Haus. Er hatte ein paar Narben im Gesicht, viel Witz im Kopf und unglaublich viele Lieder in der Kehle. Es war des Lachens und Strahlens kein Ende mehr.

Sein Vater stellte sich vor ihn, mit breiten Beinen wie ein Schiffskapitän, legte ihm die Hände auf die Schulter und sprach!

Ja, man muß schon sagen: er sprach, denn die Worte hatten noch mehr Gewicht als sonst und es war kein Plaudern, Reden und Sagen mehr, sondern wirklich: Felcher sprach!

„Junge, in dir stehe ich neu auf. Junge, du lebst das Leben, das ich zu leben vergessen habe. Junge, du bist ein Kerl. Du wirst ganz so werden wie ich, aber nur hundertmal mehr und hundertmal froher und hundertmal stärker."

Dann drehte er sich um, hob die Augen zum Himmel und fügte leise hinzu:

„Jetzt bin ich ein armer, kranker, unnützer Mann."

Heinrich trat von hinten auf ihn zu, umfaßte ihn und murmelte einen schmeichelnden Trost. Da war der Alte mit seinem Glück und seinem Unglück so innig zufrieden, daß er hätte aufjauchzen mögen.

Digitized by Google

Als seine Frau gerade ins Zimmer trat, legte er sogar, wie von ungefähr, eine Hand auf ihren Arm. Das hieß: „Auch du hast deinen Teil und dein Verdienst an dem da.“ Sie blickten zusammen, Mann und Frau, auf ihren Sohn.

Felcher war nun so voll von seinem Glück, daß er andern davon mitteilen mußte. Die Gesundheit sprang ihm plötzlich in die Glieder und trieb alle Steifheit aus. Wenn so ein junges Blut ins Haus kommt, das ist doch die beste Medizin für unsereinen — sagte er zu sich und beschloß, nicht krank zu sein und auf der Stelle Mosers zu besuchen.

Auch Gustav war nach Hause gekommen. Seine Mutter hatte ihn mit einer verschämten Genugtuung empfangen, die ihr und ihm nicht wohltat. Es war keine offene, gegenseitige Freude.

Als Felcher in die Stube trat, saß Frau Moser am Tisch und schrieb einen Brief an Verwandte. Felcher blieb, als er sie sitzen sah, in der offenen Tür stehen. Sie hatte ihr Gesicht erhoben. Felcher empfand, daß Glanz darinnen war. Frau Moser war in diesem Augenblick mit ihrem bleichen, vom Schreiben angeregten Gesicht eine wahrhaft schöne Frau.

Sie stand mit verbindlichem Gruß auf und lud Felcher zum Sitzen ein.

„Liebe Frau Moser,“ begann er, ohne sich zu setzen, „wir werden wieder jung.“

Er warf bei dem Worte jung das auf der Brust liegende Kinn so jäh in die Höhe, daß das Bartherz rauschte.

Frau Moser, die wieder ihren Platz eingenommen hatte, schwieg, sie hatte die Hände auf dem Tisch ge-

Digitized by Google

faltet. Ihre Augen schienen nun wieder von Schleiern verhängt zu sein.

„Frau Moser, jetzt sollte Ihr Mann noch leben, der wackere Mann, dieser treue Mann. Man kann ihn nicht vergessen. Jetzt sollte er seinen Gustav sehen."

Felchers Stimme klang halb dumpf, halb hell, — wie frohes Grabgeläute.

Da trat etwas wie feuchtes Schimmern in Frau Mosers Augen. Es waren aber keine Tränen.

Felcher starrte sie an. Er begriff etwas nicht. Er setzte sich.

Frau Moser sagte sachlich und leicht:

„Gustav gefällt mir nicht."

Die paar Worte hüpften so rasch von ihr, daß man merkte, wie rasch sie wieder zum Schweigen kommen wollte.

Felcher hob verständnislos die Arme und riß die Augen auf.

„Ja, er ist wortkarg und geht wie ein Fremder durchs Haus. Er sieht auch schlecht aus. Aber er sei ganz gesund, sagte er."

Nun klang die Stimme klagend. Man konnte vermuten, daß Frau Felcher eine schlaflose Nacht verbracht habe.

Wo der Knabe denn sei, fragte Felcher und malte in dem Wort Knabe das Bild der völligen Unmündigkeit Gustavs.

„In seinem Zimmer vielleicht oder im Hof oder — was weiß ich wo—" erwiderte Frau Moser tonlos.

Felcher erhob sich und stieg, mit den schweren Schritten eines Ungetüms, die enge Stiege zum ersten Stock hinauf.

Gustav saß in seinem Zimmer und las etwas.

Digitized by Google

Er sah wirklich ganz bleich und mager aus. Man hätte ihn mit seinem schmalen Gesicht, dem kleinen Mund und den runden schwarzen Augen für fünfzehnjährig halten können. Aber auf seiner Stirne stand, zwischen den Augen, schon eine steile Falte.

Als er Felchers ansichtig wurde, sprang er auf und streckte ihm seine beiden Hände hin. Felcher nahm sie in die seinen und schüttelte sie lange. Der Anblick des Knaben hatte ihn ergriffen.

Schweigend setzten sie sich auf das Sofa.

In einem Käfig am Fenster begann ein Kanarienvogel zu singen.

„Was, du hast dir einen Kameraden zum Singen mitgebracht?" sagte Felcher, der froh war, den Anfang für eine zwanglose Unterhaltung gefunden zu haben.

Gustav starrte wie von Sinnen auf den Käfig. Dann sagte er ganz leise:

„Mutter muß ihn mir hereingehängt haben; ich hatte ihn noch gar nicht bemerkt. Der Vogel war die ganze Zeit still."

Wiederum Schweigen; beide dachten an die Mutter und an ihr Geschenk.

Welche Hoffnungen mochte die Frau an die Heimkehr ihres Sohnes geknüpft haben! Und wie hart mag es sie getroffen haben, daß er gar nicht zu ihr heimgekehrt war.

„Gustav, wie geht's auf der hohen Schule?" fragte Felcher und bemühte sich lustig zu sein.

„Gut, Herr Felcher."

„Du scheinst mir zuviel zu arbeiten."

„Ich habe gar nichts gearbeitet."

„Junge, was ist mit dir?"

„Nichts!" —

Digitized by Google

Dieſes Nichts klang abweiſend. Das war zuviel für den alten Felcher. Er ſtand auf, nahm die Lehne eines Stuhles feſt in beide Hände und drückte den Bart auf die Bruſt. Das alles war ſchon Angriff genug. Nun aber kollerte er erſt los:

„Weißt du, wer vor dir ſteht? Der alte Felcher, der Freund deines Vaters! Dein Vater war ein unglücklicher kranker Mann. Und du? Willſt du dich auch unglücklich und krank machen? Du junges Blut, du! Schämen ſollſt du dich.“

Dieſe Worte ſchwollen in dem Zimmer zu Poſaunentönen an. Felcher kochte, es gab keine andere Steigerung mehr als dieſe: zu gehen. Und Felcher ging.

Guſtav aber ſaß klein und ſtill vor ſeinem Buch. Er hätte Felcher nacheilen und weinen mögen. Alles, woran er litt, gierte in ihm auf. Er hätte gerne ſein Leid geklagt.

Sein großes Leid, das ſich in einem einzigen Wort erſchöpfte: Einſamkeit. Solange er zu Hauſe oder im Gymnaſium unter ſo und ſo vielen Mitſchülern war, hatte er immer Dinge und Menſchen um ſich, die ihm irgendwie nahe waren. Als Student aber war er buchſtäblich allein. Er wagte ſich niemandem zu nähern. Und ſo kümmerte ſich natürlich auch niemand um ihn.

Ob er in ſeinem Zimmer oder in einer Vorleſung hockte, er fühlte ſich ganz verlaſſen. Trübe Erinnerungen an den Vater und bittere an die Mutter kreuzten ſich in ſeinem Kopfe. Er ſah nur die dunkle Vergangenheit und keine hellere Zukunft. Das bißchen Energie, das er hatte, zerfiel ihm. Das Studium ſelbſt feſſelte ihn nicht; er hörte Vorleſungen aller Art. Doch war es mehr Neugier und der

Digitized by Google

Wunsch nach Zerstreuung als Interesse, was ihn in die Hörsäle trieb.

Nur eines war ihm niemals abhanden gekommen, nie getrübt worden: Maries Bild.

Die tausendfältigen Erinnerungen an sie waren ihm eine Zuflucht. Er wurde nicht müde, die gemeinsame Kindheit in Gedanken von neuem durchzuleben und eine gemeinsame Zukunft zu erträumen. Er sah sie als Freundin, Geliebte und Frau. Wenn er daran dachte, daß sie die Frau eines andern werden könne, dachte er zugleich auch an den Tod.

Irgendein Zufall hatte ihm ein Bild von ihr in die Hände gespielt. Er verehrte es wie ein Heiligtum. Marie war darauf vierzehnjährig: schwarzhaarig, bleich, mit tiefen, schwarzen Augen — ein Gesicht voll geheimer Beglückungen für Gustav.

Wie er nun da saß, im Innersten getroffen von Felchers rauhen Worten, flohen seine Gedanken wiederum zu dem Mädchen. Sie saß vielleicht, wie er, einsam in ihrem Zimmer, dachte vielleicht an ihn, wunderte sich vielleicht, daß er sie noch nicht aufgesucht habe. Müßte er sie eigentlich nicht aufsuchen? Er suchte sich, nicht ohne Hoffnung, sein Verhältnis zu ihr klar zu machen. Aber die Angst trat wieder vor ihn, die Angst vor den Menschen. Darf er es wagen, sie aufzusuchen? Er wagte nicht, eine der beiden Fragen zu bejahen oder zu verneinen.

Plötzlich stieg ihm heiß eine Möglichkeit auf: Wenn sie nun zu ihm ins Zimmer käme! Er stand hastig auf und starrte auf die Tür. Aber sie blieb verschlossen.

Ohne festen Plan nahm er seinen Hut und ging. Wie er die Treppe hinabstieg, sah er aus wie ein aufgeschossenes zages Kind.

Digitized by Google

Unten hörte er, daß die Mutter im Wohnzimmer ab und zuging. Da klinkte er blitzschnell die Türe auf und sagte zutraulich:

„Adieu, Mutter; ich gehe ein bißchen spazieren."

Die Mutter antwortete etwas. Er verstand die Worte nicht, denn er ging schnell davon.

Das Pfarrhaus lag ruhig in der Sonne. Gustavs Blicke sprangen über die Fenster hin. Er sah aber nichts. Ein bitteres Gefühl bemächtigte sich seiner; er hatte das Bedürfnis Vorwürfe zu machen — — aber wem?

Nun kam er an Felchers Haus vorbei. Er betrachtete es und wußte auf einmal, zu wem er gehen müsse. Er trat ein.

Im Hof arbeitete Frau Felcher. Es gab auf beiden Seiten eine herzliche Begrüßung. Die Bäuerin klopfte ihm froh auf den Rücken, als ob sie sagen wollte: ich weiß, dir geht's gut. Er fragte rasch nach Onkel Fritz. Er sei im Garten, lautete die Antwort.

Er schritt durch den heißen Hof in den Garten. Da stand Fritz Felcher ohne Rock und Weste und band nasses Stroh zu kurzen Seilen. Er bemerkte Gustav erst, als er vor ihm stand.

Onkel Fritz — Gustav! Die Worte klangen gedämpft, aber um so freudiger. Sie ließen ihre Hände nicht los.

Dann nahm Fritz Felcher Gustavs Gesicht in seine beiden Hände, sah ihm in die Augen und sagte: „Du bist noch der alte, liebe Junge!"

Da brach in Gustav eine ganz helle, unerhörte Freude los, und er bestätigte:

„Ja!"

Onkel Fritz hatte sogleich tausend Fragen und Gustav ebenso viele Antworten. Er wunderte sich über

Digitized by Google

sich selbst. Es kam ihm gar nicht mehr der Gedanke, daß er nichts erlebt und nichts gearbeitet habe, daß er so einsam und traurig gewesen sei. Während er erzählte, fand er erst den Inhalt der verflossenen Tage.

Auch Fritz Felcher erzählte von sich. Fast in jedem Satz, den er sprach, kam der Name Marie vor. Gustav hörte zu, still und versonnen, wie ein Kind, dem man Märchen erzählt.

Da störte ihn die Frage auf, ob er schon bei Marie gewesen sei. Er verneinte beklommen. Aber warum denn nicht, fragte Onkel Fritz.

Gustav brachte die Antwort ganz scheu heraus:

„Ich habe nicht den Mut dazu gehabt."

Fritz Felcher lachte. Er war nun geradezu fröhlich. Nach Feierabend wollten sie zusammen hingehen, schlug er vor. Dann schickte er Gustav zu Heinrich ins Haus.

Heinrich war aber mit seinem Vater ins Feld gegangen. Gustav ging ihnen nach.

Der alte Felcher arbeitete im Weinberg. So feierte er die Rückkehr seines Sohnes. Heinrich stand gebückt neben ihm, hatte auch eine Hacke und schlug auf den schweren Boden ein, daß er knirschte.

Als sie Gustavs ansichtig wurden, rasteten sie und wischten sich den Schweiß von der Stirne. Heinrich freute sich, als er den Kameraden sah.

Der gegenseitige Gruß war frei und froh. Felchers Augen leuchteten. Er dachte natürlich, seine Strafpredigt habe Gustav verändert. Und da er sich nun schon einmal im Erfolg seiner erzieherischen Tätigkeit sonnte, wollte er noch ein übriges tun. Er hieß Gustav eine dritte Hacke nehmen, die in der Nähe am Boden lag, und mitarbeiten.

Digitized by Google

Gustav warf seinen Rock ab und schwang die Hacke. Die von der Sonne hart gebackenen Schollen zischten nur so um die drei herum. Die Unterhaltung war nicht reich, aber lustig.

Was konnte Gustav z. B. anderes antworten, wenn Felcher fragte, ob seine Hacke mit seinen Händen zufrieden sei, als: „Ja, meine weichen Hände tun der Hacke gut.“ Flugs warf Heinrich dazwischen: „Bei so einer Hacke muß man schon schön schmeicheln und streicheln, sie ist ein schlagfertiges Mädchen.“

Als rote Farben am Himmel zusammenflossen und den Abend ankündigten, zogen die drei heimwärts. Gustav war todmüde. Heinrich sang, als sie noch zwischen den Feldern gingen: „So leben wir, so leben wir alle Tage.“

Die Leute in der Nähe lachten. Ein paar Knaben stimmten mit hellen Kreischstimmen in den Gesang ein. Gustav hätte auch gerne mitgesungen; er war aber zu schüchtern. So lachte er erschöpft mit.

Felcher kam sich vor wie ein Heros der Arbeit und der Lebensfreude. Er besann sich keinen Augenblick, ein bekanntes Wort, das gerade in den Zeitungen umging, als seine Devise zu bezeichnen:

„Arbeiten und nicht verzweifeln!“

Er sagte es aber wenigstens nicht laut!

IV.

Am Abend ging Heinrich mit seinem Vater zum Bier, Gustav mit Onkel Fritz spazieren.

Felcher hielt im Wirtshaus Reden wie ein Apostel. Die paar Bauern, die da waren, hatten mehr als er gearbeitet und waren daher auch müder als er. Sie hörten seinen lauten Worten, die sie am Ein-

Digitized by Google

ſchlafen hinderten, gerne und ohne Widerrede zu. Der Pfarrer war auch da. Er ließ ſich von Felcher impenieren. Nur der Apotheker, ein geſtriegelter Oſtpreuße, erhob mit ſpitzer Stimme Einwände. Er kam nicht weit damit. Sein Organ und ſein Verſtand waren zu dünn. Zwiſchenhinein ſprach auch Heinrich; er ging mit ſeinem Vater über Berg und Tal. Was er an deſſen Worten übertrieben fand, unterſtrich und unterſtützte er um ſo eifriger.

Guſtav und Fritz Felcher gingen durch eine ſchmale Gaſſe zum Dorf hinaus. Sie kamen zu den Wieſen, die ſich an den Gärten des Dorfes entlang zogen. Die Gärten lagen wie ein bunter Strich hinter den Häuſern. Da war kaum ein Haus, hinter dem nicht durcheinander Kraut und Blumen wuchſen. Zwiſchen nüchternen runden Kohlköpfen glühten rote Roſen.

Die Dämmerung rieſelte wie grauer Staub durch die Luft. Auf den Lattenzäunen prickelte da und dort zwiſchen den Pappeln hindurch, die auf den Wieſen an einem endloſen Waſſergraben ſtanden, ein letzter Schein der fernen Sonne.

Fritz und Guſtav gingen am Zaun entlang. Guſtav griff manchmal im Vorbeigehen nach dem Sonnenglimmer. Dann glühte ſeine bleiche Hand lichterloh auf. Fritz ſah dieſem Spiel träumend zu. Er hatte einen Arm leicht um Guſtavs Schultern gelegt.

Nach wenigen gleichgültigen Sätzen, die von Zeit zu Zeit zwiſchen ihnen aufflatterten wie ſcheue Vögel, drängte es in Guſtav zum Sprechen.

„Wenn ich nur immer, immer in Weißburg bleiben könnte! Da iſt Ruhe und Frieden. Unter den fremden Menſchen draußen lebt ſichs ſo eng. Da wagt man nicht zu atmen. Da weiß man gar nicht, ob man das Recht hat zu leben.“

Digitized by Google

Onkel Fritz legte den Arm fester und inniger um seinen Freund.

„Ich kann nicht lange irgendwo sein; ich fürchte mich vor den Menschen, die man immer sieht und nie kennt. Ich habe oft gedacht: warum gehst du nicht zu diesem Menschen da, der dir jeden Tag in derselben Stunde an derselben Stelle begegnet, nennst deinen Namen, fragst ihn nach dem seinigen und bittest ihn, ob er nicht dein Freund werden wolle? Aber das darf man ja nicht; der andere würde mich ja auslachen."

Onkel Fritz verstand das nicht ganz; aber er fühlte jene Art von Leid aus den Worten heraus, die ihm selber eigen war und ihm weh und wohl tat in einem. Er ging mit halbgeschlossenen Augen neben Gustav und brachte sich nicht dazu, ihn anzusehen.

Gustav sprach weiter:

„Ich bin so weit entfernt von allen Menschen. Mir ist es, als ob ich erst weltenweit gehen müßte, um einmal zu ihnen zu kommen. Da ist aber immer etwas, was mich am Gehen hindert. Zwischen mir und den Menschen ist ein großer Raum — und in dem fehlt es an Licht und Luft."

Nun schwieg Gustav lange. Fritz wagte kaum zu atmen. Gustav erwartete auch gar keine Antwort von ihm. Dem jungen Menschen genügte es, sein Leid einmal in offene Ohren hineinsprechen zu dürfen. Er war gar zu lange darauf angewiesen, sein eigener Zuhörer zu sein.

Auch der glückhafte Nachmittag wirkte in ihm nach. Ein Gefühl der Dankbarkeit kam über ihn.

Onkel Fritz suchte nach Worten, fand aber nicht ein einziges, das er sich auszusprechen getraute. Seine

Digitized by Google

Hand glitt hilflos über Guſtavs Rücken hin. Guſtav fühlte ihre ſchmeichelnde Wärme.

Als ſie an den Pfarrgarten gekommen waren, machte Onkel Fritz Halt. Er wußte, daß Marie da ſein würde, und ſuchte ihre Geſtalt im Halbdunkel. Es dauerte eine Weile, bis er ihr Kleid neben dem Stamm eines Kirſchbaumes ſchimmern ſah.

Währenddeſſen war in Guſtav eine Erinnerung aufgedämmert an einen Sommertag, da er im Graſe gelegen war und ſich nach dem ſchwarzhaarigen, bleichen Pfarrersmädchen geſehnt hatte. Alles, was er damals gedacht und geträumt hatte, trat ihm jetzt wie ein belichteter Schatten vor die Seele. Was er doch damals ein kluger Träumer war!

Das Wort „klug" blieb anklagend in ihm ſtehen.

Marie kam nun an den Zaun. Sie ſchritt zögernd durch das graue Halblicht. Dann grüßte ſie mit einer Stimme hinüber, die jung und hell klang. Sie wunderte ſich ſelbſt darüber.

„Guten Tag, Guſtav, wie geht es dir?"

Guſtav antwortete lauter, als er wollte und gewohnt war.

„Danke, Marie, gut; und dir geht es gewiß auch gut."

Sie reichten ſich über den Zaun die Hände. Fritz trat unwillkürlich einen Schritt zurück, wie wenn er die beiden allein laſſen wollte. Er zog zum Gruße nur leicht den Hut.

Marie und Guſtav forſchten gegenſeitig in ihren Geſichtern. Maries Geſicht erſchien Guſtav wie eine Viſion. Er ſah nichts als die Augen, die großen, ſchwarzen Augen, die in der Dunkelheit leuchteten. Guſtav ſog ſich an ihnen feſt mit einem tiefſeligen Gefühl.

Digitized by Google

Fritz Felcher mußte nun doch die Unterhaltung beginnen. Er sagte:

„Nun sind wir wieder beisammen wie einst."

Der Satz klang leise in den Abend wie ferne Musik. Gustav und Marie antworteten wie im Refrain: „Ja, das war schön damals."

Nach einer Weile setzte Gustav hinzu:

„Ich habe oft daran gedacht."

Marie sagte ganz gemessen:

„Mir ist's, als ob das schon hundert Jahre her wäre."

„Nein", fiel ihr Gustav fast scharf ins Wort, „mir ist das alles ganz nahe. Ich könnte jetzt gleich wieder eine Geschichte von Onkel Fritz hören."

Onkel Fritz lächelte verlegen, Marie dagegen lachte froh. Sie warf Onkel Fritz einen dankbaren Blick zu.

Inzwischen war der Abend ganz schwarz und dunkel geworden. Die Welt ringsum schien den Atem anzuhalten. Am fernsten Himmel glitzerte ein Stern.

Marie meinte, sie müsse nun ins Haus zurückgehn. Sie gab Fritz die Hand. Der drückte sie heftig und ging. Gustav blieb stehen. Als nun Marie auch ihm die Hand entgegenstreckte, faßte er sie in heißer Aufwallung mit seinen beiden Händen. Es war ihm, als sei er nun mit dieser bleichen, zarten Hand ganz allein, und er neigte den Kopf auf sie. Aber er wagte es nicht, sie zu küssen.

„Bis morgen!" sagte Marie und ging rasch davon.

Gustav blieb immer noch stehen. Nur schwer trennte er sich. Er holte Fritz Felcher nicht mehr ein. Ohne sich Mühe zu geben, ihn zu finden, um ihm Gute Nacht zu sagen, ging er gemütlich nach Hause.

In seinem Zimmer sah er erst nach dem Kanarien-

Digitized by Google

vogel. Der ſchaukelte im Schlafe leicht auf ſeiner Stange.

Guſtav begann ſich auszuziehen. Plötzlich warf er ſich auf das Sopha und brach in ein Weinen aus, das wie Jubeln klang.

Er war unausſprechlich glücklich.

V.

Der alte Felcher hatte das Bedürfnis, eine Staatsaktion in Szene zu ſetzen. An einem Samstagabend lud er Marie und den Pfarrer, Guſtav und ſeine Mutter zu ſich ein. Er ſcheute keinen Gang und kein Wort, um die Entſchuldigungen des Pfarrers und der Frau Moſer, die beide nicht kommen wollten, als hinfällig zu entlarven. Sie mußten kommen.

Das große Wohnzimmer ſtrahlte vor Sauberkeit. Felcher hatte den großen, langen Tiſch mit mächtigen Stühlen umſtellt, die er im ganzen Hauſe zuſammengeſucht hatte. Es waren Stühle, breit und bequem, zum Nie-wieder-aufſtehen. Eine weiße Decke lag auf dem Tiſch. Auf einer Kommode ſtand eine Uhr, die einen Globus darſtellte. Auf der Kugel ſaß ein Weib in faltigem Gewand. Das Ganze war mit Goldlack bronziert und ſtand unter einem Glasſturz, der auf rotem Samt ruhte. Die Uhr ſchlug jede Viertelſtunde in einem Ton, wie wenn zwei Metallſtäbchen aufeinanderklingen. Felcher hatte das Prachtſtück aus der guten Stube geholt, wo es jahrelang geſtanden war, ohne zu gehen und zu tönen. Er zog das Werk auf, aber es ging ſo raſch, daß es in einer halben Stunde eine ganze durchmaß. So kam es, daß die Uhr in ganz kurzen Zwiſchenräumen ſchlug und eine Art von Konzert gab. Felcher freute ſich darüber wie ein Kind.

Digitized by Google

Seine Frau ſtak in engen, guten Kleidern, die aus ihrer ſchlankeren Zeit ſtammten. Sie ſah ſtrotzend darin aus.

Fritz hatte ſich ſoweit verſtiegen, ſeine paar Haare ganz glatt zu legen. Man hätte ihn für einen Oberlehrer halten können.

Die Brüder gefielen ſich an dieſem Abend. Das Bauernpatriziertum erwachte in ihnen. Auch die Frau war zufrieden, wenn ſie auch daran dachte, daß ſie ohne die Einladung ein gut Stück Arbeit weniger zu ſchaffen hätte und ein gut Stück Arbeit mehr hätte hinter ſich bringen können.

Heinrich machte ſich nichts wiſſen. Er freute ſich, wie er ſich auf einen animierten Abendſchoppen gefreut hätte.

Als der Pfarrer mit Marie hereintrat, war die Familie ſchon erwartungsvoll um den Tiſch verſammelt.

Der alte Felcher und der Pfarrer verhakten ſich alsbald in ein Geſpräch über den Wein. Der Pfarrer blieb unentwegt bei der Sache ſelbſt, Felcher aber warf manch philoſophiſches Wort dazwiſchen, das in ſeiner Gottesfremdheit den Pfarrer treffen ſollte. Der tat aber, als merke er nichts.

Drum wandte ſich der nach Unterhaltung verlangende Felcher von ihm ab und den übrigen zu, die ziemlich einſilbig waren. Heinrich war noch nicht in Stimmung. Er machte kleine Späſſe, über die ſeine Mutter herzlich, Marie gezwungen und Onkel Fritz gar nicht lachte. Überhaupt fühlte ſich der Onkel plötzlich dem bevorſtehenden Abend gegenüber gar nicht mehr recht wohl. Maries ſtilles Weſen und Heinrichs bunte Fröhlichkeit wollten ihm nicht zueinander paſſen. In einer däppernden Ängſtlichkeit

Digitized by Google

ſah er von einem zum andern, ob Marie nicht von Heinrichs Luſtigkeit peinlich berührt werde und ob Heinrich ſich nicht langweile bei Marie. Er konnte zwar nichts dergleichen feſtſtellen, war aber doch nicht befriedigt.

Man trank aus hochſtengeligen Gläſern Wein. Felcher hob eines davon hoch, als er ſich vom Pfarrer abwandte, und trank auf allſeitiges Wohlergehen. Gerade dröhnten ſeine Worte durch die Stube, als Guſtav mit ſeiner Mutter eintrat. Felcher zwang ihnen ſofort volle Gläſer in die Hand — ſie wurden in ſeinen Trinkſpruch eingeſchloſſen und mußten mittrinken.

Das taten beide ganz verlegen. Frau Moſer faßte ſich alsbald und bot den Anweſenden einzeln ihren Gruß. Als ſie ſchon im Hintergrund neben Frau Felcher Platz genommen hatte und in ihrer geſcheiten Art ein Geſpräch begann, ſtand Guſtav immer noch an der Tür, das Glas in der Hand. Es ſchwindelte ihm vor dem großen Zimmer und den vielen Menſchen. Er ſah beklommen vor ſich nieder. Er hätte die Augen ſchließen und ſie nie, nie mehr öffnen mögen: Es ſchoß ihm ſelber ein Vergleich durch den Kopf: ich ſtehe hier, wie auf einem Schiff, das im offnen Meer ſchwimmt, und bin ſeekrank.

Er merkte es kaum, daß ihn Onkel Fritz an den Tiſch führte und ihm einen Stuhl hinſchob. Ganz mechaniſch ſetzte er ſich. Das Glas, das ſich von ſelbſt auf den Tiſch ſtellte, hielt er noch feſt; auch ſeinen Hut hatte er abzulegen vergeſſen. Er lag ihm auf den Knien.

Felcher ſprach weiter.

Es genüge nicht, daß man nur ſo nebeneinander lebe, man müſſe auch miteinander leben. Man müſſe

Digitized by Google

ſich das Leben gegenſeitig ſchön machen. Dafür ſei er ganz entſchieden. Die Alten und die Jungen — da könne es keinen Unterſchied geben. Die Juden und die Chriſten — da erſt recht nicht.

Frau Moſer zuckte leicht auf. Sie wurde unangenehm berührt.

Und gar erſt die Gelehrten und die Bauern — da nun ganz und gar nicht.

Der Pfarrer nickte eifrig mit dem Kopf. Die Uhr ſchlug neun Uhr. Ihr Stimmchen tat wohl nach Felchers unbarmherzigem Baß.

Das ſei doch aber ſelbſtverſtändlich, meinte Marie und ſah groß auf Felcher.

„Vater hat ja nur eine Feſtrede halten wollen," ſagte Heinrich.

Frau Felcher brachte allerhand zum Eſſen. Heinrich begann von ſeinen Studentenſtreichen zu erzählen. Er war kein Prahlhans. Er ſprach luſtig und faſt naiv. Auf eine Menſur war er ſtolz. Er hatte ſie bekommen, weil er einen andern Studenten ſcharf anließ, als er ſeinen Hund mit dem Stock traktierte. Auch das erzählte Heinrich ohne Großtuerei.

Da ſtand aber ſein Vater breit auf, gab ihm die Hand und klopfte ihm auf den Rücken. Heinrich lachte. Er erhob ſich jedoch ganz verwundert, als ihm auch Marie die Hand gab. Und wie wenn das jetzt ſelbſtverſtändlich wäre, gratulierten ihm alle, einer nach den andern. Frau Moſer gab ihm ſogar ihre beiden Hände.

Die Uhr in Goldbronze tat zehn Schläge. Das machte den Akt geradezu feierlich.

Marie nahm nach einer Weile das Geſpräch wieder auf.

Digitized by Google

Das müsse doch eine glückliche Zeit sein, die Studentenzeit. Dieses freie, fleißige Leben.

„Je freier es ist, desto weniger fleißig," sagte ihr Vater.

Felcher knurrte unzufrieden. Onkel Fritz meinte, das brauche nicht immer richtig zu sein, und fragte Gustav nach seiner Meinung.

Gustav erschrak leicht und begann: „Ich finde..." Er brach aber wieder ab, denn er fühlte den vorwurfsvollen Blick seiner Mutter auf sich ruhen. In Wirklichkeit sah Frau Moser gar nicht auf ihn.

„Du hast doch eine Reise nach Dresden gemacht, Gustav. So was macht frei und gescheit. Reisen, reisen muß man."

Gustav überlief es eiskalt. Die Lider fielen ihm über die Augen. In seinen Ohren begann es zu brausen. Er fürchtete sich wie vor einem Unglück, das auf ihn zuschreitet.

In Marie klang es: „In Dresden ist es gut leben. Da gibt es schöne Gärten und schöne Bilder und fast gar keine Menschen."

Sie sah Gustav forschend an, wie einen Fremden.

Heinrich sprach etwas von einer Spritztour. Das Wort wirkte auf Gustav wie eine Peitsche. Er starrte Heinrich ins Gesicht. Alle Gesichter im Zimmer verschwammen ihm zu einer einzigen, unkenntlichen Masse, die ihm unheimlich war.

Seine Flucht aus Heidelberg, eine planlose, selbstmörderische Fahrt, Angst vor bewohnten Städten, erschöpftes Ankommen in Dresden und Ausruhen vor Bildern — all das raste ihm jetzt wieder schreckhaft durch den Kopf, vermischte sich mit dem Klang des kalten Wortes Spritztour und dem Anblick der vielen Menschenaugen ringsum.

Digitized by Google

Er ſprang auf wie ein geſchlagenes Kind. Das Weinglas vor ihm fiel um und klirrte zu Boden. Das warf ihn vollends aus ſich heraus und trieb ihn aus dem Zimmer.

Er ſtürzte fort. Ein verworrenes Geräuſch von Stimmen der beſtürzt Zurückgebliebenen hing in ſeinem Ohr wie klebrige Spreu, die er nicht von ſich abſchütteln konnte. Sein Blut brannte ihn. Die Furcht vor den Menſchen und ihrer Welt ſchlug ihm wie ein phyſiſcher Schmerz die Haut.

Er floh ziellos ins Feld. Eine Angſt jagte mit ihm — eine Angſt vor dem Leben und vor ſich ſelbſt. Auf einer Wieſe legte er ſich ins Gras. Allmählich wurde er etwas ruhiger. Er fragte ſich, warum er denn geflohen ſei, was er denn fürchte. Er wußte keine Antwort. Das Ungewiſſe, das zugleich Ferne und Nahe, das geſpenſtiſche Nichts, das man nicht faſſen konnte und das doch da war, lag auf ihm.

Die Nacht atmete über ihn in ihrer ſtolzen Ruhe hinweg. Sie hatte keine Antwort und keine Fragen in ſich. Sie war — das fühlte er.

Er lag eine halbe Stunde regungslos im feuchten Gras. Erſt als ihn der Glanz des heraufziehenden Mondes traf, hob er die Augen. Er ſuchte die Häuſerreihe ab, wie nach einem Feind. Er nannte bei jedem Haus den Eigentümer und ließ die Bewohner an ſich vorbeiziehen. Da war keiner, den er nicht glücklich ſchätzte. Sie bildeten ein Heer der Zufriedenen. Er aber, er war allein und unzufrieden und unglücklich.

Da traf ſein Auge aufs Pfarrhaus. Ein Schmerz riß ihm durchs Blut. Seine Lippen bebten, ſein Körper, der von Schweiß troff, erglühte. Er hauchte den Namen Marie.

Das Mondlicht lag breit in den Fenſtern des obe-

Digitized by Google

ren Stockwerkes und blendete von da in die Nacht. In den Zimmern schien es zu brennen.

Gustav trank den Anblick in sich hinein. Er faltete die Hände und hob sie gegen das Haus. Jetzt hatte seine Furcht und sein Schmerz Inhalt. Er begehrte Marie und wußte, daß er sie vergeblich begehre.

Er müßte um sie kämpfen — sagte er sich in einem ruhigen Augenblick. Sogleich tötete er die Hoffnung wieder: „Ich kann nicht um sie kämpfen; um keinen Menschen kann ich kämpfen. Ich muß fliehen vor ihr, vor allen. Ich bin einsam und schwach."

Jetzt sah er im Pfarrhof zwei Gestalten: Zwei Schatten im Mondlicht.

Es war Marie und ihr Vater. Sie schwebten über den Hof und die Steintreppe hinauf. Nun waren sie fort. Er hörte eine Türe ins Schloß fallen. Ihm war, als ob das Geräusch in allen Baumwipfeln sich fangen und widerhallen müßte. Aber es gab nur ein mattes, hinsterbendes Echo.

Im oberen Stockwerk wurde ein Fenster geöffnet, Marie stand im Zimmer und machte Licht. Sie trat ans Fenster und sah am Himmel entlang. Ihre Bewegungen waren ruhig und vornehm. Gustav folgte ihr mit hungrigen, heißen Augen.

Sie ging ins Zimmer zurück und begann sich zu entkleiden. Gustav sah ihre Gestalt hin und her huschen. Nun stand sie weiß und nackt — ein flüchtiges Etwas, kaum mit dem Auge zu erfassen — vor dem Licht. Es verlöschte.

Ein kühler Wind fächerte durch das Gras. Gustav hatte den Kopf in seine Arme gelegt und hatte nicht teil an der Kühle der Nacht.

Zu Hause wartete seine Mutter auf ihn. Als er

Digitized by Google

davongestürzt war, waren die andern starr und sprachlos zurückgeblieben.

„Gustav ist krank," sagte Frau Felcher. Der Pfarrer stimmte ihr eifrig zu. Frau Moser ließ den Kopf an die Brust der ihr sonst so fremden Frau sinken. Scham, Schmerz und Furcht schlugen sie nieder.

Onkel Fritz eilte unverzüglich seinem Freunde nach. Er tappte eine Stunde durch das Dunkel, ohne ihn zu finden. Er kehrte dann zurück und redete sich ein, daß der Arme wohl nach Hause gegangen sei.

Marie, Heinrich und der alte Felcher hatten fast die gleiche Empfindung. Daß sie nämlich einen Freund verloren hätten! Denn sie fühlten, daß sich ihnen Gustav durch diese Flucht ganz entzogen hatte.

Felcher wurde nicht müde, sein graues Haupt zu schütteln. Heinrich schwieg verlegen. Marie empfand Mitleid mit Gustav, aber auch Scham über sein Betragen.

Sie war zu stolz, um solche Schwäche gutzuheißen. Und sie war auch schon Weib genug, um diese Schwäche am Mann zu hassen.

Als sie mit ihrem Vater fortging, drückte sie Heinrich fest die Hand.

Heinrich ging mit einem Gefühl des Behagens zu Bett.

VI.

Am nächsten Tag erwachte Gustav sehr spät. Es mochte schon zehn Uhr sein. Trotzdem stand er nicht auf. Teils weil er zu müde war, teils weil er sich fürchtete und schämte.

Felchers, Pfarrers und seine Mutter — alle traten sie jetzt einzeln vor ihn hin und er setzte sich mit ihnen wegen seiner Flucht auseinander. Jedesmal erneute

Digitized by Google

sich die Scham und die Furcht, vor jedem dieser Menschen wurde sie anders. Jeden hätte er auf den Knien um Verzeihung bitten mögen — nur einen nicht, Heinrich.

Er hatte das kalte, abgenützte Wort Spritztour ausgesprochen. Er hatte sich vorher beglückwünschen lassen, weil er etwas Selbstverständliches getan hatte. Er war der ruhige, brave, wackere Jüngling.

Eine starke Abneigung gegen Heinrich stieg in ihm auf. Der Zorn über diesen Glücklicheren schüttelte ihn. Er dachte daran, daß Heinrich dem geliebten Mädchen wohl näher stehe als er selbst. Die Tränen schossen ihm in die Augen. Er weinte still vor sich hin.

Da ging leise die Tür auf und seine Mutter kam herein. Er stellte sich schlafend. Sie trat zu ihm ans Bett.

Gustav rührte sich nicht. Seine Mutter blieb stumm vor ihm stehen. Schließlich ertrug er aber ihren Anblick nicht mehr, der ihm durch seine geschlossenen Wimpern hindurch in die Augen brannte. Er schlug die Augen auf.

Einige Sekunden tauchten Sohn und Mutter ineinander, ohne zu reden. Vielleicht suchte jedes von beiden die Seele des andern. Vielleicht liebten sie sich in diesen kurzen Augenblicken, vielleicht haßten sie sich auch. Sicher waren sie sich ganz nahe.

Frau Moser schüttelte fast unmerklich den Kopf. Gustav wehrte ab. Auf seinen Lippen erstarb das Wort Mutter. Sie nahm seine Hand. Er entzog sie ihr wieder. Sie setzte sich auf das Bett. Er sah mit starren Augen zur Decke hinauf.

Endlich begann sie zu reden — nicht, wie sonst geradewegs aufs Ziel los, sondern weich und breit, mehr zu sich selbst als zu Gustav sprechend.

Digitized by Google

Was denn zwiſchen ihnen ſtände? Sie ſei doch ſo ganz allein und habe nur das eine, ihr Kind, ihren Sohn. Sie ſei doch ſo ſtolz auf ihn. Und wolle doch alles für ihn tun.

Guſtav hatte die Mutter noch nie ſo demütig geſehen. Solche Worte, in ſolchem Tone geſprochen, waren ihm fremd an ihr. Sie klangen ihm unglaubhaft. Er ſah die Mutter mit ſteinernen, toten Augen an. Sie achtete deſſen nicht und fuhr fort:

„Ich will alles wiſſen, was dir auf dem Herzen liegt. Glaube mir, ich verſtehe dich. Die Mutter verſteht ihr Kind immer am beſten. Ich will alles, was dir im Weg ſteht, wegreißen. Du ſollſt ganz frei deinen Weg machen.“

In Guſtav lebte bei dieſen Worten ein Traum auf. Er ſah ſich auf einer weitläufigen Straße rüſtig vorwärts ſchreiten, aber allein. Sein Herz begann ſich zu weiten und leiſe zu klopfen. Er ſprach unhörbar: „Freier Weg.“ Die Mutter aber ſah er nicht.

Sie verſtummte nun und wartete auf Antwort, vielleicht nur auf einen guten Blick. Guſtav dachte an nichts dergleichen. Er wanderte, wanderte — von der Mutter weg, von den Menſchen weg, auf freiem Weg. Er ſah weite Horizonte vor ſich, blauen Himmel, durchſichtige Luft. Er wanderte, wanderte in ganz fremdes Land.

Die Mutter fühlte, daß ihr Sohn nicht bei ihr war. Was mild und gut war in ihr, wurde bitter. Sie konnte nichts mehr ſagen. Sie preßte die Lippen aufeinander und wartete — nicht mehr auf etwas Liebes, ſondern auf Haß und Streit. Das Schweigen der beiden bekam allmählich einen neuen Sinn.

Frau Moſer rief laut Guſtavs Namen. Er er-

Digitized by Google

ſchrak und ſah ſie an. Er blickte in ein hartes Geſicht und in kalte Augen. Alles in ihm wurde wieder tot und ſtarr. Er wanderte nicht mehr. Er lag im Bett, von Menſchen umgeben, die ihn nicht verſtanden. Eine einzige hätte ihn verſtehen können; das war Marie. Aber was kümmerte ſich dieſes Mädchen um ihn!? Er ſah nichts als Widerſtände. Er wollte, er mußte über ſie hinwegſchreiten. Er fühlte etwas wie Kampfbereitſchaft gegen alle Widerſtände und Menſchen. Er zog eine deutliche Grenze zwiſchen ſich und den andern.

„Was willſt du von mir?" ſagte er ärgerlich zur Mutter.

„Dir helfen" — antwortete ſie ſchon ungeduldig.

„Du kannſt ja nicht, ihr könnt ja alle nicht."

„Nein, du willſt dir nicht helfen laſſen. Du biſt eingebildet."

Ihre Hände hatten die Bettdecke ergriffen.

„So laß mich doch. Laß mich allein. Nein, laß mich fort."

Dieſer Wunſch war nicht früher entſtanden als das Wort, das ihn ausſprach, riß aber ſofort Guſtav in einen Wirbel.

„Was tue ich bei dir? Oder bei Felchers oder bei Pfarrers? Oder bei ſonſt wem? Ihr drückt auf mich. Und ich ärgere euch. Laß mich fort. Ihr ſeid ſo laut zu mir, als ob man mir alles ins Ohr ſchreien müſſe. Ich will nichts hören. Ich haſſe euren Heinrich. Ich will nichts wiſſen von eurer Marie. Ich habe mit denen nichts zu tun."

Der Name Marie ſtockte ihm in der Kehle. Ich hab mit denen nichts zu tun — das klang halb wie Wimmern und halb wie Ächzen.

Seine Mutter ſtand vor ihm wie ein Stein. Sie

Digitized by Google

wagte kein Wort zu sagen; denn sie ahnte, daß es beispiellos hart und verletzend geworden wäre.

Nach ein paar Minuten erst brachte sie mit Mühe den Satz heraus: „Auch ich will, daß du gehst." Sogleich war sie auch schon an der Türe und fort.

Gustav konnte sich nicht sammeln. Er stand müde auf. Der Haß gegen die Menschen, in den seine Menschenfurcht plötzlich umgeschlagen war, drückte auf ihn. Die Last war zu schwer.

Als er angezogen war, packte er seine Kleider und Bücher, schrieb Adressen nach Heidelberg und ging dann hinunter zu seiner Mutter. Er sagte zu ihr wie auf eine Frage:

„Ich fahre mit dem Zug um 3 Uhr."

Sie erwiderte nichts. Sie aßen zusammen, ohne ein Wort zu reden. Nach Tisch fragte sie ihn wegen seines Bedarfs nach neuer Wäsche und Geld. Er gab nur halbe Auskunft. Sie legte fünf Hundertmarkscheine vor ihn auf den Tisch. Er nahm drei davon, bedankte sich murmelnd, reichte ihr die Hand und ging fort. Keines von beiden sagte Adieu oder Lebewohl.

Gustav befahl der Magd, sein Gepäck zur Bahnstation zu fahren und schlenderte dann zum Dorf hinaus, wie zu einem Spaziergang.

Als er zwischen den Feldern ging, dachte er an seinen Wandertraum. Aber er kam nicht wieder. Gustav erinnerte sich nur, daß er vor ein paar Stunden etwas Glückhaftes geträumt hatte. Er schritt ohne Lust und ohne Leid dahin. Es war eine entsetzliche, aber trotzdem wohltuende Empfindungslosigkeit in ihm. Er hatte kein Gefühl von der Welt, die ihn umgab, kein Gefühl von den Menschen, die er verließ, oder von denen, zu denen er ging.

Digitized by Google

In Heidelberg spann er sich ganz in Einsamkeit ein. Er hatte nicht nur keine Fühlung mit den Menschen, sondern auch kein Interesse an ihnen. Sie standen und gingen vor seinen Augen wie blasse Schatten, die ein Scheinleben führen. Nur sein eigenes Leben, sein Unglück schien ihm wirklich zu sein.

Er machte weite Spaziergänge, auf denen er sich mit seinem Unglück unterhielt. Es wanderte mit ihm als dunklem Weggenossen. Er wurde immer vertrauter mit ihm. Es stand zwischen ihm und der Welt, es ersetzte ihm die Welt. Ihm blühte kein Sommer, ihm schien keine Sonne, ihm waren Mensch, Baum und Blumen gleichgültig: er hatte sein Unglück als einziges.

Da konnte es nicht ausbleiben, daß er das Unglück lieb gewann. Wie einen Freund, vielleicht auch wie einen Feind.

Gustavs Leben wurde dadurch so arm, wie es nur je war. Er saß hinter den Gedanken an sein Unglück gefangen, wie hinter schweren Eisenstäben.

Jeden Tag begann er sein Leben von Anfang an durchzudenken und fand nun einen schwarzen Tag nach dem andern darin. Jeden erlebte er neu, jede Träne weinte er noch einmal, jede Enttäuschung kostete er, wie wenn sie ihm nun wieder zugestoßen wäre.

Das ging so einige Wochen fort. Was zum Leben nötig war, tat er wie im Schlaf. Er arbeitete manches in diesen Tagen. Er las medizinische Bücher, erfaßte auch ihren Sinn, aber dieser Sinn floß nicht in ihn. Denn er las ohne Neugier und Interesse.

Digitized by Google

Eines Tages saß er in dem Café, das er öfters zu besuchen pflegte. Der Raum paßte ihm, er war voll von Tischen und Stühlen, und man hatte doch den Eindruck, als sei nichts da. Alles war so gleichmäßig, unauffällig und alt. An den Wänden waren Spiegel eingelassen. In diesen waren die Menschen, die im Café hockten, plauderten, lasen, ebenso gut und ebenso leibhaftig wie in der Wirklichkeit. Alle waren sie doppelt da. Oder überhaupt nicht — dachte Gustav und der Gedanke tat ihm wohl.

Er saß allein und rauchte vor sich hin. Er war der einzige Gast. Zwei oder drei Kellner standen am Büfett wie Statuen. Ihre Augen sahen starr in die Spiegel.

In seinen Augen war eine Empfindung, als ob alles grau wäre ringsum. Er dachte an seinen Vater. Hundert klagende Beiwörter fand er für den Toten. Es summte in ihm ein unaufhörliches Trauerlied. Es galt aber in Wirklichkeit nur dem eigenen Leid.

Es kamen Leute ins Café und mit ihnen summende Unruhe; Flüstern, Kichern und Rufen. Das störte Gustav. Er saß jetzt noch unbeweglicher und abgekehrter.

Jetzt schwirrte die Tür auf und ein paar junge Burschen stürmten lachend und rasch atmend herein. Da war das Café auch schon nicht mehr das alte. Alles wurde lauter: die Tische, Stühle, Spiegel, Kellner, Gäste. Gustav fühlte einen Schmerz, als ob all diese Freude, für die er sonst keine Ursache fand, gegen ihn gerichtet wäre. Was wollten diese Menschen hier, was wollten sie von ihm? Er haßte sie. Seine Hände ballten sich zu Fäusten, und er preßte sie krampfhaft auf den kühlen Marmor des

Digitized by Google

Tiſches, wie wenn er ſo die laute Fröhlichkeit ringsum niederzwingen könnte.

Aber es kamen immer neue Menſchen, junge und alte, und allen ſtand irgendein Glückszeichen in den Augen. Auch wenn ſie nichts ſprachen, war es Guſtav, als ob irgendein allgemeines Glück, irgendein Jubel aus ihnen hervorbreche und laut werde. Er fühlte ſich als das Ziel dieſer Bewegung; er meinte, all dieſe Wellen, die — er wußte nicht woher — kamen, brandeten auf ihn zu. Und er ſaß ſteif da, um ſich ihnen zu verſchließen. Sie ſollten ſich an ihm brechen, wie an einem Fels. Er ſtand am Ufer.

Die Kellner eilten wie wahnſinnig zwiſchen den Stühlen und Tiſchen umher. Ihre Serviertücher ſchwammen aufgeregt zappelnd in der Luft. Auf hellen Tabletten ſchwebten die Getränke durch das Lokal. Am Büfett flogen ſie geräuſchvoll auf, wanderten einen Zickzackkurs und ließen ſich dann geräuſchvoll an einem entfernten Tiſch nieder, überall jubelnd begrüßt. Dann klapperten die Löffel um ſie, ein aufgeregtes Schmauſen und Schlürfen hub an. Dazwiſchen wieder Flüſtern, Kichern, Rufen...

Plötzlich ein Krachen, ein Schreien, dann Stille! Ein Kellner war auf jemanden gerannt und hatte ſeine vier oder fünf hochſchwebenden Tabletts fallen laſſen. Der Kellner war ein blaſſer, dürrer Menſch mit Augen, die auf der Flucht vor der Außenwelt zu ſein ſchienen, ſo wenig ſah und fühlte man von ihnen. Er ſtand einen Augenblick wie eine Leiche da. Dann kam ein Zappeln in ihn und er verſchwand. Als er wieder kam, war in ſein Geſicht ein Lächeln geklebt, das ausſah, als ſollte es ein Weinen verbergen. Guſtav fühlte etwas mit ihm. Er ſagte bei ſich: auch ein geſtorbener Menſch!

Digitized by Google

Die Urſache des Zuſammenſtoßes war ein ganz junges Mädchen, das am Arme eines ebenſo jungen Burſchen das Café betreten hatte. Beide waren hell und mit etwas derber Eleganz gekleidet. Erſt waren beide bis zum Tod erſchrocken, ihre fröhlichen Geſichter krampften ſich zu einer traurigen Maske zuſammen, die gar nicht zu ihnen paßte. Kaum war aber der Kellner verſchwunden, da lachten beide wie die Kinder auf. Sie ſuchten und fanden raſch einen Tiſch in der verſchwiegenſten Ecke des Raumes, ganz nahe bei Guſtav.

Ihr Lachen zwang ihn, immer wieder zu ihnen hinzuſehen. Sie ſaßen hart aufeinander, ſtießen ſich oft an und richteten es ſo ein, daß ihre Hände ſich immerfort berühren mußten.

Das ſah Guſtav und erſchrak. Was war das? Das Glück? Der Feind? Er hörte von ihren Worten immer nur das eine ganz deutlich: Du — Du — Du.

„Liebeskitſch!“ dachte Guſtav vor ſich hin.

Viele andere Menſchen ſetzten ſich zwiſchen Guſtav und die beiden. Er ſah ſie nicht mehr. Das Lärmen der andern trennte auch ihre Worte von ihm ab. Er konnte aber nicht verhindern, daß dieſe beiden ihm auch jetzt noch und jetzt erſt recht Geſellſchaft leiſteten.

Er floh vor ihnen. Er ſtürzte ſich in die ſchwärzeſten Erinnerungen, taumelte in ihnen wie einer, der gern ertrinken möchte.

Aber ringsum zog ihn das Leben immer wieder an die Oberfläche. Kein Stuhl war leer. Die Menſchen ſaßen eng aufeinander, auch an Guſtavs Tiſch einige. Aus dieſem Getümmel ging eine Bewegung auf Guſtav über, die ihn aufrüttelte. Er wollte

Digitized by Google

immer noch steif und abgekehrt dasitzen, aber er konnte es nicht mehr. Er mußte überall hinhören und sehen.

Er bekam etwas von der Freude, die in der Welt und ihrem Sommer lag, zu schmecken. Die Menschen um ihn rissen ihn aus seiner Einsamkeit, aus seinen Gedanken, aus seiner Trübnis heraus. Das alte Wunder, daß einer, und sei er auch der Abseitigste, doch ein Mensch ist unter Menschen, einer von vielen, mit denen er einen Teil seines Schicksals gemeinsam hat — dieses alte Wunder erfüllte sich auch an Gustav.

Das Hochgefühl zu leben nahm von ihm wieder Besitz.

Er verließ das Café mit dem Bewußtsein, etwas gefunden zu haben. Er wußte selbst nicht was. Auch jetzt war eine Melodie in ihm, eine einzige. Sie schwang sich um die Worte: Du — Du — Du! Vor seinen Augen tänzelte dabei das junge, verliebte Pärchen. Er hörte die Tabletts des Kellners zu Boden rasseln, erschrak vor der Stille, die dann eintrat, und lachte tonlos mit dem Lachen, das auf die Stille folgte. Um ihn herum waren die vielen, vielen Menschen des Cafés.

In diesen Bildern erfaßte er das Leben wieder.

VIII.

Nun grub sich in Gustavs Seele die Unruhe auf wie Wasser aus übersättigtem Sumpf. Er trieb kreuz und quer durch Heidelberg und seine Gedanken flatterten über die entferntesten Dinge und Menschen hin. Er traute sich plötzlich Interesse an allem und sogar Verständnis für alles zu. Er las viele Zei-

Digitized by Google

tungen und wurde im Gespräch mit fremden Menschen, die er nun manchmal anzusprechen wagte, fast geschwätzig.

Gustav, der vor den Menschen und Dingen hilflos zu sich selbst geflohen war, floh jetzt vor sich wieder zu den Menschen und Dingen. Wenn er, was selten genug geschah, über sein Leben nachdachte, ekelte er sich. Trotzdem wagte er nicht, zu einer Sammlung und Ruhe zu kommen.

Ganz von ferne tauchte hier und da Maries Bild vor ihm auf. Er erschrak davor wie vor einem Gespenst und suchte es krampfhaft zu bannen.

Er schalt auf Marie. Sie habe kein Verständnis für ihn, sie habe ihre Pflicht gegen ihn verletzt.

Sie hätte ihm beistehen müssen gegen die andern. Aber sie sei auch nicht anders als diese.

Wie Steine schleuderte er diese Sätze auf das Mädchen.

Aber als er sich kaum acht Tage in Heidelberg aufhielt, da war, wo er ging und stand, Maries Bild mit ihm. Ihre dunklen Augen, in denen Tiefe war und Ruhe, sahen ihn an — unverwandt und aufreizend.

Es schrie in ihm:

„Was willst du von mir?"

Das Mädchen schwieg.

„Ich hasse dich. Du bist untreu."

Das Mädchen schwieg.

„Was verfolgst du mich höhnisch? Ich tilge dich aus meinem Leben."

Das Mädchen schwieg.

Gustav aber fiel in sich zusammen. Er bebte vor Angst, Schmerz und Zorn. Er hätte um sich schlagen mögen. Wenn er allein im Walde war, rüttelte

Digitized by Google

er ohnmächtig an dicken Baumstämmen, trat er Blumen nieder und scheuchte Tiere auf.

Einmal schrie er besessen:

„Ich mag dich nicht, Du — Du — Du — —"

Die Worte gingen in einem Knirschen unter.

Da bog unversehens ein Mädchen um die Ecke des Weges. Sie war blond, blaß und schmal. Sie trug ein kleines Hütchen in der Hand. Ihr Gesicht war etwas zu klein geraten. Aber sie hatte große Augen.

Gustav erschrak. Sie mußte ihn gehört haben. Aber sie ging an ihm vorüber, als sehe sie ihn gar nicht, so gelassen und unberührt.

Er blieb stehen und sah ihr nach. Als sie längst verschwunden war, stand er immer noch und sah und sah. Er sah Bäume über sich, weiße Wolken am Himmel ziehen und den Himmel selbst sah er endlos, endlos sich spannen. Zwischen Himmel und Wolken und Bäumen schritt das Mädchen, ganz jung, aber wie die Mensch gewordene Ruhe.

Gustavs Auge flog den Weg zurück und verfolgte noch einmal Schritt um Schritt die Spur des Mädchens. Langsam ging er weiter, ganz still geworden. Ein heißer Nachmittag schwelte um ihn. Die Luft zitterte vor Hitze.

Da setzte er sich ins Gras und begann vor sich hinzuträumen. Er sah Weißburg vor sich, jedes Haus, jede Straße, jeden Baum, jeden Acker. Und überall einen Menschen: Marie. Er ging und sprang mit ihr, er scherzte und weinte mit ihr. Er küßte sie sogar. Und tausendmal stammelte er ihr wortlos seine Liebe vor, seine grenzenlose, im Nichts versinkende Liebe.

Sie kettete in seiner Brust Glück und Unglück zu-

Digitized by Google

ſammen. Er war ſelig und unſelig zugleich. Er litt unter ſeiner Liebe, aber er hatte ſie wiedergefunden, die er verloren hatte.

Als er abends zu Bette ging, immer noch in Gedanken an ſeine Liebe, da falteten ſich ihm die Hände. Aber er wußte nicht, ob er für Marie oder ob er zu ihr beten ſollte.

In den nächſten Tagen wurde alles in Guſtav aktiv. Er ging viel, arbeitete viel, ſaß viel unter Menſchen, dachte an ſein Glück und Unglück.

So wach hatte er noch nie in die Welt geſehen. Zum erſten Male fühlte er ſich ganz in ihr, durch ſie bedingt und von ihr beglückt. Er hatte ſeine Liebe, ſeine Liebe — er war ſtolz auf dieſen Beſitz wie auf unermeßlichen Reichtum.

Marie füllte ihm die Welt, war ihm die Welt. Jedes weibliche Geſicht durchmuſterte er nach Erinnerungen an ſie. Manchmal ging er ſtundenlang hinter einem Mädchen oder hinter einer Frau her, weil ſie dahinſchritt wie Marie. Oder wenn er plötzlich in Augen ſah, die den ihrigen glichen, ſchrak er freudig auf. Alle, alle, die Spuren von ihr an ſich trugen, hätte er dankbar umarmen mögen.

Keine Sekunde dachte er nun noch daran, daß zwiſchen ihm und ihr etwas Trennendes ſtehen könne. Sie war ihm ſicheres, wenn auch fernes Ziel.

IX.

Guſtavs Abreiſe blieb in Weißburg natürlich nicht unbemerkt. Aber man ſprach nicht von ihr. Nur einer lechzte danach, von ihr zu ſprechen — Onkel Fritz.

Schüchtern ſuchte er einige Worte darüber an

Digitized by Google

seine Schwägerin zu bringen. Das mißlang, denn Frau Felcher lehnte es ab, sich mit so rätselhaften Dingen zu befassen. Sie sprach etwas von dumm. Das preßte dem Onkel Fritz das Herz zusammen. Er verstummte sogleich.

Er suchte darum Marie auf und fing bei ihr zu jammern an. Aber es war, als ob er vor einem ehernen Bild jammere.

Marie war in die Jahre ihrer Blüte gekommen. Sie war jetzt neunzehnjährig. Man hätte sie aber für dreiundzwanzig halten können, so reif und stolz war sie.

Alle Trauer und Freude ihres Lebens lagen nun auf dem Grund ihrer Seele als edler Bodensatz, aus dem ihr starker Wille, ihre frauliche Herzhaftigkeit Gegenwart und Zukunft gestaltete ... Sie lebte allein wie auf einer Insel, ohne es zu fühlen. Sie arbeitete still vor sich hin. Zwischenhinein kamen weiche Stimmungen geflossen, Erinnerungen an alle und alles. Aber sie gewannen keine Macht über sie. Es kamen dunklere und hellere Tage an sie heran, aber sie brachten kein Schicksal mit sich. Das Schicksal schuf Marie ganz aus sich heraus. Sie war die Starke.

Darum verstand sie auch Gustav, seine Schwäche und sein Unglück nicht. Sie ertappte sich oft dabei, daß sie ihn im stillen bespöttelte, den Bleichen, den Schwächling, den Armseligen.

„Was wohl über Gustav gekommen ist?" fragte Onkel Fritz.

„Wissen Sie, wo er steckt?" fragte Marie dagegen.

„Er ist nach Heidelberg gefahren."

Digitized by Google

„Er wird arbeiten, dort. Er wird sich andere Menschen suchen, mit denen er sich versteht."

„O, er lebt gewiß ganz verlassen. Er ist krank."

„Ich liebe diese Krankheit nicht. Warum will er nicht gesund sein?"

Onkel Fritz schwieg. Er sammelte sich, um für Gustav bei Marie zu kämpfen. Doch fand er die Worte nicht, denen er die Kraft des Überzeugens zugetraut hätte.

Aber Marie blieb stumm. Sie saßen im Pfarrgarten. Abendliche Kühle war um sie. Onkel Fritz war es, als ob in Marie etwas festgefroren sei, etwas Köstliches, das er früher aus ihren Worten zu saugen pflegte: Mitleiden.

Aber Marie fand nach einer Weile sogar anklagende Worte gegen Gustav.

„Er hat sich von uns losgemacht. Er will uns fremd sein. Was sollen wir da nach ihm suchen? Er ist ohne Abschied und Gruß gegangen. Da kann man ihm nicht nachstellen."

Onkel Fritz verstand die Sätze, die Marie sprach, sehr wohl. Aber er verstand das Ganze ihrer Rede nicht. Er verstand sie selbst nicht, den Sinn ihres Wesens. Er verließ sie ganz verjagt. Er wußte nicht mehr, wohin er den Fuß setzen sollte.

In seiner unruhigen Ratlosigkeit ging er zu Frau Moser.

Ob Gustav schon geschrieben habe? Ja, es gehe ihm gut. Sonst nichts. Ob er denn nun in Heidelberg bleibe? Die Ferien seien doch noch lange nicht zu Ende. Frau Moser zuckte die Achseln und sprach von der Heuernte.

Da trampelte etwas im Hausflur, polterte an der Tür, öffnete sie gewichtig und trat breit in die

Digitized by Google

Stube: der alte Felcher. Fritz rückte unruhig auf seinem Stuhle. Aber er blieb. Sein Bruder sah ihn mit verkniffenen Augen an. Der Herr Bruder mutete ihn in dieser Stube recht fremd an.

Sein grauer Bart lag wie angewachsen auf der Brust. Die Augen standen ganz in der Stirne und zielten auf ein altes Bild des verstorbenen Moser. Die Frau merkte es und empfand ein Unbehagen.

Aber Felcher begann:

„Dasselbe Bild hängt bei uns zu Hause und es läßt mir keine Ruhe. Ich habe Pflichten gegen diesen Mann, der mein Freund war."

Fritz trat verlegen ans Fenster. Daß man so laut von Pflicht und Freund reden könne, mochte er nicht begreifen. Das waren für ihn Worte, die nur Sinn und Inhalt waren, aber nichts Tönendes, Lautes. Das waren Worte, um die man sich grämen oder über die man jubeln konnte — aber aussprechen sollte man sie nicht.

Frau Moser schnitt emsig an einem verblichenen Rock. Er hatte ihrem Manne gehört und sollte nun zu Putzlappen zerschnitten werden.

Felcher fuhr fort:

„Man muß sich des Kindes seines Freundes annehmen wie seines eigenen. Ihr Gustav, Frau Felcher, läßt mir keine Ruhe."

Es geht ihm gut, sagte Frau Moser kurz. Felcher ging im Zimmer auf und ab. Er dampfte schon vor Aufregung. Jeder Schritt war ein Schrei, eine Tat: Es muß etwas geschehen! Ich, der alte Felcher, muß eingreifen. Das Bartherz flog brustauf, brustab. Ohne daß Worte verständlich wurden, rauschte und rauschte es in Felchers Kehle. Seine Blicke trafen die Frau und seinen Bruder wie Stein, Schwert

Digitized by Google

und Dolch, aber — sie fielen an der gepanzerten Einsilbigkeit und Abgekehrtheit den beiden matt zu Boden.

Das empörte Felcher, das riß ihn über alle Grenzen, das warf ihn in einen Entschluß hinein, den er sogleich verkündete, mehr brüllend als sprechend.

„Ich werde nach Heidelberg fahren zu Gustav. Ich will ihm helfen."

Er stand, die Arme straff zu Boden gestreckt, wie wenn die Fäuste Bleigewichte wären, mitten im Zimmer wie ein Held nach seinem großen Auftritt auf der Bühne. Er hörte vielleicht sogar innerlich, wie ihm die ganze Welt Beifall klatschte. Dann ging er stumm, aber hochbefriedigt ab.

Die beiden andern hatten das Gefühl, daß ein glühwarmer Regen auf sie niedergegangen sei. Fritz tat ein paar Schritte und Frau Moser stand auf. Dann ging Fritz mit leisem Abschied.

Sein Bruder aber hatte Bedürfnis nach einem aufgeregten Dialog und fiel im Pfarrhaus ein. Da war er ganz und gar im Feindesland und allerwegen Sieger. Denn der Pfarrer war, wenn er mit ihm sprach, immer ängstlich.

Sie stießen im Hof aufeinander. Felcher hatte nicht Lust zu plänkeln, drum fragte er geradezu:

„Herr Pfarrer, was glauben Sie, das man tun muß, um diesen jungen Gustav Moser zu kurieren."

„Ei — —" sagte der Pfarrer und verstummte. Er überschlug gerade, was ihm die Gerstenernte dieses Jahr erbringen sollte.

„Herr Pfarrer," fuhr Felcher im Ton eines strengen Interpellanten fort, „wir können doch diesen armen jungen Menschen nicht verloren gehen lassen. Er muß geführt werden. Wir müssen ihn retten. Ich

Digitized by Google

bin kein gläubiger Chriſt wie Sie, Herr Pfarrer, aber (dies Aber rollte über den Pfarrhof hin wie ein letzter Kanonenſchuß, der ein Treffen beendigt) — ich bin ein Menſch."

Der Pfarrer verſicherte, daß er beides ſei, aber dieſen Guſtav Moſer doch zu wenig kenne, um zu wiſſen — — — Hier ſtockte er.

Felcher ſtieß ein zerſchmetterndes „So ſo" hervor und wiederholte es einige Male, jedesmal die Niederlage des Pfarrers bekräftigend und vergrößernd. Etwas wie ein Lachen ſchütterte durch dieſe So — ſo. Innerlich raſpelte bei Felcher eine lange Rede herunter von der Überflüſſigkeit der Pfarrer, von Seelenkenntnis, die man nicht lernen, ſondern haben, ja haben müſſe, und daß er, Kaſpar Felcher, Gott ſei Dank einer von denen ſei, welche ... uſw. uſw. Dieſe innerliche Rede trat äußerlich als verlegenes Schweigen in die Erſcheinung.

Der Pfarrer rettete ſich mit den faſt warmen Worten:

„Herr Felcher, Sie tun etwas ſehr Schönes, wenn Sie ſich des jungen Menſchen annehmen. Er braucht es wohl und Sie ſind der Mann dazu."

Felcher war nahe daran, dem Pfarrer anerkennend auf den Rücken zu klopfen, da kamen Marie und Heinrich aus dem Garten. Beide taten ſehr fröhlich miteinander und wurden noch fröhlicher und lauter, als ſie Felchers anſichtig wurden.

Der Pfarrer entſchuldigte ſich und ging.

Die Jugend kam Felcher gerade recht. Er fragte nach dem Woher und Wohin, nach dem Wie und Was, nach dem Geſtern, Heute und Morgen. Er fragte und fragte und gab jeder Frage ein Notabene im Ton mit, das da lautete: Seht, wie ich mit euch

Digitized by Google

Jungen fühle und denke und lebe, ich, der alte Kaſpar Felcher.

Die Fragen waren bunter als der Sommer, raſcher als ein Frühjahrsregen, lauter als ein Juligewitter. Und ganz ſo die Antworten. Sie wurden halb gegeben, da war ſchon eine neue Frage da. Aber Fragen und Antworten türmten ſich ſchließlich zu einer Stimmung zuſammen, auf deren Gipfel Felcher das dicke ſchwere Wort ſprach, das da ſtand wie ein feſter Keil in der Erde:

„So zwei wie ihr, ſo junge luſtige Kerle müſſen unbedingt ein Paar werden.“

Da lachte Heinrich noch lauter als vorher; Marie aber verſtummte. Denn das war etwas, was als neu in ihr Leben kam. Die Arme hingen ihr plötzlich wieder ſchlaff am Leibe, ihre ſchwarzen Augen ſahen mehr nach innen als nach außen und ihr großer Mund ſtand rätſelhaft offen.

Heinrich ſah das Mädchen ſo ſtehen und er verſtummte ebenfalls, wurde verlegen und fühlte ſein Blut ſtrömen. Auf der Haut prickelte ihm etwas, wie wenn mit Nadeln darüber geſtrichen würde.

Felcher dagegen blinzelte ſich ſelber vergnügt zu und glaubte hinter ein Faktum gekommen zu ſein; er ahnte nicht, daß er vielleicht erſt eines geſchaffen hatte.

Er wurde ganz diskret und ſagte, daß er am Sonntag nach Heidelberg fahre zu Guſtav, er habe mit dem jungen Herrn zu reden. Das war eine Neuigkeit, aber ſie fand keine Statt bei den jungen Leuten.

Felcher lächelte nochmal und ging dann mit Heinrich nach Hauſe. Er wußte, woran er war.

Digitized by Google

X.

Guſtavs Flucht wurde für Marie und Heinrich ein Signal. Die alte verblaßte Kinderfreundſchaft bekam wieder Farbe und erzeugte in beiden Stimmungen, die mehr waren als die üblichen Erinnerungen an das, was einſt war.

Heinrich ging zu Marie als treuer Kamerad. Gleich am Tage nach dem turbulenten Abend ſuchte er ſie auf. Sie gingen in den Garten. Heinrich rauchte aus einer kurzen engliſchen Pfeife.

„Erzähl' mir etwas," ſagte Marie in einem Tone, in dem ſie etwa das Dienſtmädchen die Suppe auftragen hieß — ſo natürlich, frei und ſelbſtverſtändlich klang ihre Bitte.

„Da muß ich mich beſinnen," erwiderte Heinrich. Er beſann ſich aber nicht lange und legte los, ihr harmloſe Geſchichten vorzulachen. Sie freute ſich weniger über die Geſchichten als über die Art, wie er ſie erzählte. Unter den Bäumen lag Kühle und launige Sommerluft ſpielte in den Blättern. Von Zeit zu Zeit fiel eine reife Frucht zu Boden. Heinrich ſprang eifrig danach und brachte ſie Marie.

Dieſe gab ſich ganz dem harmloſen Glück der Stunde als etwas Neuem und Ungekanntem hin. Die Jugend brach aus ihr hervor wie milde Sonne hinter fliehendem Gewölk.

„Heinrich, wir wollen uns nachlaufen um die Beete herum."

„Ja, ich will dich fangen."

„Du fängſt mich nicht." Schon ſprang ſie davon.

„Wart du, du...!" Heinrich ſetzte ihr nach.

„Ich flieg dir davon."

„Du kannſt ja nicht fliegen."

Digitized by Google

Da stolperte er über einen Stein und kam mit den Händen zu Boden. Marie sprang rasch zurück, setzte sich auf seinen Rücken und drückte ihm seinen Kopf auf den Nasen.

„Nun bist du mein Reitgaul."

Sie schaukelte auf seinem Rücken. Er lächelte und protestierte unter ihr, bis er sie abgeschüttelt hatte.

Da war sie aber auch schon wieder auf den Beinen und floh vom Garten in den Hof, von da ins Haus.

Bis er seinen Hut, der davongeflogen war, gefunden und seine Kleider in Ordnung gebracht hatte, sah er sie längst nicht mehr.

Von ihrem Zimmer aus verlachte sie ihn frohlockend, als er durch den Hof schritt. Er drohte ihr mit dem Finger. Sie winkte ihm mit der Hand einen Abschiedsgruß zu.

Heinrich ging ein wenig verärgert nach Hause. Was doch in diesem Mädchen steckt, dachte er. Sie behandelt mich ein bißchen als Kamerad und ein bißchen als Spielzeug. Ich will sie Mores lehren.

Er dachte daran, sich zu ihrem Herrn und Meister zu machen. Sie sollte Lehren von ihm empfangen. Er stellte sich auf ein klein wenig Krieg ein.

Danach richtete sich nun sein Verhalten gegen Marie. Er kam zu ihr und bat sie, mit ihm spazieren zu gehen. Es war aber mehr ein Heißen als ein Bitten. Sie tat ihm auch den Gefallen zu gehorchen, denn sie fühlte sich einigermaßen in seiner Schuld.

Sie verloren sich nie in bedeutenden Gesprächen, sie plauderten wie zwei Kinder.

Einmal zeigte Heinrich auf einen Storch, der steif in einer Wiese stand, und sagte:

Digitized by Google

„Sieh dort, der Herr Pfarrer.“ Der Storch ſtand wirklich wie ein Pfarrer auf der Kanzel.

„Willſt du meinen Vater verſpotten?“ fragte Marie harmlos.

„Ach, dein Vater iſt ja gar kein Pfarrer.“

„Was denn?“

„Ich weiß nicht, was.“

„Du willſt mir's nur nicht ſagen.“

„Du biſt ſo neugierig.“

„Du biſt feig.“

Das genügte für Heinrich und er platzte heraus: „Ein Bauer iſt er halt.“

„Und dein Vater?“

„Mein Vater iſt ein Philoſoph.“

Beide lachten unbändig. „Philoſophenbub,“ ſchalt Marie, „Bauernmädel,“ gab Heinrich zurück. Sie faßten ſich übermütig an den Händen, tanzten im Kreis herum und ſangen im Takt: Philoſophenbub und Bauernmädel.

Als ſie weiter gingen, blieben ihre Gedanken bei den Vätern.

„Weißt du, Heinrich, ich habe deinen Vater gern, wie wenn es mein eigner wäre.“

„Ach, dann ſind wir ja Geſchwiſter,“ jauchzte Heinrich, als ob er eine Heilsbotſchaft zu verkünden hätte.

Marie lachte faſt lautlos, gab aber keine Antwort. Heinrich überdachte nun, wie es ſeine Art war, — nämlich ganz naiv und die glücklichſte Löſung ſuchend, ſein Verhältnis zu Marie.

Es war ein langes Schweigen zwiſchen den beiden.

Heinrich fand ſchließlich ein Reſultat ſeines Nachdenkens und faßte es in Worte. Aber er ſchleuderte dieſe Worte nicht wie ſonſt leicht von ſich, ſondern

Digitized by Google

er hob sie mit fast leiser Stimme bedächtig aus sich heraus.

Er sagte:

„Hast du mich dann auch wie einen Bruder gern, Marie?"

Da blieb Marie stehen und sah ihn mit leuchtenden Augen an. Wie ein Märchen war die Freude in ihr Gesicht geschrieben. Sie reichte Heinrich ihre Hand und sagte mit hell klingender, aber leiser Stimme:

„Ja, Heinrich, du bist mir wie ein Bruder."

Heinrich klammerte sich mit seinen Blicken an ihre Gestalt und ein anderer wie er, ein feierlicherer, anbetungsfreudigerer wäre wohl vor dem schlanken Mädchen, das ein reifes Frauengesicht hatte, niedergekniet und hätte gestammelt: Königin...!

Was nun geschah, in den folgenden Tagen, ist uraltes Geschehnis. Zwei junge Menschen, zwischen denen kein Weg mehr ist, nur Nähe und Nähe, kam das Gefühl an, das man fast einsilbig Liebe nennt, dessen Sinn aber zwischen dem Gemeinsten und Himmlischsten, zwischen dem Tierischsten und Göttlichsten schwingt, nicht faßbar, nicht erkennbar.

Es kam ein Tag, der ganz im Regen verschwamm. Gewitter standen am Himmel, zogen ab, kamen neu, brachen durch den Äther und erstarben wieder wie künstlich gemachte Erregungen. Da saßen Heinrich und Marie im Gartenhaus des Pfarrgartens, vom Regen überrascht, und wußten nicht, was sagen und was tun. Sie hörten nur auf die Geräusche draußen, auf das Hämmern des Regens, auf das Fauchen der Winde und auf alles Donnern und Tosen. Ganz einsam saßen sie in dem Ernst des Naturspiels und sahen sich an, wieder und wieder. Sie hatten sich

Digitized by Google

an den Händen gefaßt. Je lauter sich draußen die Stimmen mischten, desto stiller und einsamer wurde es in ihnen.

Marie legte, wie Schutz suchend, ihre Hand auf Heinrichs Schulter. Da umfaßte sie Heinrich mit seinen beiden Armen und drückte sie, ganz wie ein Bruder die Schwester, an sich. So blieben sie eine Weile. Dann küßten sie sich.

Marie sprach leise den Namen Heinrich. Sie hatte Tränen in den Augen. Da brach in Heinrich seine ganze ungestüme Kraft los und er überschüttete Marie mit tausend Küssen und Schwüren seiner Liebe.

Das blieb ein paar Tage ihr Geheimnis, dann sickerte es durch, kam erst zur Mutter Felcher, darauf an Vater und Onkel und zuletzt zum Pfarrer. Man umarmte sich und sah in der Zukunft Glück für alle.

Nur Onkel Fritz erschrak, als er die Freudenbotschaft hörte. Heinrich und Marie — das hatte er nie geahnt, nie geträumt. Ein wehes Glück vergangener Tage zog wie ein Schatten herauf und ein erträumtes zukünftiger Tage zitterte in ihm. Wo mochte Gustav sein?

XI.

Kaspar Felcher stand eines Sonntags auf dem Platz vor dem Heidelberger Bahnhof wie eine ragende Säule. Ein buntes Gewimmel sonntäglich aufgeregter Menschen schob sich an ihm vorüber. Die Sonne schwamm wie ein loderndes Ungeheuer am Himmel. Die Menschen flohen vor ihr. Nur Felcher nicht. Er stand und schaute und staunte.

Digitized by Google

Als er aber endlich weiterschritt, gestand er sich nicht mehr ein, daß er gestaunt habe. Er sagte nur vor sich hin: das ist also Heidelberg —, wie wenn er sich der Stadt damit vorstellen wollte: Hier Kaspar Felcher — hier Heidelberg.

Er schlenderte eine Stunde und länger durch die Straßen. Als er zum ersten Male des Schlosses ansichtig wurde, sagte er wieder: Das ist also das Schloß. So oft er es später aber wieder sah, murmelte er vertraut: Aha, das Schloß! Eigentlich hätte er hinzufügen mögen: Wir kennen uns ja, nicht wahr?

Gegen 11 Uhr machte er sich nach Gustavs Wohnung auf. Jetzt hatte er schon das Gefühl, in diesem schönen „Städtchen" heimisch zu sein. Hier könnte man wohnen, sagte er. Hier wohnen gewiß Leute, mit denen man sich verstehen würde. Hier wäre man nicht auf den dummen Pfarrer und Apotheker angewiesen. Hier kann man auf eine rechte Art glücklich und unglücklich sein. Ich verstehe Gustav, daß er hierher floh. Hier ist doch etwas um einen herum!

Er stieg in einem alten, aber außen und innen hellen Hause drei Treppen hoch und klingelte an einer wackligen Flurtür.

„Hier wohnt Herr Gustav Moser," sagte er zu dem schüchternen Mädchen, das ihm öffnete.

„Er schläft aber noch," erwiderte das Kind, das sich ein bißchen für den so lange schlafenden Mieter schämte.

„Ei, ei, er schläft noch. Na, dann wecken wir ihn."

Das blonde Mädchen zeigte ihm rasch die Tür zu Gustavs Zimmer und verschwand mit fliegenden Zöpfen. Es hatte eine liebe weiße Bluse und einen

Digitized by Google

kurzen weißen Rock an, der es Felcher ermöglichte, wohlgefällig auf durchbrochene weiße Strümpfe zu sehen.

Es wäre nicht ausgeschlossen gewesen, daß Felcher sich mit dem blassen Kind in eine Unterhaltung eingelassen hätte, wenn es nicht so rasch verschwunden wäre. Felcher legte sein Bartherz auf die Brust und dachte: Ein richtiges nettes Stadtkind. Ich hätte ihm danken oder übers Haar streichen sollen.

Gustav lag wirklich noch im Bett und war halb erschrocken, halb erfreut, den alten Freund zu sehen. Felcher ließ ihm keine Zeit sich zu fassen. Er setzte sich wie ein Arzt vor das Bett, gab Gustav die Hand und begann sofort:

„Was willst du eigentlich vom Leben, Junge?"

Die Frage legte sich auf Gustavs Brust wie ein Felsblock. Er versuchte Felcher in die Augen zu sehen. Dieser hatte aber den Kopf ganz niedergelegt und die Augen ganz hochgestellt. Man konnte nicht wissen, ob er auf die Decke oder in seinen eigenen Schädel blickte.

Gustav wurde unsicher. Hatte er sich nicht gefunden? Hatte er nicht mit dem Leben einen Pakt geschlossen? Oder war das alles ... war es nur ein Irrtum? Er verkroch sich ängstlich in sich und begann zu zittern. Hatte er sich die ganzen Wochen her nur belogen?

Es entstand eine lange Pause. Da aber Felcher stumm und unbeweglich blieb, sammelte sich in Gustav die eben erst zur Ruhe gebrachte Nervosität und er murmelte fast unhörbar:

„Ich will glücklich werden."

Als ob Felcher nur auf diese Antwort gewartet hätte, warf er sofort die zweite Frage auf Gustav:

Digitized by Google

„Was verſtehſt du unter Glück?"

Guſtav ſagte mit geballten Fäuſten:

„Geliebt werden."

Felcher warf den Kopf zurück und ſtreckte Guſtav froh die Hände entgegen.

„Na alſo, da haben wir's! Wir lieben dich ja alle, ich und Heinrich und Marie und mein Bruder und meine Frau. Und gar erſt deine Mutter!"

Das klang, wie wenn der Arzt ſagt: Nun kennen wir die Krankheit und damit iſt ſie auch ſchon geheilt.

Aber Guſtav erſchrak vor dieſer Art von Liebesbeteuerung. Alle liebten ihn! Das war die Liebe, die er fürchtete, jene zudringliche, beſorgte, entmündigende Liebe. Was tat er mit der Liebe aller? Er wollte ſie nicht, er haßte ſie. Und Maries Liebe? Sie verſchwand in der andern?

Er ſchloß die Augen und wimmerte:

„Ich kann ja eure Liebe nicht ertragen, ich brauche eine andere. Ich habe keine Sehnſucht nach euch."

Nun aber ſaß Felcher da und verſtand die Welt nicht mehr. Er warf den Kopf in die Höhe und ſah ſtreng auf dieſen Jungen, der es wagte, ſeine Liebe zurückzuweiſen. Dann ſchüttelte er ſich, daß alles an ihm bebte.

„Von wem alſo willſt du geliebt ſein?"

„Ich weiß es nicht."

„So biſt du krank."

„Nein, nein, nein — ich bin geſünder, als ihr alle glaubt."

„Lieber Guſtav, ich bin gekommen, um dir zu helfen. Ich bin dein alter Freund und will dich retten. Sage mir alles. Ich werde dich verſtehen. Ich habe immer mit euch Jungen gefühlt. Wenn du kein Vertrauen zu mir haſt, bin ich unglücklich."

Digitized by Google

Das ſagte Felcher mit vehementer Steigerung. Sein Kopf flog dabei und ſein Bart raſchelte.

Nun drängte in Guſtav alles dahin, zu beichten — das Unglück ſeines Lebens hinauszuſchreien, dem alten Manne da ſein Herz zu öffnen, dieſes zerquälte, unruhige, dunkle Herz. Aber ſeine Zunge war gelähmt. Wäre niemand bei ihm geweſen — er ganz mit ſich allein —, ſein Schmerz wäre ihm wie Herzblut über die Lippen gefloſſen. Aber ihm war es nicht gegeben, andern ſein Leid zu klagen. Er war fremd unter den Menſchen.

So blieb er ſtumm und lag mit geſchloſſenen Augen da. Felcher war aufgeſtanden, um ſeine Heilungsprozedur zu vollenden. Aber Guſtavs vermauerte Ruhe trieb ſogar ihm die Worte von den Lippen zurück.

Felcher ſchrie heiſer: „Guſtav" und wieder „Guſtav", aber er fühlte, daß er nicht bis zur Seele dieſes Menſchen vordringen könne. Er ließ ſich erſchöpft in den Stuhl fallen und ſtrich kreuz und quer ſeinen Bart.

Was war da zu machen? Nichts! Da war einer, der ſich ſeinen Eingriffen widerſetzte. Er wollte ſich aber doch nicht aufdrängen, o nein, das wollte er nicht. Soll's gehen, wie's geht!

„Lieber Guſtav, du biſt undankbar gegen uns alle. Wir wollen dir helfen und du willſt unſere Hilfe nicht. Du wirſt aber ſchon wiſſen, warum. Ich bleibe dein Freund."

Damit ſtand Felcher auf und kam ſich ziemlich heroiſch vor. Er ging in der Stube auf und ab, lobte die Stadt, den Fluß und das Schloß, ſprach den Menſchen, die er geſehen habe, ſeine Sympathie

Digitized by Google

aus und bat ſchließlich Guſtav, aufzuſtehen und mit ihm zu bummeln.

Ja, er ſagte wirklich und richtig: bummeln. Und er ſagte es ſo, daß er damit allen Ernſt des vorausgegangenen Geſprächs von ſich abtat. Nun war er nicht mehr Felcher, der Seelenarzt, ſondern Felcher, der Junge.

Guſtav kleidete ſich langſam an. Er vermeinte kein Blut mehr in den Adern zu haben, ſo leer und ſchal kam er ſich vor.

Felcher indeſſen ſprach ununterbrochen — von Weißburg und Heidelberg, von den früheren, jetzigen und zukünftigen Zeiten. Er ſprach ſogar mehr als ſonſt, denn ſchließlich hatte er doch heute eine Niederlage erlitten, die er ſelbſt vergeſſen und auch Guſtav vergeſſen machen wollte.

Sie aßen zuſammen; Felcher trank viel, Guſtav zuerſt nichts und erſt auf das Zureden Felchers ein Glas Bier und dann noch eins. Dieſer Alkoholgenuß machte ihn elaſtiſcher. Er gewann Intereſſe an Felchers Reden, fragte dies und jenes und begann auch über Felchers Witze zu lachen. Vorher hatte dieſer immer nur allein gelacht.

Sie gingen aufs Schloß. Felcher wurde immer luſtiger und riß auch Guſtav mit. Sie tranken, lachten und ſchwatzten viel. Nur manchmal ſank Guſtav in ſich zuſammen. Dann dachte er an Marie. Die Zukunft ſchien ihm nun wieder trüb und häßlich. Aber allmählich lichtete ſich ihm das Bild und er ſah den Weg zu Marie wieder vor ſich, nachdem er Felchers Einmiſchung glücklich abgewieſen hatte. Ja, er wollte das Mädchen erobern!

Und er trank wie ein ganz Glücklicher mit Felcher

Digitized by Google

und hätte dieſen treuen, fröhlichen alten Mann umarmen mögen.

Arm in Arm zogen ſie zum Bahnhof. Felcher ſaugte überall noch ein bißchen Glück und Freude auf, fand die Bäume feierlich, den Himmel fromm und die Häuſer andächtig. Man gehe da, meinte er, wie in einer Kirche. Aber Pfaffen ſeien Gott ſei Dank keine da! Über dieſen Witz lachten ſie, daß die Leute ſich nach ihnen umſchauten.

Als Felcher im Zug ſaß und dem auf die Abfahrt wartenden Guſtav luſtig zublinzelte, trug dieſer ihm noch Grüße an alle Bekannte auf, an ſeine Mutter, an Onkel Fritz und an die Frau Felcher, an den Herrn Pfarrer und natürlich auch an Heinrich und — er ſtockte eine Sekunde — an Marie.

Da bog ſich Felcher plötzlich vor Ungeduld; er hatte etwas ganz, ganz Wichtiges vergeſſen. Allem Bahnhofslärm zum Trotz ſchrie er, während der Zug ſchon abfuhr, Guſtav noch etwas zu.

Guſtav hörte nichts Zuſammenhängendes, nur einzelne Worte:

„Heinrich und Marie — etwas los — Verlobung — Glück."

Guſtavs Augen wurden ſtarr und weit. Die Worte hörten nicht auf: „Heinrich und Marie — etwas los — Verlobung — Glück." Wie Blitz und Hagel flogen ſie um Guſtav.

Felcher winkte mit einem rieſigen Taſchentuch. Guſtav ſchaute regungslos nach und ſah aus dem bunten Tuche die entſetzlichen Worte aufflattern:

„Heinrich und Marie — Verlobung — Glück."

Felcher aber fuhr wohlbefriedigt nach Hauſe.

Heinrich und Marie hatten ſich damals noch nicht gefunden. Das geſchah erſt zwei Wochen ſpäter.

Digitized by Google

XII.

Guſtav ging vom Bahnhof fort, die dürren Arme eng an den Leib gepreßt und den Kopf ganz eingezogen. Wie ein Leichnam ſchritt er dahin.

Er kam an einer ſchmutzigen Kneipe vorbei, in der betrunkene Arbeiter gröhlten. Er blieb ſtehen wie vor einem Hindernis oder einem Anruf. Die Fenſter der Kneipe waren geſchloſſen. Aber die Scheiben waren faſt alle zerbrochen. Deshalb kam das Geſchrei wie aus einem Schalltrichter. Es wurde geradezu auf die Straße und auf Guſtav geworfen.

Er ſtand vielleicht eine Minute bewegungslos vor dem Haus. Dann ging er hinein — vielleicht um der Stille der Straße zu entrinnen, die ihm entſetzlich ſchien, oder um in dem Lärm unterzutauchen, der noch entſetzlicher war, oder vielleicht auch nur um unter Menſchen zu kommen.

Er ſetzte ſich in eine Ecke und drückte ſich an die ſchmutzige Wand. In dem niedern Wirtsraume war es faſt dunkel von Tabaksrauch. Die Kellnerin, ein dickes, kreiſchendes, luſtiges Weib, brachte ihm Bier.

Er trank ein Glas ums andere. Für jedes Glas legte er ein Geldſtück hin. Als die Kellnerin beim erſten ſah, daß er nichts zurückerwartete, richtete ſie ſich danach. Er gab bald ein Zehnpfennigſtück, bald ein Fünfzigpfennigſtück, bald eine Mark. Er goß das Bier in ſich hinein wie in ein Gefäß.

Die dicke Kellnerin erzählte den andern von dem ſeltſamen Goldvogel, der ihr da zugeflogen war. Einer, ein halb Betrunkener, ſetzte ſich zu Guſtav an den Tiſch und nannte ihn Bruder. Guſtav gab keine Antwort. Der andere ſtellte Fragen. Vergebens. Der andere ſchimpfte. Wieder vergebens. Da riß dem Betrunkenen die Geduld. Er ſtand auf,

Digitized by Google

nahm Guſtav an beiden Schultern, zog ihn aus ſeiner Ecke heraus und warf ihn wie eine Holzpuppe mitten ins Lokal.

Alles torkelte und ſchrie um Guſtav herum. Die Kerle waren aufgeſtanden und bildeten einen Kreis.

Guſtavs ſtarre Ruhe regte ſie auf. Sie ſchrien alle auf ihn ein, fragten, drohten, läſterten, lachten. Guſtav lag über einem Tiſch. Er wußte nicht mehr, daß er unter Menſchen war. Er hatte nur ein dunkles Gefühl davon, daß wilde Beſtien um ihn brüllten. Er war ihr Opfer.

Sein Schweigen und ſeine Untätigkeit brachte die Kerle zum Raſen. Ein ganz Betrunkener hob die Fauſt und ſchlug ſie ihm auf den Kopf. Guſtav taumelte gegen einen andern. Der ſtieß ihn fort, daß er gegen den breiten Leib der Kellnerin fuhr. Dieſe tat, als ob ſie ſich ekelte, und floh kreiſchend.

Das war das Signal, daß alle dieſe betrunkenen Menſchen Ekel ergriff vor der ſtarren Jammergeſtalt. Sie ſtießen und ſchlugen ihn und warfen ihn ſchließlich auf die Straße.

Der Abend war inzwiſchen hereingebrochen. Guſtav lag auf dem Pflaſter. Er erhob ſich ächzend und ſchleppte ſich nach Hauſe. Hier legte er ſich in all ſeinem Schmutz aufs Bett und ſchlief wie ein Toter.

Als er am ſpäten Morgen erwachte, erfaßte ihn ein tiefer Schrecken vor ſich ſelbſt. Er lief wie ein Verrückter im Zimmer auf und ab. Jetzt erſt kam ihm ſein Erlebnis in der Kneipe zum Bewußtſein.

Er warf ſeine Kleider von ſich und verſteckte ſie. Dann wuſch er ſich am ganzen Körper, zog ſeinen beſten Anzug an und rannte auf die Straße. Es war ihm, als ob er geſtern etwas verloren hätte, das er nun ſuchen müſſe.

Digitized by Google

Aber ſinnlos rannte er auch wieder nach Hauſe, ſchlief wieder, ohne etwas zu eſſen, rannte wieder fort und kehrte auch wieder zurück.

Dann begann er plötzlich ſeine Schubladen und Käſten herumzuwühlen, warf Kleider, Wäſche, Bücher, Briefe und Bilder kunterbunt heraus, bis er ſchließlich in einer Rocktaſche ein kleines, zerknittertes und verblaßtes Bild fand: Marie als dreizehnjähriges Mädchen!

Da warf er ſich auf die Kniee und bedeckte das Bild mit tauſend Küſſen. Er geriet vor dem Bild faſt in Verzückung. Und nichts konnte er denken und ſprechen als dieſen einen Namen: Marie und Marie und Marie.

Und dieſen Namen auf den Lippen begann er Wäſche und Kleider und Bücher in einen Koffer zu packen. Der Schmerz um ſeine Liebe zerrte an ihm und warf ihn wieder in die Flucht. Die Sehnſucht nach einer unbegrenzten Ferne war in ihm.

Traumwandelnd ſuchte er Geld zuſammen, lieh ſich einiges bei ſeinen Wirtsleuten aus und ſagte ihnen, er werde verreiſen. Er konnte die paar Worte, die zur Aufklärung nötig waren, nicht herausbringen, ohne daß ihm Tränen in die Augen traten.

Am Bahnhof forſchte er haſtig den Fahrplan durch nach Zügen irgendwohin. Schließlich beſchloß er nach München zu fahren — oder vielmehr: er beſchloß es nicht, ſondern als er den Namen auf dem Fahrplan las, erſchien ihm dieſe Stadt, mit der ſich ihm vage Vorſtellungen eines beglückten Lebens verbanden, wie eine Zuflucht.

An einem regneriſchen Morgen kam er an und mietete ſich ein kleines dunkles Zimmer. Bis Abends ſchlief er. Dann ging er in die Stadt, geriet in

Digitized by Google

schmutzige Kneipen, aß, trank und sang dort mit schmutzigen Gesellen und Weibern und ging erst morgens nach Hause. Er war betrunken.

Um 11 Uhr erwachte er angekleidet und erstaunte, als er ein ärmliches Mädchen auf einem Stuhle schlafen sah. Er weckte es fast zärtlich. Es sah ihn verlegen an und strich ihm über den Arm. Als sie über Hunger klagte, gab er ihr Geld. Da schickte sie sich zum Fortgehen an. Er wollte sie zurückhalten, wagte es aber nicht. Sie küßte ihn und ging.

Als sich die Tür hinter ihr geschlossen hatte, faßte ihn ein Ekel vor ihr. Er brachte es nicht über sich, die Lippen, auf denen er noch ihren Kuß fühlte, zu schließen. Es klopfte energisch an die Tür: Der Morgenkaffee. Die spindeldürre Frau, die ihn brachte, sah Gustav mit staunenden Blicken an. Er merkte es und begann ein Gespräch mit ihr. Dienstfertig setzte sie sich ihm gegenüber.

Man kenne ja die jungen Herren, meinte sie, wie sie nun einmal seien und es hätten schon viele lebenslustige Studenten in diesem Zimmer gewohnt. Das sei nun mal so. Wenn er sich nur gut amüsiert habe. Oder? Vielleicht gar nicht? Weil er ein so trübes Gesicht mache?

Er schüttelte ärgerlich verneinend den Kopf. Sie wolle nicht stören, sagte sie und ging.

Gustav wand sich wie in Krämpfen vor dieser neuen Berührung mit einem Menschen, der sich an ihn herandrängte. Er packte wieder, legte zehn Mark — die Hälfte der Monatsmiete — auf den Tisch und schlüpfte ungesehen aus dem Haus.

Dunkel erinnerte er sich, daß ihm in der Nacht eine Dirne viel von Wien, ihrer Vaterstadt, vorgeschwärmt habe. Es riß ihn nach Wien.

Digitized by Google

In seinem Coupé saßen außer ihm drei Wiener Pferdehändler, die Tarock spielten. Sie luden ihn zum Mitspielen ein und johlten wie Gassenbuben, als er bescheiden erklärte, nie in seinem Leben Karten gespielt zu haben. Nichtsdestoweniger traktierten sie ihn mit Zigaretten. Einer sang von Zeit zu Zeit einen Gassenhauer und patschte bei den Höhepunkten seines Gesanges Gustav jovial aufs Knie.

Gustav litt entsetzlich. Alle Leiden der Vergangenheit kamen wie Schatten zu ihm. Er begann zu fiebern und zu phantasieren. Sein ohnehin schwacher Körper war durch Schlaflosigkeit und Hunger bis zur Erbärmlichkeit geschwächt.

Heinrich IV., der Leidensgenosse seiner Jugend, kam zu ihm gewankt — barfuß, mit verwildertem Gesicht und wirrem Haar. Er stand unselig, von Gott und den Menschen geschlagen und verlassen, vor ihm. Gustav hörte ihn stöhnen und winseln.

Und dann kam sein eigener Vater, das kleine Männchen, gelästert und gehetzt, und starb ... starb ihm zum hundertsten Male. Und klagte nicht, sondern starrte nur hilflos, ratlos in die Welt. Gustav hörte ihn ergeben sagen: Gott und mei Seligkeit.

Alle, die er kannte, kamen und trugen ihm ein Leid zu. Eine große unselige Karawane zog an ihm vorüber. Der Pferdehändler sang derweil ein Wiener Volkslied vom Glück.

Schließlich wurden die drei aber doch auf Gustavs erbärmlichen Zustand aufmerksam. Sie beschäftigten sich mit ihm. Einer hatte eine Reiseapotheke bei seinem Gepäck und gab Gustav ein Schlafmittel. Gustav schlief dann auch wirklich ein.

Als er in Wien ankam, fühlte er sich schwach; aber es kam ihm vor, als sei er innerlich vom

Digitized by Google

Schlimmſten erlöſt. Seine Reiſegenoſſen brachten ihn in ein ganz billiges kleines Hotel und empfahlen ihn dem ihnen bekannten Beſitzer. Als Guſtav den Fiaker bezahlen wollte, proteſtierten ſie lärmend.

Nun blieb Guſtav zwei Tage im Bett liegen. Der Hotelier nahm ſich ſeiner an und überhäufte ihn mit guten Ratſchlägen.

Im ganzen blieb Guſtav vierzehn Tage in Wien. In der erſten Nacht, die er außerhalb des Bettes verbrachte, hörte er in einem Café plötzlich ſeinen Namen rufen. Ein Schulfreund hatte ihn erkannt, ein guter Junge, der aus der Schule zum Theater gelaufen war. Er ſang kleine Tenorpartien in Operetten.

Guſtav ſetzte ſich zu ihm und ließ ſich erzählen. Der Schulfreund nannte ſich jetzt Heinz Wallak und war ein von Grund auf glücklicher Menſch. Er ſprach von ſeinen Erfolgen und nannte Namen mit Ehrfurcht oder Verachtung, die Guſtav nicht kannte.

Wallak trank viele Gläſer helles Bier. Seine Stimme wurde immer ſchwelgeriſcher. Er ſprach von ſeiner Kunſt und ihren Beglückungen. Auch von der Lebensfreude, die die echte Wiener Operette ausſtrahle, ſprach er. Die Worte, die er betont wiſſen wollte, hüllte er in jenen ſüßen Singſang ein, in den die Sänger verfallen, wenn ſie in einer Oper zu ſprechen haben. Guſtav fühlte die tiefe Unechtheit des Glorienſcheines, den Wallak um ſein Leben ſchlang. Aber die Art, wie dieſer blonde dumme Menſch ſich in das Glück hineinlog, gefiel ihm. Er ahnte, daß auch dazu eine gewiſſe Schwungkraft gehöre. Er raffte ſich dazu auf, es dem Freunde gleichzutun. Das fiel ihm nicht leicht.

Erſt gelangen ihm nur Worte wie: „Das Leben,

Digitized by Google

mein Lieber, ist doch schön" oder: „Man muß nur die Sache richtig anfassen, dann muß es gelingen." Oder: „Sich nur nicht unterkriegen lassen, das ist die Hauptsache."

Wallak schalt ihn einen Philosophen. Er sei halt kein Künstler, sondern ein blasser Philister.

Das brachte Gustav in Wut.

„Ich ein Philister? Was liegt mir am Bürgerglück? Es kann mir gestohlen werden. Ich lebe auf eigene Faust. Ich brauche niemanden, um glücklich zu sein."

„Die Menge ist immer blödsinnig," sagte der Operettentenor und fuhr sich durchs Haar.

Eine Dummheit, sich an einen andern Menschen zu hängen. Du lieber Gott, als ob es da nicht immer zu Gemeinheiten, zu Treulosigkeiten, zu Mißhandlungen komme.

Gustavs Stimme zitterte doch noch ein wenig, als er das sagte. Aber Wallak sang dasselbe Lied in einem so hinreißenden Couplettone, daß sich auch Gustav der überlegenen Erhabenheit hingab. Beide schwammen im Glück des einzelnen und seiner totalen Einsamkeit!

Gustav ließ sich von dem Operettentenor in eine Zufriedenheit mit sich selbst hineinlügen, daß ihm morgens, als sie sich trennten, nichts mehr zum Glück zu fehlen schien. Wallak ging mit ihm ins Hotel, beglich hinter seinem Rücken gönnerhaft die Rechnung und zwang ihn dann, zu ihm zu ziehen: er habe zwei Zimmer, neben einem Bett eine riesige Chaiselongue und so kühl sei es ja noch nicht, daß Gustav nicht auf dieser kampieren könne. Er selbst freilich müsse sich das Bett vorbehalten, da die geringste Erkältung sich auf seine Stimme lege.

Digitized by Google

Überdies ſinge er zurzeit eine Partie, die ſehr hoch liege. —

Guſtav willigte ein und begann nun ein feuchtfröhliches Leben. Jeden Abend ſaß er im Theater mit Freikarten, die ihm Wallak verſchaffte, jede Nacht in Cafés und Weinhäuſern zuſammen mit Kollegen und Kolleginnen ſeines Freundes Wallak.

Guſtavs Menſchenkenntnis reichte hin, um bald zu erkennen, daß alle dieſe Leutchen in ihrer Kunſt ziemlich klein und nur im Caféleben groß waren. Sie erpreßten ihm fortgeſetzt abſprechende Urteile über die „Größen" und günſtige über ſich ſelbſt. Guſtav war ihnen zu Willen, nicht ohne allmählich ſeine eigene Überlegenheit über dieſe Künſtler herauszufühlen. So kam es, daß er mit ihnen ſchauſpielerte und zugleich über ſie hinweg ein wenig lächelte.

In dieſen Tagen kamen nach Weißburg, zu allen Bekannten, Anſichtskarten von ihm, deren Inhalt das Beſte für ſeine körperliche und ſeeliſche Geſundheit hoffen ließ. Sogar an Marie ſandte Guſtav eine Karte, allerdings war er nicht mehr ganz nüchtern, als er ſie ſchrieb. Was er an ſie ſchrieb, war ſeltſam genug: „Für jeden gibt es irgendwo in der Welt eine Ecke, wo er ſein Glück findet. Man ſoll nicht verzagen. Ergebene Grüße — Guſtav Moſer."

Marie dachte dieſen Worten lange nach, ohne ſie mit Guſtavs Art vereinbaren zu können. Sie ahnte dunkel, daß es dem Armen ſchlecht gehen müſſe. Aber es blieb ihr keine Zeit zu weitläufigen Gedanken, denn damals feierte ſie ihre Verlobung mit Heinrich.

Auch der alte Felcher erhielt eine Anſichtskarte:

Digitized by Google

„Ich ſitze in Wien und freue mich des Lebens.“ Er nahm den Satz ganz ernſt und konnte nicht umhin, bei der Verlobungsfeier ſeiner Freude Ausdruck zu verleihen. Er klopfte an ſein Glas und ſprach folgendes:

„Meine Lieben! Wenn in unſerer Zeit Vielmännerei erlaubt wäre, dann, meine ich, hätte unſer Mariechen ſich nicht bloß mit einem jungen Manne, meinem Sohne Heinrich, ſondern gleich mit zweien verloben müſſen, nämlich auch mit Guſtav Moſer, der gegenwärtig zu Studien- und Erholungszwecken in Wien lebt! Denn ſind unſere drei Kinder nicht in gleicher Liebe zueinander aufgewachſen?

Leider kann Guſtav heute nicht bei uns ſein. Aber wir können uns wenigſtens ſeines Glückes freuen. Er ſteht im Gebrauſe einer mächtigen Stadt, mitten unter fremden Menſchen. Unſere Grüße und Wünſche ſollen ihn dort erreichen. Ich trinke auf ſein Wohl.“

Nach dieſer Rede hielt es Onkel Fritz nicht mehr aus. Er ſtahl ſich auf ſein Zimmer und ſchrieb an Guſtav einen Brief, den er nach Heidelberg adreſſierte mit der Bitte, ihn dem Abgereiſten nachzuſenden.

Der Brief lautete:

„Lieber Freund Guſtav! Drunten im großen Zimmer feiern ſie jetzt Verlobung. Aber ich muß immer an Dich denken. Denn ich weiß, daß Du Marie liebſt. Ich vertraue auf Deine Seele, daß die Liebe darin noch nicht geſtorben iſt. Biſt Du wirklich glücklich? Marie iſt gut, aber ſie will zu gerne glücklich ſein. Das muß man ihr zum Vorwurf machen.

Ich drücke Dir die Hand und grüße Dich.

Fritz Felcher.“

Digitized by Google

XIII.

Als Gustav in Heidelberg ankam, fand er diesen Brief vor.

Er war von Wien nur ungern abgereist. Aber die Zeit war schon vorgeschritten und er hatte sich mit den Leutchen, unter denen er täglich verkehrte, schon übersatt geredet. Je näher der Überdruß sich an ihn heranschlich, desto unsicherer wurde sein Selbstgefühl.

Auf der Fahrt nach Heidelberg wußte er nicht, was er mit sich anfangen sollte. Er wollte schlafen — aber er war nicht müde. Er wollte lesen — aber er war geistig zu matt. Er wollte sich mit andern Reisenden unterhalten — aber er war wortkarg. Er fühlte sich weder gesund noch krank, weder glücklich noch unglücklich, als er in Heidelberg ankam.

Es war noch sehr früh am Morgen, als er den Brief las. Er war die Nacht hindurch gefahren. Er las und las und las und verstand nichts. Marie verlobt — wie ein Märchen klang es durch seine Seele. Wußte er das nicht schon lange? Es war also gar nicht wahr — damals!? Er sagte sich das wie einen Trost. Aber jetzt... jetzt... aber jetzt ist es wahr?

Er zerriß den Brief in Fetzen und trat auf ihnen herum wie ein Kind, das glaubt, so das Unangenehme aus der Welt schaffen zu können. Dann wurde er aber sogleich ruhig, packte langsam seinen Koffer aus, schmückte sein Zimmer mit einigen Erinnerungen an Wien und ging dann zur Universität, um Vorlesungen zu belegen. Um die Medizin kümmerte er sich nicht mehr, er belegte, was ihm gerade gefiel.

Dann ging er spazieren und schließlich zum Essen. Das Wirtshaus war fast bis auf den letzten Platz besetzt; es ging sehr laut her.

Digitized by Google

Gustav saß an einem Tisch zwischen schwatzenden Menschen. Die qualmige Luft legte sich ihm wie ein Schleier um die Augen. Mitten unter diesen redseligen jungen Leuten kam ihn wieder die Einsamkeit an und das schneidende Bewußtsein seiner Lage. Die Sätze des Briefes krochen ihm wie Würmer durch den Kopf.

Er versuchte Widerstand zu leisten; aber es erging ihm wie einem Alpenwanderer, der in einen Lawinensturz gerät und den niederdonnernden Schnee mit seinen Händen aufhalten will. Er stellte die erstaunte Frage an sich: „Liebe ich denn Marie?" Da gewitterte alles, was er in den letzten vierzehn Tagen vergraben hatte, mit elementarer Wucht in ihm auf. Und tausend Stimmen antworteten ihm: Ja! Ja und Ja und Ja!

Als er den ersten Löffel Suppe hinunterschlucken wollte, da schnürte sich in ihm alles zusammen. Eine Bitterkeit schlug sich ihm in den Mund und drang hoch in die Augen, die sich mit Tränen füllten. Er zahlte hastig und jagte ins Freie und von da in sein Zimmer. Hier brach er zusammen. Schluchzend lag er auf dem Boden, fast besinnungslos. Er muß wohl stundenlang so gelegen sein. Denn als er sich erhob, dämmerte es schon.

Das Töchterchen seiner Hausleute — dasselbe, das damals dem alten Felcher geöffnet hatte, brachte die neu gefüllte Petroleumlampe.

Sie zirpte ihren Abendgruß wie eine Grille und fragte, ob sie gleich Licht machen solle. Gustav verneinte brüsk. Ob der Herr Moser sonst etwas wünsche.

Da trat Gustav hart an das Mädchen hin und sagte ihr ins Gesicht:

Digitized by Google

„Ja, ich will wiſſen, was ich euch ſchuldig bin. Ich verlaſſe heute noch dieſes Haus.“

Das Mädchen eilte geknickt hinaus. Guſtav atmete auf wie nach einem Entſchluß.

Die Mutter des Kindes kam nun ins Zimmer geſchlichen und jammerte und fragte. Sie war lang und dünn und hatte ein winziges Köpfchen, das mit einem Tuch zugebunden war, weil ſie immer Kopfſchmerzen hatte.

Sie fragte jammernd: Warum und woher und wieſo? Guſtav ſchnitt ihr die Rede ab, er erlegte den Mietzins für den ganzen Monat und was er ſonſt noch ſchuldig war, gab der Frau kurz die Hand und ſchob ſie zur Tür hinaus: er ziehe heute abend noch aus!

Aufgeregt packte er ſeine ſieben Sachen zuſammen und ging. Er ſchleppte ſeinen Koffer zum Bahnhof und gab ihn dort in Verwahrung. Dann trat er hinaus auf den Bahnhofsplatz. Er ſah ſich neugierig um, wie wenn er plötzlich in ein anderes Leben getreten wäre und etwas Neues erwartete.

Die Leiden des verfloſſenen Sommers hatten plötzlich einen Kämpfer aus ihm gemacht. Sie ballten ſich in ihm ohne Zutun ſeines Willens zu einem Entſchluß zuſammen. Dieſer Entſchluß packte ihn wie mit Eiſenklammern. Er ſaß unverſehens darin feſt.

Er ſagte ſich nun ein übers andere Mal vor: er müſſe ſelbſt hin zu der Geliebten, ſie fragen, ſie anflehen, ſie beſchwören.

Während der Bahnfahrt führte er den Kampf um ſeine Liebe hundertmal neu. Er ſah ſich Marie gegenüber, irgendwo, bald in ſeinem, bald in ihrem Zimmer, bald unter einem Baum im Garten, im

Digitized by Google

Feld, im Wald, und türmte Fragen und Klagen um ſie wie Quaderſteine. In dieſer Nacht löſte ſich aller Sinn ſeiner Liebe in Kampf auf. Kämpfen oder nicht mehr lieben — vor dieſe Wahl glaubte er ſich geſtellt.

Als er in Weißburg ankam, hatte er in ſeiner nervöſen Auflöſung das Gefühl, ebenſo zu einer Feindin wie zur Geliebten zu gehen. Die Liebe war ein Teil ſeiner ſelbſt, die Geliebte aber war ihm fern. Sein Kampf um die Liebe war jetzt eher ein Kampf gegen die Liebe geworden. Er wollte ſich behaupten.

Als er an die erſten Häuſer des Dorfes kam, ſchlug die Dorfuhr ſechs. Ihre Töne waren rauh und klagend. Sie zerrannen im Herbſtnebel. Guſtav ſchritt durch die Gaſſe, wie wenn er das Dorf nicht kenne, dem einen Haus zu, dem Pfarrhaus. Nur Marie, Marie wollte er ſehen und mit ihr Worte wechſeln. Er wußte nicht, was er ihr ſagen würde, aber er war erfüllt von der Sehnſucht, mit ihr zu reden, und voll von ungeborenen Worten.

Nahe beim Pfarrhaus machte er Halt. Er hörte jemanden kommen. Es war der Pfarrer, der zur Weinleſe ging. Er glitt wie ein Geſpenſt an Guſtav vorüber.

Guſtav betrat das Haus ſo feſten Schrittes, als ob er zu ganz beſtimmtem Zwecke hier erwartet würde. Jetzt ſtand er im dunklen Flur. Durch ſeine dünnen Schuhſohlen hindurch fühlte er die eiſige Kälte der Steinflieſen. Er zitterte und lehnte ſich einen Augenblick an die Wand. Aber auch von da drang eine feuchte Kälte in ihn. Nun drohte ihn die Feſtigkeit zu verlaſſen. Raſch betrat er, ohne eine

Digitized by Google

Antwort auf sein Anklopfen abzuwarten, das Wohnzimmer. Marie saß am Tisch.

Sie hatte gerade das Morgenlicht ausgelöscht und erkannte Gustav im Halbdunkel nicht. Erst als er sagte: „Ich bin's, Marie!" (den Gruß vergaß er ganz), schreckte sie auf und machte mit erhobenen Armen ein paar eilige Schritte, wie um vor ihm zu fliehen.

Aber sie sprang ihm geradewegs in die Arme.

Schweigend standen sie sich sekundenlang gegenüber. Marie überkam ein leises Zittern.

Sie schlug die Augen nieder und fragte:

„Du? Was ist?"

Er trat einen Schritt zurück und wollte zu einem erzharten Angriff ausholen. Aber der Duft des geliebten Mädchens floß um ihn und er sagte ganz leise:

„Du sollst mich ... trösten, Marie."

Er ergriff ihre kraftlos sich gebende Hand und sprach weiter:

„Ich bin zu dir gekommen, um dich zu fragen, ob du mich — — —?"

Hier stockte er. Er wagte die Frage, ob sie ihn liebe, nicht zu vollenden. Er begann von neuem.

„Ich will dich fragen, ob du mich vergessen hast."

Marie hatte sich inzwischen gefaßt und sagte laut und bestimmt:

„Das kann es nicht sein, warum du kommst. Was willst du?"

Er schwieg.

„Was willst du?" wiederholte sie bestimmter und fast feindselig.

Da krallte sich Frost und Bitterkeit um Gustavs Herz, daß es ihn schüttelte.

„Ich muß dir sagen, daß ich dich liebe, daß ich

Digitized by Google

sterben muß, wenn du dich einem andern gibst, daß ich den andern töten muß."

Und nun erregte er sich an seinen eigenen Worten und kreischend fuhr er fort:

„Ja, ich muß ihn töten, um dich für mich zu retten, um mich selbst fürs Leben zu retten."

Marie sprach wie im Traume drei-, viermal beschwörend seinen Namen aus. Er aber hörte nichts mehr; er sah nur noch ein Weib vor sich stehen, nach dem er ein verzehrendes Verlangen hatte. Und er wollte und mußte sie nun zu sich zwingen, er mußte von ihr Besitz ergreifen.

Wie vulkanische Wellen stürzten die Worte aus ihm hervor:

„Ich bin krank. Ich bin verwundet von dir. Ich muß dich mit mir herumschleppen. Und du hast mich preisgegeben. Du hast mich gefangen und kümmerst dich nicht um mich. Marie!"

Er war zusammengesunken und hockte auf dem Boden, die Hände auf den Mund gepreßt. Die Augen hatte er geschlossen.

In Marie stiegen blitzartig Bilder der Vergangenheit auf, alle Szenen, in denen sie und er sich ganz nahe waren. Sie fühlte, daß es zwischen ihnen ein unlösbares Band gebe. Aber mit diesem da, der drohend und jammernd vor ihr lag, wollte sie nichts Gemeinsames haben. Eine unsäglich bittere Leidenschaft, ihn zurückzustoßen, das Band zu zerreißen, das sie zusammenhielt, ergriff von ihr Besitz.

Sie griff sich mit beiden Händen ins Haar und preßte ihren Kopf zwischen die Finger. Gustav glaubte sie aufgelöst und zerschmettert. Auch senkte sich ihm der Reiz ihrer erhobenen Frauenarme ins Blut. Das riß ihn zum Letzten fort.

Digitized by Google

Er erhob sich und wankte mit gebreiteten Armen auf Marie zu, ergriff sie und wollte seinen Kopf an ihrer Brust bergen.

Da schnellte ihr Körper von ihm fort und sie biß sich in einen blutigen Schwall verletzender Worte fest. Gustav hörte und verstand keines davon. Nur die letzten drei Worte klatschten ihm wie Peitschenhiebe ins Gehirn:

„Ich hasse dich."

Da erstarb alles in ihm, er straffte sich wie todesstarr.

Wieder standen sich die beiden schweigend gegenüber.

Gustav trug den Wahnsinn in sich. Er flüsterte zärtlich zu sich selber:

„Nun ist es genug."

Dann ging er hinaus und schlenderte fast wie ein Spaziergänger zum Hause seiner Mutter. Er traf sie im Hausflur und fiel ihr weinend um den Hals. Sie führte ihn, nein, sie trug ihn ins Bett.

Was in jenen Tagen zwischen Sohn und Mutter geschah, muß ein Rätsel bleiben. Man könnte an der Tatsache herumdeuten, wie an einem rätselhaften Bild, das man sieht und doch nicht sieht. Wozu? Die Tatsache selbst leuchtet über alle Erkenntnis hinweg.

Mutter und Sohn schlossen sich gegen alle ab, wie gegen Feinde, und verließen nach wenigen Wochen Weißburg für immer. Sie siedelten nach München über. —

Frau Moser verabschiedete sich von den Freunden mit frohlockendem Gesicht. Man fragte sie nichts. Der alte Felcher wich ihr sogar aus.

Der Pfarrer sagte:

Digitized by Google

„Schließlich ſind es halt doch Juden und anders wie wir.“

Marie ſchrieb an ihren Bräutigam, der ſein Studium in Berlin fortſetzte:

„Guſtav iſt mit ſeiner Mutter für immer von Weißburg weggezogen. Ich bin froh darüber. All ſeine Liebe für uns, für deine Familie und für mich und meinen Vater, war in Haß umgeſchlagen. Wir wollen ihn vergeſſen, Liebſter.“

Drittes Buch.

I.

Guſtav wankte in der Uniform eines Einjährig-Freiwilligen durch die Barerſtraße in München nach Hauſe. Es war etwa 2 Uhr nachts. Er ſummte ein Soldatenlied vor ſich hin. Das Seitengewehr trug er in der Hand und führte von Zeit zu Zeit einen kräftigen Hieb in die Luft. Er war betrunken.

An einem großen Mietshauſe machte er Halt, ſchloß nicht ohne Mühe die Tür auf und tappte ſich drei dunkle Treppen hinauf. Oben wartete ſeine Mutter auf ihn.

„Mutter, ich bin ein freier Mann,“ lallte er und ſchlug mit dem Seitengewehr ein Teeglas vom Tiſch.

„Ein Jahr der Knechtſchaft! Aber jetzt bin ich frei, bin ich frei, bin ich frei, Mutter, freue dich, dein Sohn iſt in deine Arme zurückgekehrt. Der Militarismus hat ihn nicht verſchlungen.“

Frau Moſer nahm ihren Sohn am Arm und geleitete ihn in einen weichen Seſſel. Sie war ſo froh, daß er nun die Dienſtzeit hinter ſich hatte, und

Digitized by Google

gönnte ihm den Rausch der Abschiedsfeier von Herzen. Sie zog ihm wie einem Kind den engen Rock aus, nahm ihm die Mütze vom Kopf und strich ihm über das wirre, feuchte Haar. Dann hängte sie ihm ein wollenes Tuch um, daß er sich nicht erkälte. Gustav sang unterdessen ununterbrochen: „Wer treu gedient hat seine Zeit, dem sei ein volles Glas geweiht." Und jedesmal trank er dazu ein Glas kalten Tee mit einem Zug aus. Die Mutter schenkte immer wieder ein.

„Du willst mich wohl betrunken machen?" fragte er und äugte sie mit spitzbübischer Überlegenheit an. Das letzte Glas schüttete er über die Hose und ließ es zu Boden fallen. Dann schlief er ein. Die Mutter holte Decken und Kissen und bettete ihn bequem. Dann setzte sie sich ins Sofa und fuhr in der Lektüre eines Buches fort.

Frau Moser hatte sich wenig verändert. Ihr Haar war leicht angegraut, ihre Züge waren etwas weicher als früher. Die Augen aber hatten noch all' ihre Kälte.

Trotzdem war sie auf ihre Art glücklich. Gustav hatte sich ganz in ihre Obhut begeben. Sie war sein Ratgeber und Rechenmeister, sein Vergnügungsarrangeur und Krankenwärter. Er tat fast nichts ohne oder gegen den Rat seiner Mutter. Sie hatte sich einen Platz in seinem Leben erobert.

Freilich nur im äußern Ablauf seines Lebens. Als er damals von Marie zu ihr geflüchtet war — krank und irr, hatte sie ihm seine Gesundheit und seinen Willen wieder zurückgegeben. Sie hatte ihm erzählt, daß er sich keinem Brotstudium zu widmen brauche, daß er ganz seinen Neigungen leben könne.

So studierte er denn, was er gerade wollte, und

Digitized by Google

benützte schließlich eine Gelegenheit, mit einem kleinen Kapital und seiner Arbeitskraft bei einem kleinen Münchener Verlage sich zu beteiligen. Der Militärdienst war ihm sehr förderlich, ebenso wie vorher der Beruf. Nahe Ziele und Sorgen traten in sein Leben. Sein Hang zum Träumen und zu uferlosen Sehnsüchten nahm ab. Er wurde nicht glücklich, aber ruhig, kein Mann der Tat, aber der Arbeit. Er galt unter seinen Bekannten als harmloser, gutmütiger Träumer.

Er genoß sein Leben. Er las viel, trank ein wenig und liebte dann und wann. Meistens gab er sich an Frauen hin, die älter waren als er. Man erzählte von ihm, daß er von verheirateten Frauen schon manche Gunst genossen habe. In der Tat hatte es für ihn einen verführerischen Reiz, sich einer Ehe als Dritter einzufügen. Er war kein Eroberer. Er ließ sich nehmen, verstand es aber im rechten Augenblick, sich begehrenswert zu machen. Da er seine Neigung für unausgesprochene schöne Worte noch nicht verloren hatte, nannte er das bei sich: der Liebe entgegenblühen.

Seine Mutter ermutigte ihn nicht zum Heiraten. Sie wußte, daß die Ehe ihr den Sohn für immer rauben würde. Es kostete nur geringe Aufmerksamkeit, Gustavs Liebschaften zu kontrollieren. Sie duldete sogar lächelnd, daß die Frau, der er gerade anhing, in ihrem Hause verkehrte. Warum auch nicht?

Sollte ihr guter, folgsamer Sohn auf die Beglückungen kurzer Liebe verzichten? Um auf diese Art moralisch zu sein, war sie viel zu gescheit. Sie wollte nichts unterlassen, um ihm das Leben angenehm zu machen.

So verdroß es sie auch nicht, wenn er manchmal

Digitized by Google

stürmische Tage und Wochen verlebte. In solchen Zeiten wartete sie seiner wie eine Mutter ihres kranken Kindes; sie durfte dann zärtlich zu ihm sein und ihm übers Haar streichen. Wenn er nüchtern und solid war, hatte ihr Verkehr immer etwas Gemessenes. Nur wenn er, wie heute, von einem Gelage kam, war er ihren mütterlichen Zärtlichkeiten zugänglich. Deshalb pflegte sie auch an solchen Tagen zu warten, bis er nach Hause kam — lustig, schnodrig, aber gut und fromm wie ein Kind.

Sie sehnte sich weder nach Weißburg zurück noch nach einem andern Leben. Manchmal schrieben die aus Weißburg. Es hatten sich nach der brüsken Abreise bald wieder Beziehungen angebahnt. Der alte Felcher verwaltete sogar das immer noch nicht verkaufte Haus. Scheune und Stall hatte der Pfarrer gemietet. Frau Moser hörte alle paar Wochen etwas von einem neuen Streit zwischen dem Mieter und Verwalter. Felcher war hinter dem Pfarrer her wie der Hund hinterm Hasen. Frau Moser schrieb lächelnd überschwängliche Dankbriefe, die dem alten Felcher das Leben versüßten.

Vor kurzem war die Nachricht gekommen, daß Heinrich und Marie, schon verheiratet, demnächst nach München übersiedeln würden. Frau Moser hatte den Brief ihrem Sohn verheimlicht. Sie wußte, warum. Sie hatte sogar dieser Tage Heinrich auf der Straße gesehen, begrüßt und eingeladen. Auch davon wußte Gustav nichts. Ihr bangte vor dem Zusammentreffen der Drei: Die jungen Eheleute wollten demnächst ihren Besuch machen.

Frau Felcher beschloß die günstige Gelegenheit, dieser für Gustav so glücklichen Nacht zu benützen, um ihn auf den Besuch vorzubereiten. Er begann

Digitized by Google

nach einer Stunde tiefen, bewegungslosen Schlafes unruhig zu werden. Er streckte und dehnte sich, öffnete die Augen und blickte wie ein Kind im Zimmer umher. Er war noch nicht völlig nüchtern.

Wann er morgen Dienst habe, fragte er weinerlich, er habe es rein vergessen.

Aber er sei von heute ab gar kein Soldat mehr. Er solle nur ruhig zu Bette gehen. Er habe sich etwas übernommen im Abschiedfeiern.

Er besann sich einige Augenblicke. Dann kam die ausgelassene Freude hoch. Er tanzte schwerfällig im Zimmer herum und sang wieder einen Reservistenvers. Dann fiel er auf seine Mutter und küßte sie. Sie waren wie zwei Verliebte, denen die Liebe zueinander verboten war.

Gustav stellte sich kerzengerade ins Zimmer und sprach:

„So übergebe ich mich hiermit wieder mir selbst und meinem freien Willen. Gebundenheit! Kommando! fahre hin! Ich übernehme wieder eigenhändig den Oberbefehl und trete einen Eilmarsch mitten ins Leben an. Wo es am buntesten ist, will ich rasten unter fröhlichen Männern und schönen Frauen. Zu ihnen gehöre ich, unter ihnen will ich leben und sterben. Beides mehr oder weniger, nämlich das erstere mehr und das zweite weniger. Also heißt meine Parole für die nächsten hundert Jahre!"

Er lachte naiv über diese Sprüche und die Mutter lachte mit. Er hatte eigentlich gar keine Lust zu schlafen, „denn" — sagte er — „wenn ich schlafe, weiß ich doch gar nicht, ob ich Soldat bin oder Mensch."

Er setzte sich zu der Mutter und entwickelte ihr seine geschäftlichen Pläne für die nächste Zeit. Die

Digitized by Google

Mutter bewunderte ihn bereitwillig, wußte aber, was sie von dieser seiner halbtrunkenen Produktivität zu halten habe. Sie lenkte ihn ab und riet ihm, ein paar Wochen gar nichts zu tun. Er protestierte stolz, nun wolle er endlich wieder einmal arbeiten und ernstlich anfangen, auf irgendeine Art berühmt zu werden. Berühmt werden wollte er nämlich schon immer, das war ein Restchen der alten Sehnsucht, das er nicht abgelegt hatte.

„Das kommt alles mit der Zeit," sagte die Mutter und entschloß sich rasch, nun von Heinrich und Marie zu sprechen.

„Vor einigen Tagen habe ich Heinrich hier gesehen."

„Was treibt er?"

„Er wohnt hier."

„Ist er schon angestellt?"

„Nein, er macht erst in einem Jahr sein Staatsexamen. Er ist aber schon verheiratet."

„Verhei — —? Mit wem? Mit — — Marie?"

Gustav hastete die Worte hervor wie Fragen, die man los sein will. Er überstürzte sich in den Worten und wiederholte jedes drei- oder viermal. Die Erinnerung begann in ihm zu brodeln.

„Sie wollen nächstens zu uns kommen. Du wirst dich doch freuen, die alten, freundlichen Menschen wiederzusehen!"

Gustav bejahte auf der Stelle. Dann ermannte er sich wieder zur Lustigkeit. Er stellte sich in Imperatorenpositur und sprach wie ein großer Schauspieler:

„Ich will mich nun in meine Gemächer zurückziehen. Dort will ich versuchen, meinem Geiste Ruhe

Digitized by Google

zu geben, um ihn von nun an nicht mehr raſten und roſten zu laſſen. Ich will ſein getreuer Hüter und Herold ſein. Denn was ſind wir alle? Gefäße des Geiſtes, den wir den unſrigen nennen, der aber der Welt, der ewigen und unewigen, gehört. Gute Nacht!"

Darauf ging er zu Bett. Die Mutter lächelte und dachte, daß alles gut verlaufen würde, auch der Beſuch der Weißburger.

Als Guſtav einige Tage ſpäter nachmittags heimkehrte, waren Marie und Heinrich da. Er hörte Heinrichs Stimme, als er im Flur ſtand, und Marie lachte gerade. Guſtav blieb ſtehen und atmete tief, wie wenn er durch die Zimmertüre in ein Examen ſchreiten müßte. Dann trat er ein, lief eilfertig auf die beiden zu, begrüßte ſie ſehr laut und ſehr raſch, ſprach außerordentlich viel und gab ſich gefliſſentlich ſo, daß jedermann merken mußte, wie gut das Einvernehmen zwiſchen ihm und ſeiner Mutter ſei. Er ſprach ſogar, was er noch nie getan hatte, von ſeinem „Mutterchen", von der vielen Arbeit, die er ſeiner „lieben, armen Mutter" mache, und von ihren vielzuvielen Sorgen um ihn.

Er ſagte das alles wie ein Kind. Sein Geſicht mit den ſchwarzen, immer noch irrenden Augen nahm dabei einen beſtimmten, aber zugleich rührend weichen Ausdruck an. Er ſaß weit zurückgelehnt in dem nämlichen Seſſel, in dem ſein Vater ſich müde zu rechnen pflegte.

Heinrich erzählte, warum ſie nach München übergeſiedelt ſeien.

Er müſſe hier Kurſe mitmachen für ſein Staatsexamen. Das ſei ſo unendlich ſchwer und von der Note hänge ſein ganzes Leben ab.

Digitized by Google

Guſtav konnte ein Lächeln nicht ganz verbergen.

Heinrich ſagte ſchmollend:

„Ja, du haſt gut lachen; du biſt ein freier Mann und kannſt dir dein Glück nach eigenem Gutdünken ſchmieden.“

Guſtav erwiderte:

„Du brauchſt doch auch nur zu arbeiten, ſonſt nichts. Das müſſen wir aber doch alle. Alſo!“

Das klang ſehr überlegen. Marie fühlte es und warf ein:

„Heinrich iſt nicht entzückt von der Jurisprudenz. Sie iſt ihm zu knifflich. Er ſagt immer, ſie tue ſo geſcheit und ſei doch ſo dumm.“

Alle mußten lachen, nur Marie blieb ernſt. Ihre Blicke hefteten ſich auf Guſtav; er war ihr ein Rätſel. Sie mußte an die geſpenſterhafte Ausſprache an jenem Herbſtmorgen denken und begriff nicht, daß ſich Guſtav ſo verändert haben ſollte.

Heinrich verlor ſich gleich wieder in Klagen über das ſchwierige Studium und die große, undankbare Arbeit. Er war zwar immer noch der fröhliche Burſch von einſt, aber jetzt, wo er ernſtlich mit der Arbeit fürs Examen in dieſer Stadt, die er nicht kannte, beginnen ſollte, war er gedrückt und fühlte ſich wohl, wenn er ſein Leid klagen konnte.

Guſtav fand Heinrich zwar äußerſt komiſch, hütete ſich aber zu ſpotten. Irgend etwas hinderte ihn daran ſich über Heinrich, den Examensbüffler, luſtig zu machen.

Maries Stimme klang an Guſtavs Ohr wie aus einer weiten Ferne. Er hatte, ohne daß er ſich deſſen bewußt geworden wäre, das Gefühl, als höre er einer leiſen, ſüßen Muſik zu. Sie ſchmeichelte ſich

so in sein Ohr ein, daß ihn ein warmes Wohlbehagen erfüllte. Er wurde im Gespräch mit Heinrich herzlich, gab ihm Ratschläge und erbot sich zu jeglicher Hilfe in der fremden Stadt.

Er erschrak heftig, als Marie sich plötzlich erhob und erklärte, sie müßten nun gehen. Er wollte sie bitten, noch zu bleiben, brachte aber kein Wort hervor. Er empfand geradezu Schmerz darüber, daß der Besuch schon zu Ende sein sollte.

An der Türe gab er Marie die Hand. Als er den Blick zu ihrem Gesicht erhob, merkte er erst, daß er sie noch gar nicht voll angesehen hatte. Und noch eines merkte er: Marie war schöner geworden. Die Wahrnehmung schmetterte ihn nieder. Wo er stand, blieb er und ließ die beiden mit der Mutter hinausgehen.

„Sie ist schöner geworden, schöner geworden, schöner, schöner — — —" tobte es in ihm. „In der Ehe ist sie schöner geworden, in der Ehe mit Heinrich, mit diesem Oberamtsrichter in spe, mit dem Feigling. Sie liebt ihn also wirklich — wirklich?! Denn wie könnte eine Frau schöner werden in der Ehe, wenn nicht durch ihre Liebe zum Manne?"

Als seine Mutter wieder ins Zimmer kam, stand er immer noch da, fragend und fragend. Die Mutter ermahnte leise: „Gustav!" Da sah er sie wie erwachend an und verließ das Zimmer.

Marie sagte auf der Straße zu ihrem Manne:

„Mit Gustav scheint es besser geworden zu sein. Er ist ein lieber, lieber Mensch."

„Ja," erwiderte Heinrich, „er ist ein guter Kerl, aber ein bißchen merkwürdig."

Nachts kam Gustav sinnlos betrunken nach Hause.

Digitized by Google

II.

Tagelanger Regen gab dem Herbst ein trübes Ansehen. Man sehnte sich nach einem klaren, kalten weißen Winter. Die Menschen schlichen wie geschlagene Kinder über die Straßen und fühlten keine Lust zu leben.

Trotzdem war Gustav stundenlang unterwegs. Die Hände in den Taschen seines Mantels, den Hut tief ins Gesicht gezogen, so schlenderte er, ein einzelner, gemächlich durch die Straßen. Sein Körper war mit Regen und Wind, mit diesem trüben Regen und diesem launigen Wind, allein. Es waren keine Gedanken bei ihm. Er versuchte allerhand zu erfassen. Er gedachte ein Buch zu schreiben, ein Buch vom Herbst, eine ganz graue Geschichte, in der gar keine Menschen vorkommen sollten, sondern nur Gefühle. Aber es sollte doch werden wie ein begebnisreicher Roman.

Solche und ähnliche Launen flatterten irr und wirr durch sein Gehirn. Er haschte nach ihnen wie nach bunten sterbenden Blättern, aber sie zerbröckelten ihm unter den Händen zu nichts, zu fahlen, toten Stimmungen.

Ganz selten nur dachte er an Marie und dann nur mit ganz unbestimmten, unklaren Gefühlen. Ob sie wohl glücklich ist? Ob sie Kinder bekommen wird? Ob sie sich zu einer guten deutschen Hausfrau mit dem Staubtuch in der Hand entwickelt? Er beantwortete sich keine dieser Fragen. Sie interessierten ihn gar nicht, aber sie stiegen in ihm auf wie scheue Vögel, die — man weiß nicht, wodurch — aufgetrieben wurden.

Die Mutter beobachtete schweigend und besorgt

Digitized by Google

Gustavs verändertes Wesen. Gustav merkte es und fragte einmal ganz plötzlich:

„Was willst du von mir, Mutter?"

Frau Moser erschrak. — Sie wolle nichts, wehrte sie ab, und glaube nur, daß der Übergang vom unfreien Soldatenleben in die alte Ungebundenheit ihn nervös und unsicher gemacht habe.

„Glaubst du, daß das der Grund ist?" fragte er gleichgültig.

„Der Grund für was?" fragte die Mutter fast inquisitorisch.

Gustav merkte, daß er etwas zugestanden habe, was er eigentlich bestreiten wollte, und sagte ganz leicht und naiv:

„Nun ich meine, ich treibe es mit dem Bummeln doch etwas stark."

Nun tat Frau Moser, als ob sie sich schrecklich amüsiere. Sie lachte gezwungen laut.

„Bummle du nur noch lustig weiter. Es wird sich schon finden."

Da kam ihr ein guter Gedanke. Sie fuhr fort:

„Übrigens, Frau Adele Bing war da und hat nach dir gefragt. Sie sehne sich nach deiner Gesellschaft. Willst du sie nicht einmal besuchen; sie ist doch eine reizende Person."

Frau Moser lächelte, denn sie hatte so ihre Vermutungen über das Verhältnis zwischen Gustav und dieser Frau Bing. Sie erhoffte sich jetzt etwas von der Wirkung ihres Namens.

Aber Gustav schwieg wie nach einem unverstandenen Wort.

Frau Moser wurde zutraulicher:

„Aber, mein Liebling, so geh doch zu dem Frauchen."

Da stand Gustav auf und starrte seine Mutter

Digitized by Google

wie etwas ganz Verächtliches an. Sie erhob ſich ebenfalls. Guſtav begann zu zittern. Die Mutter wollte auf ihn zueilen. Da nahm er einen Teller, der vor ihm ſtand, in beide Hände und ſchmiß ihn, wo er gerade hintraf, gegen die Wand. Dabei hatte er die Zähne zuſammengepreßt und die Schultern ganz hochgezogen. Wie ein wildes Tier ſtürzte er aus dem Zimmer.

Die Mutter ſah ihn auf der Straße, einen Umhang im Arm, davoneilen. Der Regen ſtrich in derſelben Richtung, in der Guſtav davonlief. Es war, als ob ſie beide nach dem gleichen Ziele wanderten, einer hinter dem andern her, nach einem Ziel, das es nicht gab.

Frau Moſer vergaß das Fenſter zu ſchließen, durch das ſie Guſtav nachgeſchaut hatte, und begann ſogleich die Scherben zuſammenzuleſen. Während ſie Splitterchen um Splitterchen auflas, drang ihr Waſſer in die Augen.

Guſtav rannte mit dem Regen. Und plötzlich ſtand er vor einem Haus in der Sonnenſtraße, in dem Heinrich Felcher wohnte. Ohne ſich zu beſinnen, trat er ein, ging vier Treppen hinauf und beſah ſich die Viſitenkarte: „Heinrich Felcher, Rechtspraktikant", ſo genau, als ob er Geheimniſſe aus ihr herausleſen könne. Aber ſchließlich kam ihm die Aufſchrift mit dem häßlichen Titel doch etwas komiſch vor und er ſah ſich unwillkürlich nach der Treppe um, auf der er wieder hinunterſteigen könne. Die Ärmlichkeit dieſer Treppe lächerte ihn ebenfalls. Er machte innerlich eine Verbeugung und ſagte ſpöttiſch: Frau Rechtspraktikant!

Ganz kühl drückte er gegen den Knopf der Klingel. Heinrich öffnete ihm.

Digitized by Google

Er war in Hemdsärmeln und ohne Kragen. Um ſeine Augen lag eine bläuliche Farbe, die ſo unharmoniſch gegen das Rot ſeiner Backen abſtach, daß ſein Geſicht puppenhaft wirkte.

„Lieber Guſtav, wie freue ich mich, daß du uns beſuchſt.“

„Aber ſtöre ich auch nicht?“

„Im Gegenteil, ich bin froh, daß du mir vor dem Bürgerlichen Geſetzbuch für heute Ruhe verſchaffſt. Es iſt mein böſer Geiſt.“

„So will ich dein guter ſein,“ ſagte Guſtav ſpöttiſch und trat vom Flur ins Zimmer.

Heinrich biß ſich ſofort wieder in ſeinen Examensjammer feſt und demonſtrierte Guſtav ſeine prekäre Lage.

„Weißt du,“ ſagte er, „daß ich manchmal bereue, ſchon geheiratet zu haben!“

Guſtav ſchnellte von ſeinem Stuhl auf, wie wenn er angegriffen worden wäre.

Ein paar Sekunden vergingen, ohne daß einer den andern anſah.

In Guſtav ſtürmte es: „Du Jämmerling, du armſelige Kreatur! Weißt du, was du geheiratet haſt? Weißt du, was du mir damit getan haſt? Weißt du, welches Glück du vernichtet haſt?“

Dann fragte er mit einem Tone, der keinerlei Teilnahme verriet:

„Wo iſt denn deine Frau?“

Da mußte Heinrich lachen. Wie Guſtav das ausſprach: deine Frau! Wirklich komiſch! Als ob er ſie letzthin auf dem Hofball erſt kennen gelernt habe. Sie ſei übrigens ein ganz einfaches Geſchöpf, eine Pfarrerstochter aus Weißburg, geborene Striffler, heiße mit dem Vornamen Marie. Ihr Vater habe

Digitized by Google

jüngst erst für vorzügliche Erfolge auf dem Gebiete des Weinbaues ein Ehrendiplom bekommen. Das Konsistorium habe ihm sogar dazu gratuliert.

Der Witz klang sehr dünn und gewaltsam. Gustav lächelte sauer, was aber den vergnügten Heinrich nicht störte.

Marie müsse übrigens gleich zurückkommen. Sie sei einkaufen gegangen.

Sie kam denn auch bald. Sie war so lautlos gekommen, daß Gustav und Heinrich überrascht waren, als sie ins Zimmer trat. Gustav sagte bei sich: Wie ein Engel schwebt sie herein. Und als er ihr die Hand gab, erzählte er sich eine Neuigkeit: „Dieses Mädchen habe ich einmal geliebt."

Er war stolz auf diese Erinnerung. Dann merkte er, daß er sie Mädchen tituliert habe, und lächelte. Aber das Lächeln strahlte in eine warme Feierlichkeit hinüber und er sagte laut und herzlich:

„Marie, du siehst gar nicht aus wie eine Frau."

Heinrich lachte wieder. Marie wurde verlegen und ärgerte sich über beide.

Als kein Gespräch in Fluß kommen wollte, bat sie Gustav, er möge ihr doch etwas von München erzählen. Sie kenne die Stadt noch gar nicht. Heinrich habe keine Zeit mit ihr irgendwohin zu gehen.

„Aber so geh doch allein," sagte Heinrich. Sie sah ihn groß an. Ihre schwarzen Augen verneinten irgend etwas. Gustav suchte ihren Blick zu definieren. Er glaubte etwas Hochmütiges darin zu erkennen. So hatte sie auch als kleines Mädchen oft aus sich herausgesehen, wie auf etwas, das ihr nicht ebenbürtig war. Gustav schreckte vor der Überlegenheit dieses Blickes zurück. Er besah sich Heinrichs Bücher.

Digitized by Google

Heinrich selbst sagte zu seiner Frau, Gustav müsse zum Abendessen dableiben.

Marie sagte zu Gustav hin, das sei doch ganz natürlich.

„Das zwar nicht," erwiderte er, „aber ich bleibe sehr gerne da."

Er gab den Worten jene Herzlichkeit, die sich zu bewußt gibt, um ganz aufrichtig zu klingen.

Marie entschuldigte sich und ging in die Küche; Heinrich und Gustav machten es sich bei einigen Flaschen Bier bequem.

Gustav brachte die Rede sofort wieder auf Marie:

„Heinrich, ich beneide dich, du hast eine schöne Frau."

„Aber du hättest sie doch auch haben können, Gustav. Warum hast du nicht zugegriffen?"

Heinrich wurde insgeheim ein bißchen stolz, da er sich beneidet sah.

Gustav fragte:

„Woher weißt du denn, daß Marie auch mich geheiratet hätte! Sie liebt doch nur dich."

Heinrich wurde jetzt verlegen. Ja, ja und gewiß, aber man könne schließlich nie wissen, Liebe sei doch das Allgemeine und Heirat das Besondere. Und wie sich diese Liebe spezialisiere, könne man nie wissen. Sicher sei doch soviel, daß Marie auch Gustav einst sehr, sehr gerne gehabt habe.

Heinrich war, da er etwas beweisen wollte, ganz ins juristische Fahrwasser gekommen. Gustav merkte es und lachte, obwohl ihm diese Unterscheidung zwischen Liebe und Ehe sehr gefiel.

Heinrich fuhr fort:

„Marie hat mir sogar erzählt, sie habe einmal

Digitized by Google

Onkel Fritz geliebt, als ganz junges Mädchen natürlich."

Gustav fragte sogleich nach Fritz Felcher — nach vielen Kleinigkeiten, die mit dem ihm noch immer teuren Manne zusammenhingen. Das war ihm wie ein Ausruhen. Er dachte an nichts mehr als an Onkel Fritz und erzählte mehr über ihn, als er von Heinrich hörte.

Als man sich zu Tische setzte, war Gustav ganz voll von seinen Erinnerungen an Onkel Fritz. Er fühlte plötzlich wieder, daß er auch dazugehöre — zu diesem ganzen Kreis von Menschen, zu Felchers, Pfarrers und — er zögerte keinen Augenblick vor dem Worte — zu Mosers.

Während des Essens wurde viel gesprochen. Marie fühlte sich als Hausfrau und ließ ihre beste Laune spielen. Gustav sah Heinrich nicht mehr, nur sie, nur sie war für ihn da. Er war so glücklich, wie seit den Tagen der gemeinsamen Kindheit nicht mehr. Er genoß nun alle Schönheiten dieser Frau als Wissender.

Sie sagte lachend:

„Schließlich besteht doch das gemeinsame Glück zweier Menschen darin, daß sie sich verstehen."

Er erwiderte fast jubelnd:

„Dieses Glück wird dadurch erhöht, daß die zwei von allen andern Menschen nicht verstanden werden. Dann wachsen sie zusammen wie zwei Wurzeln, deren Säfte nebeneinander fließen."

„Wir haben uns früher sehr oft verstanden, du und ich, Gustav," sagte sie fast leise.

Heinrich fiel ein:

„Ja, ich erinnere mich, daß ich als Knabe euch beide sehr oft verachtet habe."

Gustavs Stimme klang fast hart:

Digitized by Google

„Dich, Heinrich, habe ich faſt jeden Tag einmal gehaßt.“

Marie ironiſch anklagend:

„Darunter habe ich leiden müſſen.“

Heinrich fuhr ihr ſchmeichelnd mit der Hand über den Arm und ſpaßte:

„Du Brave.“

Marie wich ſeiner Lobkoſung lachend aus.

Guſtav wurde erregt und ſagte mit zitternder Stimme:

„Du warſt für mich immer das Schönſte.“

Heinrich hob ſein Bierglas und trank ihnen zu:

„Proſit, ihr beiden Liebesleute!“

Guſtav vergaß ihm Beſcheid zu tun. Er ſah ihn nur an. Marie aber legte über den Tiſch hinüber ihre Hand auf die weiße, durchſichtige Hand Guſtavs und ſprach ſo ganz leichthin:

„Siehſt du, angetrauter Ehegemahl, jetzt bin ich dir ſchon untreu.“

Nun lachten wieder alle drei, Guſtav am lauteſten, er war von der Berührung Maries erſchauert.

Heinrich freute ſich unbändig darüber, daß nun Guſtav ein bißchen lächerlich erſchien. Denn er hatte wohl gefühlt, daß er ſelbſt während des Zuſammenſeins nicht gerade die überlegenſte Rolle geſpielt habe.

Er ſagte nun:

„Guſtav als Don Juan, der den Ehemännern gefährlich wird, — das iſt zum Schreien.“

Guſtav ſtand vom Tiſch auf; ob man nicht noch ein bißchen ins Café gehen wolle. Da könne man ein Stückchen München ſehen! Heinrich proteſtierte matt; er habe ſein heutiges Penſum noch nicht erledigt.

Seine Frau meinte, es ſtehe natürlich ganz bei ihm, ob ſie gehen wollten oder nicht.

Digitized by Google

Beide hatten sich ebenfalls erhoben. Das Dienstmädchen räumte leise den Tisch ab.

Gustav wartete wie auf eine große Entscheidung. Heinrich war enttäuscht, daß ihn seine Frau nicht überredete mitzugehen. Er blickte wie ein Knabe, dem eine Bitte abgeschlagen wurde. Schließlich aber ging er auf Marie zu, küßte sie leicht auf den Mund und sagte: „Gehen wir — dir zuliebe!" Gustav betrachtete mit heißen Augen ein Bild. Er stand mit dem Rücken gegen beide.

Heinrich begann schon nach Hut, Überzieher und Stock zu suchen. Marie stand regungslos da.

Einige Sekunden gingen durch das Zimmer, in denen der eine vom andern nicht wußte, ob er ihn nicht hassen sollte.

Marie ging langsam hinaus und zog sich zum Ausgehen an.

Bis auf die Straße hinunter fand keiner ein Wort. Hier erst begann Gustav vom Münchener Nachtleben zu reden.

Er führte die beiden ins „Café Stephanie". Auf dem Wege erzählte er ihnen von diesem Treffpunkt der Künstler und Literaten, von dieser kritischen Waschküche, aus der keiner — weder der Kritiker noch der Kritisierte — so rein herauskomme, wie er hineingegangen sei, von diesem Wochenbett des Genies, welch letzteres hier nicht nur geboren werde, sondern auch wieder selbst gebäre, von dieser internationalen Konferenz, in der es aber nur eine Nation gebe: die der Könnenden und Wissenden.

Gustav erzählte das alles mit ironischer Gelassenheit. Es war ein Heldenlied, das von Menschen erzählt, die gerne Helden sein möchten.

Als sie das Café selbst betraten, war es erst

Digitized by Google

ſchwach beſetzt. Aber die großen Geſten und fliegenden Haare, das tönende Lachen und Worte, die nimmer verklingen wollten, füllten es jetzt ſchon.

Sie ſetzten ſich in eine Ecke. Heinrich freute ſich am herzlichſten über dieſe Geſellſchaft. Marie fand ſich nicht zurecht. Ihr war's, als ob ſie in einem Theater ſäße, wo Menſchen fremde Rollen ſpielen. Warum tun dieſe Menſchen das gleiche?

Sie richtete die Frage an Guſtav. Er antwortete mit ein wenig hohler Stimme:

„Weil ſie die eigene Rolle nicht ſpielen können. Weil ſie zu ſchwach und feig dazu ſind."

Marie ſchwieg betreten; Guſtav hatte in hellem Zorn geſprochen. Um ſie herum flogen Fetzen großer Worte, ſtiegen gigantiſche Lachen auf, wurde in Fiſteltönen geſchimpft. Die drei ſprachen kein Wort. Heinrich hörte zu, Marie hörte in ſich hinein und Guſtav hatte alle Verbindungen mit der Außenwelt abgebrochen. Er träumte.

Da ſagte Marie etwas. Die Worte klangen, wie wenn ſie die Luft ſelber geboren hätte. Sie kamen irgendwoher:

„Gibt es denn überhaupt Menſchen, die immer nur ihre eigene Rolle ſpielen können? Müſſen wir uns nicht alle bisweilen fremde Geſichter leihen?"

„Aber warum denn?" fragte Guſtav aus einem Traum heraus.

„Weil unſer eigenes verzerrt iſt, daß wir's den Menſchen nicht zeigen wollen."

Da ſchlug Guſtav, wie erwacht, mit der Fauſt auf den Tiſch und ſchrie mit großer Stimme:

„Binden wir alſo die Larve vor!"

Alle ringsum lachten auf. Heinrich gröhlte ſogar. Nur Marie löffelte ſtumm an ihrem Tee.

Digitized by Google

III.

Ein paar Tage ſpäter trafen ſich Marie und Frau Moſer auf der Straße. Frau Moſer war in ihrem Gruße herzlicher als je. Sie gingen eine Weile zuſammen, ohne etwas zu ſprechen und ohne für ihr merkwürdiges Schweigen einen Grund zu finden. Beide aber ſuchten nach einem. Sie wußten nicht, woher ihre Befangenheit kam.

Plötzlich blieb Frau Moſer ſtehen und legte eine Hand auf Maries Arm:

„Wiſſen Sie, liebe Marie, daß mein Sohn ſeit vier Tagen verreiſt iſt? Er hinterließ mir einen Zettel, auf dem folgendes ſtand: ‚Ich muß mehrere Tage fort. Ängſtige dich nicht! Guſtav‘.“

Der jungen Frau ſtockte das Blut. Sie glaubte umzuſinken. Sie fragte faſt ſchluchzend:

„Wo mag er ſein? An welchem Tage ging er denn fort?“

Es ſtellte ſich heraus, daß Guſtav noch in der gleichen Nacht, in der er mit Marie und Heinrich zuſammen war, den Zettel geſchrieben und wohl auch die Reiſe angetreten hatte.

Frau Moſers Stimme zitterte, als ſie ſagte:

„Liebes Kind, ſagen Sie mir um Himmels willen, was meinem Sohne zugeſtoßen iſt, daß er wieder von mir fortgehen muß.“

Marie ging langſam weiter, Frau Moſer blieb einen halben Schritt hinter ihr. Sie gingen gerade über den Marienplatz. Der Regen hatte an dieſem Morgen ausgeſetzt. Viele Müßiggänger ſchlenderten vorüber. Die Luft war vom Regen geſättigt und legte ſich kühl und feucht auf die Haut.

Marie antwortete:

Digitized by Google

„Wie kann ich etwas von Gustav wissen! Ich kenne ihn zu wenig."

An sich selbst aber richtete sie Frage auf Frage: „Ist er unglücklich? Wieder, wie damals? Bin ich daran schuld? Muß ich mich um ihn grämen? Muß ich mich seiner annehmen? Habe ich ihn denn gern?"

Die letzte Frage hieß nicht: „Liebe ich ihn?" Sonst hätte sie Marie sofort brüsk verneint. Sie bejahte aber.

Frau Moser ging klein und schleppend neben ihr her. Sie hätte Marie an beiden Armen fassen und immerzu schütteln mögen. Sie fragte aber nur mit unterdrückter Stimme:

„Weiß auch Ihr Mann nichts?"

„Ich glaube nicht. Denn er sagt mir alles."

Marie machte sich möglichst rasch von Frau Moser los und eilte nach Hause. Sie sagte dem Mädchen, sie sei unwohl, und schloß sich im Schlafzimmer ein. Mit schweren Gliedern sank sie aufs Bett. Blaue und rote Farben tanzten vor ihren Augen und brannten ihr im Gehirn, daß sie stöhnte. Durch die Farben flossen, wie Eisschollen durch Flußwasser, kalte, starre Bilder, Vorstellungsfetzen, die schon vorüber waren, wenn Marie ihnen nachsinnen und nachsehen wollte. Alles schien ihr bekannt zu sein, alles schien schrecklich und herausfordernd, alles unerklärlich und dumm.

Marie wühlte mit den Händen im Haar und preßte schließlich abgerissene Worte durch die Zähne: „gräßlich, merkwürdig, wunderlich, dumm". Dieses letzte Wort wiederholte sie oft und oft.

Dann kam ihr Mann nach Hause und klopfte an die Tür. Sie antwortete nicht. Er fragte: „Schläfst

Digitized by Google

du, Schatz?" Sie schwieg. Er entfernte sich. Endlich erhob sie sich. Ohne daß sie es merkte, lösten sich Tränen und rannen ihr weich über das Gesicht. Sie trocknete sie nicht. Sie streckte stumm die Arme aus. Dann lächelte sie wieder. Sie verstand sich nicht.

Wie sie war, ging sie zu ihrem Manne, mit unordentlichem Haar und kaum verschwundenen Tränen. Er erschrak und wollte zum Arzt schicken. Als sie scharf widersprach, war er sehr geschäftig um sie und tat wie der besorgteste Hausvater. Sie wehrte ihm unwirsch und sagte sogar ganz grob:

„Wenn du mich in Ruhe lassen würdest, wäre ich gleich wieder in Ordnung."

Sie setzten sich an den Mittagstisch und waren sehr einsilbig.

Plötzlich lachte Heinrich laut hinaus:

„Was meinst du, wo Gustav jetzt ist?"

Marie sank schwach in ihren Stuhl zurück. Heinrich eilte zu ihr: „Habe ich dich erschreckt, ich Tölpel?"

Nach einigen Sekunden, in denen sie rasch Atem holte, fragte sie gleichgültig:

„Wo ist er denn, der Narr?"

Heinrich zog eine Ansichtskarte aus der Tasche. Sie war von Gustav, von Onkel Fritz und dem alten Felcher. Gustav war in Weißburg.

In Marie schlugen schwere Blutwellen auf, sie taumelte in ihren Stuhl, ließ den Kopf sinken und weinte laut.

Heinrich stand ratlos. Er beugte sich über seine Frau und koste sie, ohne sie aber beruhigen zu können. Er wurde ärgerlich und sagte fast aufgebracht:

„Du hast Launen heute, Marie. Man muß dich allein lassen."

Digitized by Google

Damit ging er hinaus und verließ auch die Wohnung.

Er dachte neidisch an Gustav. Marie aber war plötzlich mit allen Gedanken in Weißburg. Sie leistete Gustav und Onkel Fritz Gesellschaft.

Gustav war selig und fröhlich in Weißburg. Er war aus München geflohen, vor etwas Mörderischem, das ihn wie mit Dolchen angefallen hatte. Der Name Marie drohte ihn zu fällen — und jeder Atemzug von ihr drohte es und jedes Wort von ihr und jedes Wort über sie. Vergangenes, das er um sie erduldet hatte, und Gegenwärtiges, das er von ihr erduldete, und Zukünftiges, das ihm von ihr noch zu erwarten stand, trieben ihn fort.

Onkel Fritz nahm ihn auf wie einen Triumphator, der alte Felcher wie einen verlorenen Sohn, der zurückgekehrt ist. Frau Felcher bewarf ihn mit tausend Fragen nach Heinrich und Marie. Der Pfarrer zeigte ihm sein Anwesen und trank mit ihm, als er sich genügend belobt sah, eine gute Flasche Wein. Der alte Felcher behauptete, der Pfarrer trinke in letzter Zeit zu oft eine gute Flasche Wein. An seine eigene rötliche Nase dachte er nicht.

Er führte mit Gustav große und kleine Schauspiele auf. Das erste hieß: Moritz Moser, dein Vater und mein Freund. Das zweite: Gustav als Kind. Das dritte: Gustav als Student und mein Besuch bei ihm. Das vierte: Gustav in der Fremde und was inzwischen zu Hause geschah.

Gustav merkte nun bald, daß Felcher krumme Wahrheiten gerne umbog zu graden Lügen. Er war weit davon entfernt, daran Anstoß zu nehmen. Er liebte sogar diese Lügen, die nicht aus einer Not, sondern aus einer Lust geboren waren. Er pflegte zu

Digitized by Google

ſich vom Kulturwert der Lüge und von der Überſchätzung der unkultiviert nackten Wahrheit zu ſprechen.

Da der Wein ſehr gut ausgefallen war, kam Guſtav häufig zum Trinken. Felcher benützte ihn als Vorwand, um allerhand Feſte zu feiern.

Eines Nachmittags ſaßen ſie zuſammen in der Wohnſtube und tranken. Felcher trank immer ein Glas aus, gab ein Urteil über dieſen, gerade dieſen Schluck Wein ab und marſchierte dann durchs Zimmer. Wenn er ſo wanderte, erdröhnte von ſeinem immer noch ſchweren Schritt das ganze Haus. Sein Bart, nun ſchon faſt weiß, wirbelte in der Luft umher, wie ein Raubvogel, der nach Beute ſucht. Und ſo oft Felcher ein Wort gefunden hatte, das ihm wichtig genug erſchien, um ausgeſprochen zu werden, ziſchte der Bart entweder ſteil in die Höhe oder legte ſich ſchwer auf die Bruſt.

„Als ich jung war, mein Lieber, da war die Welt noch mit Brettern vernagelt. Und unſere Köpfe waren nicht hart genug, ſie umzurennen.“

Guſtav hatte gerade von ſeinen Reiſen erzählt.

„Euch aber ſind ja ſchon in der Wiege Flügel gewachſen, um davonzufliegen, wenn ihr Luſt habt.“

Guſtav dachte dieſem Prachtſtück von einem Satz nach und ſagte zwiſchen Glasheben und Trinken leichthin:

„Euch Alten fehlt die Ferne, uns Jungen fehlt die Nähe, die Heimat.“

Felchers Schritt ſtockte. Donnerwetter, das iſt ein Wort! Das iſt eine Sentenz!

Er ſprach ſeine Meinung laut aus:

„Wenn unſer Pfarrer zehn Predigten hält, ſo iſt nicht ſoviel Weisheit und Wahrheit darin wie in dieſem einen Wort. Du haſt dich gemacht, Guſtav.“

Digitized by Google

Guſtav hatte ſchon einige Gläſer getrunken und war zu allerhand Scherz aufgelegt.

Er erwiderte ganz ernſt:

„Euer Samen iſt in mir aufgegangen. Ich bin Euer Schüler.“

Felcher ſtreckte die Arme von ſich. Er ſtand da wie eine Apotheoſe ſeiner ſelbſt. Er ſchluckte haſtig etwas hinunter, was wohl Rührung war. Dann ſetzte er ſeine Wanderung fort. Aber er ſchwieg lange. Guſtavs Lob war ein Höhepunkt in ſeinem Leben. Nun war es ihm, als ob er erſt wieder talwärts wandern müſſe. Dieſe Vorſtellung war ſo ſtark in ihm, daß er den Berg, von dem er herabſtieg, und den Pfad, auf dem er rundum ging, geradezu vor ſich ſah. Der Wein in ihm lief mit.

Nach einigen Minuten erſt kam der Satz heraus:

„Guſtav, du biſt doch ein anderer wie Heinrich.“

Wer Felcher kannte, wußte, daß er hinter dem Worte „anderer“ das Wort: „Kerl“ verſchluckt hatte. Aber es war da, wie wenn es ausgeſprochen worden wäre.

„Heinrich wird ſicher ein gutes Examen machen,“ ſagte Guſtav.

Felcher zuckte die Achſeln; er warf dieſes Lob von ſich. Was iſt ein Examen? Er blieb hart vor Guſtav ſtehen:

„Examen? Was iſt ein Examen? Du fragſt einen von der hohen Obrigkeit: Euer Gnaden, bin ich zu dem und jenem geſcheit genug? Das iſt ein Examen. Ein geſcheiter, ſtarker Kerl braucht nicht zu fragen. Er weiß, daß er geſcheit genug iſt zu allem, was er will.“

Felcher war nun vollends betrunken. Er ſprach

Digitized by Google

rauh und wie gegen ein Unrecht, das ihm einer angetan hat. Guſtav hörte ihm halb luſtig zu. Er winkte einige Male. Felcher fuhr fort:

„Weißt du, Guſtav, Heinrich hat mich enttäuſcht. Er hat Angſt bekommen. Er wird ſo eine Art von Beamter, wie unſer Pfarrer ein Pfarrer iſt. Und da hat er nun dieſes Mädchen zur Frau, dieſe Marie. Siehſt du, die iſt ein Kerl, eine von uns. Zum Donnerwetter, die Ehe zwiſchen den beiden tut nicht gut.“

Die letzten Worte klangen nicht mehr draufgängeriſch, ſondern im Gegenteil wie mühſam abgerungen. Sie zermalmten etwas in Felcher ſelbſt.

Guſtav ſtarrte ihn wie einen Fremden an, aber auch wie einen, der eine Heilsbotſchaft bringt. Der Wein ſurrte auch ihm im Kopf. Er hörte jeden Ton dreimal ſo laut, verſtand jede Schärfe dreimal ſo ſcharf und ſtimmte allem dreimal ſo heftig zu, als es ſonſt ſeine Art war.

„Wir verſtehen uns,“ ſagte Felcher und er hatte in höherem Maße recht, als er ahnen konnte. „Du weißt, wie es mit Maries Mutter gegangen iſt. Ich fürchte, ſo geht es auch mit ihr.“

Felchers Stimme bebte jetzt von Wut, Enttäuſchung und Schmerz. In dieſer benebelten Stunde wurde ihm, was er bis jetzt nur als unangenehme Stimmung empfunden hatte, klares bitteres Gefühl: Sein Heinrich war etwas anderes, etwas viel Geringeres geworden, als er, der Vater, immer gehofft hatte. Er, der alte Felcher, ſah den Sohn geſunken. Statt eines Kämpfers war er ein friedlicher, ängſtlicher Menſch und Bürger geworden. Dagegen erſtrahlte dem Alten das Bild der Schwiegertochter, dieſer ſchweigſamen Märtyrerin, als die ſie ihm von

Digitized by Google

jeher erſchien, in immer blühenderen Farben des Lebens entgegen. Er trauerte auch um ſie.

Auch Guſtav fühlte hinter der Übertreibung, die der Wein verſchuldete, das echte Gefühl. Er konnte nun nichts mehr ſprechen. Und der Weindunſt ſank, ein grauer Schleier, von ihm.

Er ſtand auf, faßte mit beiden Händen nach Felchers Schultern und lehnte den Kopf an ſeine Bruſt. So blieben ſie, die beiden großen Kinder, eine Weile ſtehen. Dann ging Guſtav hinaus. Er ſchritt unter dem Druck einer Stimmung, den er am ganzen Körper ſpürte, durch die Ortsſtraße aufs Feld hinaus. Seit langem ſprangen zum erſten Male wieder die Tränen wie befreiende Worte, wie Tröſter, aus ihm hervor. Er weinte ſich ſatt.

Am nächſten Tag ſuchte er ſchon früh Onkel Fritz auf. Denn er wollte alles ſagen. Aber es kam nicht dazu. Fritz ſchleppte ſchon ſeit mehreren Tagen einen Plan mit ſich herum, den er jetzt Guſtav mitteilte. Er wollte mit ihm nach München fahren.

Guſtav geriet vor Freude außer ſich. Er hatte eine Ahnung, daß alles gut werden würde, wenn Onkel Fritz um ihn ſei. Sie ſprachen ganz naiv über alle Einzelheiten der Reiſe und des Münchner Aufenthalts und beeilten ſich dem alten Felcher Mitteilung zu machen. Er nahm die Neuigkeit ziemlich ſtumpf auf.

Guſtav fieberte nun, nach München zurückzukehren.

Felcher trennte ſich ungern von Guſtav, und je länger, deſto mehr wurmte es ihn auch, daß ſein Bruder mitfahren ſollte. Aber ſie fuhren ſchon an einem der nächſten Tage.

Felcher ſpannte ein und fuhr ſie ſelber zum Bahn-

Digitized by Google

hof. Er tat es jenen jungen Mädchen gleich, die ſich auch nur ſchweren Herzens trennen, aber die Senſationen des Abſchieds als Troſt bis zur Neige auskoſten. Felcher fühlte ſich als der zurückbleibende Einſame. Er hielt Reden an Guſtav. Seinen Bruder überſah er. Er reichte ihm nur mit ſäuerlicher Miene ganz zum Schluſſe die Hand.

Als der Zug abfuhr, ſtand er und winkte und winkte. Guſtav tat das gleiche und dachte an eine ähnliche Szene, wo er auf dem Bahnhof geſtanden war und Felcher aus dem abfahrenden Zuge gewinkt hatte. In Heidelberg...

IV.

Im Dezember ſollte Heinrichs Examen ſein. Er ging in ſchweren Träumen umher. Er ſah in den frühen Schnee und begriff nicht. Er ſah in ein bleiches Frauengeſicht und begriff nicht. Er ſah auf Bücherhaufen und begriff und begriff nicht. Was ſollte er damit? Was ſollten ihm dieſe Bücher? Was wollte dieſe Frau von ihm? Warum gaukelte der Schnee ſo harmlos? Er ſagte nur jeden Tag, daß es bald anderes Wetter geben müſſe, das merke er an ſeinen Schmiſſen. Dann ſeufzte er; denn ſo oft er von ſeinen Schmiſſen ſprach, dachte er an ſeine Studentenzeit, die ſo ſchön war.

Marie umkreiſte ihn in dieſen trüben Tagen zuerſt wie einen Kranken. Sie hatte nicht mehr das Gefühl, mit ihm zu leben, ſondern das andere, ihm auszuweichen. Wenn ſie ſich beim Eſſen gegenüberſaßen und er behäbig und zufrieden zugriff, weil er wenigſtens während der Mahlzeiten vor den Büchern

Digitized by Google

Ruhe hatte, sah sie ihn oft an, als ob sie jemanden suche. Aber sie fand nichts an ihm, was sie hätte zufrieden stellen können. Heinrich war stumpf geworden. Es kam nichts mehr, nichts Männliches und nichts Jugendliches mehr aus ihm heraus. Was Marie sah, war eine Hülle, eine tote, stumme Kruste.

Mehrere Male geschah es, daß sie bei solchen Gelegenheiten leise den Namen ihres Mannes aussprach: „Heinrich!" Sie konnte nicht widerstehen.

Das erstemal sah er nur ganz verwundert auf und sagte: „Was willst du denn?" Das klang abgewandt und verstört.

Darauf schwieg Marie betroffen.

Doch wenige Tage später rang sich ihr wieder sein Name von den Lippen. Heinrich kam aus einem Vorbereitungskurse nach Hause, grüßte kurz, setzte sich an den bereits gedeckten Tisch und begann zu essen. Als er seinen Namen hörte, dachte er, seine Frau wolle ihm etwas erzählen oder ihn nach etwas fragen, vielleicht gar, was sie schon lange nicht mehr getan hatte, nach dem Stand seiner Arbeiten fürs Examen. Er beeilte sich deshalb ihr das Wort abzuschneiden.

„Liebe Frau, ich bin so abgespannt und noch so voll von all dem juristischen Kram, den ich heute wieder in mich habe hineinfressen müssen, daß ich gar nichts denken und reden mag."

Das klang unterwürfig und dabei doch breit. Marie fühlte sich verletzt. Sie stand auf und ging hinaus. Heinrich folgte ihr und fragte schon etwas indigniert, was sie denn habe.

Marie fühlte, wie ihr das Blut heiß zum Kopfe strömte und wie es Flammen gegen die Augen trieb. Sie wollte ihren Mann anklagen. Aber als sie ihre

Digitized by Google

Augen auf ihn heftete, ſah ſie wiederum nichts als eine Hülle, eine Kruſte und ſchwieg.

Der alte Trotz ihrer Kinderzeit kam wieder über ſie — und die Scheu, den Menſchen zu ſagen, was ſie gerade litt.

Sie antwortete kurz: „Ja, ich bin unwohl!“ und verließ Heinrich.

Dieſer lebte ſich in eine dumpfe Entrüſtung über Marie hinein. Er pflegte ſich immer die gleichen Fragen vorzulegen, die er immer in gleicher Weiſe zu ſeinen Gunſten beantwortete; etwa ſo, daß er doch ein überbürdeter, ſchonungsbedürftiger Menſch ſei, daß er ja doch ſeine Frau liebe — er könne kaum in Worte faſſen, wie ſehr —, daß ſie aber doch Geduld und Nachſehen mit ihm haben müſſe, wo er doch vor einer ſo wichtigen und ſchwierigen Entſcheidung ſtehe. Er müſſe doch ſeine Kräfte konſervieren. In ſolchen Augenblicken der Entſchuldigung kam etwas von der Art ſeines Vaters über ihn, ein Verlangen, ja mit ſich ſelbſt zufrieden zu ſein und ſein eigenes ſchweres Los zu beklagen.

Die beiden jungen Menſchen entfernten ſich täglich voneinander. Es gab zwar keinen Morgen und keinen Abend, an dem Heinrich ſeine Frau nicht zärtlich geküßt hätte. Das war er ſo gewöhnt. Aber ſie ſcheute vor ihm zurück. So kam es, daß ſie wieder, wie einſt, ein einſames, in ſich ſelbſt hineinlebendes Menſchenkind wurde.

Die Tragik dieſer Ehe trieb nicht auf einem weiten Strom; ſie kam aus einer unterirdiſchen Quelle plötzlich und heftig an den Tag. Sie paſſen doch nicht zueinander, pflegen die Tanten zu ſagen. Aber das iſt halbe Wahrheit: zwei Menſchen dieſer Art müſſen ſich, müſſen ſich haſſen, wenn ſie das Leben

Digitized by Google

hart nebeneinander ſtellt. Das fahle „Nicht-zu-einander-paſſen" iſt eine Ausrede vor der ſchrecklichen Notwendigkeit des Haſſes.

Heinrich zwar hätte ihr ausweichen können, da er zu den Menſchen gehörte, die ſogar ſich ſelbſt ausweichen. Aber Marie? Sie war dazu begnadet und verflucht, die Härten des Schickſals zu erkennen und zu erleben. Sie brauchte zum Leben und Wachſen Erdreich, in dem ſie feſtwurzelte, — gleichviel ob Glück oder Unglück.

Marie wurde ſtumm. Sie ging dahin, wie eine von einem Dichter geſchaffene Geſtalt durch ihre Tragödie wandelt. Auch Heinrich ſprach nur das Nötigſte. Beiden erſchien daher die Nachricht, daß Onkel Fritz mit Guſtav nach München komme, wie eine Befreiung. Sie atmeten auf und fühlten neue unverbrauchte Luft in ihre Exiſtenz ſtrömen.

Was Marie in den verfloſſenen Wochen kaum bemerkt hatte, weil ſie es nicht bemerken wollte, fühlte ſie jetzt jubelnd: ſie trug ein zweites, noch ungeborenes Leben in ſich. Sie ſagte Heinrich nichts davon. Was ging das ihn an? Er ſollte kein Teil haben an ihrer ſeligſten Seligkeit. Er hatte ſie enttäuſcht. Nein, ihren Freunden Guſtav und Onkel Fritz wollte ſie ihr Glück als Geheimnis entgegentragen. Sie ſollten die erſten ſein, die ſie als Mutter grüßen durften.

Aber ſchließlich konnte ſie ſich auch nicht vor Heinrich verbergen. Er war doch noch nicht ſo verkalkt, daß er nichts von dem verſpürt hätte, was in Marie vorging.

Er fragte ſie nach dem Grunde ihres veränderten Weſens.

Sie ſchwieg zwar, aber das Geheimnis der wer-

Digitized by Google

denden Mutterſchaft ſprach ſo ſtark aus ihr, daß es auch Heinrich ſofort ahnte.

Der Stolz des Mannes erwachte in ihm. Er ſchlug die Hände vors Geſicht und breitete dann die Arme aus, um Marie darin zu empfangen. Er bemerkte nicht, daß ſie wie feſtgewurzelt ſtehen blieb, ſtürzte zu ihr und ſank an ihr nieder. Und wieder entging es ihm, daß ſie ihm ihre Hände entzog, als er ſie küſſen wollte. Er war in einem Taumel des Glücks.

Marie ließ ſich durch dieſen Ausbruch nicht aus ſich herauslocken. Sie ſah ein ſchwächliches Menſchenkind auf dem Boden liegen, hörte es ächzen und ſtöhnen vor Jubel und glaubte ihm nichts als die feige Verzückung eines Augenblickes. Sie ſah ſchon wieder in ſein von der Examensarbeit erſtarrtes Geſicht der nächſten Minute.

Unberührt von der Aufregung ihres Mannes verließ ſie das Zimmer. Heinrich blieb in ſeiner Freude noch eine Weile am Boden knien. Er war in der Stimmung des Siegers. Das Wort Examen rollte ihm wieder wie eine ſchwarze Kugel durch den Sinn. Aber es hatte ſeinen Schrecken verloren. Er, ein Mann, würde damit ſchon fertig werden. Man ſolle ihm nur kommen. Er tue ſeine Pflicht und der Erfolg könne nicht ausbleiben.

Wie wenn ſchon alles Dunkle hinter ihm läge, ſtand er auf. Er ſuchte Marie, fand ſie aber nicht. Dann ging er fort, ein Seliger. Irgendwo traf er einen Verbindungsbruder und lud ihn zu einem Glas Bier ein. Sie trafen an einem Stammtiſch noch mehrere. Heinrich wurde als ſeltner Gaſt lärmend begrüßt. Er fühlte ſich. Er machte kein Hehl aus ſeinem Vaterglück. Man war der Anſicht, daß

Digitized by Google

so etwas gefeiert werden müsse. Die Gesellschaft ging in eine Weinkneipe. In Heinrich brach die alte Lust am Trinken und Singen hervor.

Als schon der Morgen wieder graute, kam er in sinnloser Trunkenheit nach Hause und legte sich angekleidet neben seine Frau zu Bette. Marie fühlte sich angeekelt. Sie fühlte sich beschmutzt.

Zwei leere graue Tage dämmerte sie noch neben Heinrich dahin, dann kamen Gustav und Onkel Fritz. Sie hatten unterwegs einige Tage verbracht, waren in Würzburg und in Nürnberg gewesen und kamen nun wie aus einem andern bunteren Leben in München an.

So traten sie vor Marie hin.

V.

Fritz Felcher saß schüchtern bei Frau Moser. Sie fragte ihn nach hundert Dingen. Er gab die Antworten wie ein Schuljunge. Er kannte diese Frau nicht. Sie war ihm immer fremd gewesen. Er traute ihr kein Herz zu.

Als sie ihn gar nach Gustav fragte, stockte alles in ihm. Ob er wisse, was denn mit Gustav geschehen sei? Wie das komme, daß er so plötzlich abgereist und nun wieder so fröhlich heimgekommen sei?

„Das ist schwer zu sagen, Frau Moser. Gustav hatte immer vieles in sich zu überwinden. Er ist nie glücklich gewesen."

„O doch, er war es in den letzten Jahren, als er mit mir allein lebte."

„Er braucht Liebe."

„Ich habe sie ihm gegeben. Ich habe ihn behütet wie ein kleines Kind. Und nun — nun ist er mir wieder verloren gegangen."

Digitized by Google

„Er iſt aber doch ſo fröhlich.“

„Ja, aber er läßt mich nicht daran teilnehmen. Er lebt wieder an mir vorbei.“

„Soll ich ihm das ſagen? Er hat doch Pflichten gegen Sie. Sie ſind ja ſeine Mutter und haben ſicher viel für ihn getan.“

Frau Moſer erhob ſich. Unter der grauen Haut ihres Geſichtes ſah man das Blut emporſteigen.

„Herr Felcher, Sie reden zu mir, wie wenn ich meinem Sohn ganz fremd wäre und er mir. Sie drängen ſich zwiſchen ihn und mich — Sie ſelbſt, Herr Felcher. Ich weiß das. Wäre ich mit meinem Sohn allein, ſo wäre ihm Glück und Ruhe ſicher — ihm und mir. Aber ſo — ſo muß ich ihn wieder ſeiner Unruhe überlaſſen und ſeinem Unglück. Ich kann nichts tun als warten, bis er wieder zu mir zurückkommt. Herr Felcher, es könnte ſein, daß er ſchon vorher zugrunde geht. Ich kenne ihn beſſer als ihr alle. Er fürchtet ſich vor keinem Tod, wenn ihn ein Leben reizt. Ich hatte ihn eingeſchläfert. Nun habt ihr ihn wieder geweckt.“

Sie ſagte das mit einer harten Stimme, die keine Aufregung durchklingen ließ. Dann ging ſie hinaus.

Fritz war bei ihren letzten Worten aufgeſtanden und hatte ihr zugehört wie ein Schüler der Strafpredigt des Lehrers. Als ſie gegangen war, ſetzte er ſich wieder und dachte ihren Worten nach.

Seit er mit Guſtav von Weißburg weggefahren war, hatte es nichts als Fröhlichkeiten gegeben. Guſtav war ausgelaſſen und laut, Marie in ſtillem Jubel, Heinrich glücklich — und doch hatte er ſelber unbeſtimmte bange Ahnungen nie loswerden können. Nun fand er ſie in den Worten dieſer ihm ſo fremden Frau beſtätigt, aber nicht erklärt.

Digitized by Google

Seine Augen irrten im Zimmer umher. Sie sahen aber nur Fremdes. Er wohnte nun schon eine Woche in diesem Haus, aber es war ihm nichts als ein ungastliches Hotel. Und trotzdem war er hier lieber als in Heinrichs und Maries Wohnung. Dort hätte er sich immer an Maries Hals hängen und weinen mögen. Er liebte die Frau noch inniger, als er das Mädchen geliebt hatte. Nun schien sie ihm ganz reif, reifer als er selbst. Du bist, sagte er im stillen zu ihr, zehn Jahre älter als ich. Du lebst über mir, du gehst über mich hin. Irgendwo in den vielen Büchern, die er gelesen hatte, stand dieses Wort: „Ich kann dir nur Weg sein, kein Ziel." Auch das wiederholte er. Er zitterte, wenn er ihrer nur ansichtig wurde.

Gustav dagegen war ganz unbefangen gegen Marie. Er umkreiste sie wie ein Amateur eine Madonna, die er schon fast gekauft hatte. Gustav fühlte, daß ihm ihre Augen folgten. Aber das wußte er nun ja, daß Heinrich gar nicht lieben könne und daß sie ihm gehöre. Sie schien ihm so sicherer Besitz, daß er gar nicht daran dachte, um sie zu werben. Wozu auch? Sie mußte ihm zufallen wie ein Blatt, das der Wind vom Baume weht. Er hatte nicht umsonst ein paar Jahre lang schöne Frauen geliebt. Sein Wahnsinn legte sich, sobald er nur wußte, daß sie sein werden müsse. Er wurde sicher und überlegen.

Marie merkte das und über ihr Lächeln sanken Schleier. Sie fühlte sich unwissend. Gustav drohte ihr zu entsinken.

Eines Tages holte er sie für Heinrich, der abgehalten war, am Theater ab. Man hatte „Rose Bernd" gespielt und Marie sprach von der Tragödie der Mutter. Gustav ging nicht darauf ein. Marie

Digitized by Google

aber brachte die Rede immer wieder auf Mutterglück und Mutterunglück. Guſtav wußte noch nichts davon, daß ſie ſelbſt einem von beiden entgegengehe. Er wurde einſilbig, weil ihn das Geſpräch langweilte, und verſtummte bald ganz. Sie gingen raſch. Marie dachte, daß es ein Auseinandergehen ſei.

Aber ſie hatte das Bedürfnis, ihren eignen Zuſtand Guſtav zu enthüllen und ſagte etwas Allgemeines dieſer Art.

Guſtav lachte:

„Komiſch, komiſch, zu denken, daß du ſelbſt bald einmal ein Kind zur Welt brächteſt.“

Er blieb ſtehen und ſah ſie lächelnd an, ſo daß ſie auch ſtehenbleiben mußte.

Da verſchwamm ihr ſeine Geſtalt vor den Augen. Sie lehnte ſich ſchwach gegen das Haus, vor dem ſie ſtanden. Aus ihrem Geſicht war alles Zufällige und alles Offenbare gewichen, es war wie in der Nacht ringsum etwas Fernes darin, etwas nicht mehr Feſtzuhaltendes.

Guſtav erſchrak. Marie hatte den Mund halb geöffnet, die Lieder waren herabgefallen. Halb ein Lächeln, halb ein Weinen war in ihrem Geſicht. Die Arme hingen kraftlos am Körper. Da wußte Guſtav alles. Er glaubte ſich aufſchreien zu hören, daß die ganze Stadt davon widerhallte. Aber es blieb ſo ruhig wie in der Kirche. Er ſagte nur leiſe: „Komm, Marie!“

Und ſie gingen wieder ſchweigend nebeneinander und wußten nun alles von ſich. Vor einem Café, das als Treffpunkt vereinbart war, wartete Heinrich und Onkel Fritz. Heinrich fragte, wo ſie beide denn ſo lange geblieben ſeien, das Theater müſſe doch

Digitized by Google

ſchon ſeit einer halben Stunde zu Ende ſein und es ſei ſchon ſo ſpät und er ſei todmüde.

Guſtav und Marie ſtimmten dem Vorſchlag, nach Hauſe zu gehen, freudig zu. Heinrich erklärte auf dem Wege ſeinem Onkel das verwickelte Zenſurſyſtem ſeines bevorſtehenden Examens. In einem Monat ſei er endlich ſo weit.

Als ſich Onkel Fritz und Guſtav von den beiden Eheleuten getrennt hatten, gingen ſie wieder durch tote, halbdunkle Straßen. Fritz Felcher erzählte etwas Gleichgültiges. Guſtav wollte ihm antworten, fand aber keine Worte. Als Fritz nervös ein anderes wiederum gleichgültiges Thema anſchneiden wollte, unterbrach ihn Guſtav:

„Mit Marie iſt etwas. Weißt du ſchon?"

Der Onkel ſagte leichthin:

„Ich wußte, daß Heinrich ſie nicht glücklich machen würde."

Guſtav ſammelte ſich zu einer unzweideutigen Mitteilung. Aber es gelang ihm nicht. Er ſchraubte gewaltſam dieſen Satz aus ſich heraus:

„Aber nein, ſie wird ein großes Glück erleben."

Fritz Felcher verſtand nichts und fragte faſt mit kindlicher Neugier:

„Wieſo denn?"

Da hing ſich Guſtav an ihn und ſtotterte ſchluchzend:

„Sie wird von Heinrich Mutter werden."

Ein eiſerner Druck fiel auf Fritz und er taſtete mit beiden zitternden Händen über ſeine Glatze. Sein Hut fiel zu Boden.

Den beiden war ein Unglück zugeſtoßen, namenlos und ohne Beiſpiel, ſo daß aller Schmerz davor verſagte und alles Jammern verſtummte. Ein Dritter,

Digitized by Google

der ein Recht dazu hatte, hatte sie mißhandelt. Sie durften ihn nicht hassen.

Denn es mußte doch so kommen, wie es jetzt gekommen war. Sie schlichen welk und abgestorben nach Hause.

VI.

Gustav sah sich nun für immer von Marie getrennt. Er wußte nicht, wie er weiterhin leben könne. Vergessen, vergessen — ob man das nicht kann? Er hatte sie ja schon einmal vergessen. Sollte er nicht abermals fliehen? Sogleich bestürmte er sich mit tausend Vorwürfen: Nie, nie wieder fliehen, ausharren, ausharren! Auf der Stelle wollte er zu ihr eilen und ihr zu Füßen stürzen, daß sie ihm seine Untreue verzeihe. Aber sie war ja Heinrich verfallen. Ihm wird sie ein Kind gebären und noch eines und ein drittes und so viele er wolle. War sie nicht ihm, ihm selbst, untreu? Oder nein, sie liebte ihn nicht.

Die schlimmste Verwirrung tobte in Gustav. Er kannte sich nicht mehr. Sein ganzes Denken war in Auflösung begriffen.

Seine Mutter nahm ihn nach dem Mittagessen bei der Hand und hieß ihn sich neben sie setzen. Er folgte ihr widerwillig und fragte barsch, was sie von ihm wolle. Sie antwortete mit fast überlauter Stimme:

„Ich will wissen, was dir fehlt. Du bist wieder krank. Laß dich doch nicht von fremden Menschen übermannen. Bist du nicht einer für sich? Brauchst du dich um andere zu kümmern? Reiß dich los von allen, die dich stören."

Gustav horchte auf. Denn diese Worte kamen

Digitized by Google

ſeinen eigenen Gefühlen entgegen. Er legte ſeinen Kopf gegen den Arm ſeiner Mutter und ruhte von allen Qualen der letzten Tage aus.

Frau Moſer widerſtand dem Verlangen, den Sohn an ſich zu ziehen. Sie wollte, daß er ganz aus freiem Willen zu ihr komme.

Nach einer Weile ſagte ſie:

„Onkel Fritz erinnert dich an die Vergangenheit. Du mußt ſie aber vergeſſen.“

Er ſagte:

„Das will ich.“

Ganz ſchwach kamen dieſe drei Worte hervor.

Frau Moſer ſtrich ihm nun über das ſchon lichte Haar:

„Du biſt mein guter Junge, ich weiß. Du wirſt bei mir bleiben. Wir zwei gehören zuſammen.“

Guſtav ſchwieg wie einer, der alles gutheißt, was man auch mit ihm beginne. Frau Moſer überlegte. Sie wußte, daß Marie wiederum die Urſache dieſes Zuſammenbruchs war. Ob man verreiſen ſolle? Das ſchien ihr zu gewagt. Aber was ſonſt? Sie beſchloß Guſtav ins Bett zu bringen. Er ſollte als krank gelten, wenn er's im äußerlichen Sinne auch nicht war. So hatte ſie ihn am ſicherſten.

Eine halbe Stunde ſpäter lag Guſtav bereits und hatte eine Unterſuchung des von der Mutter nicht unterrichteten, aber dirigierten Hausarztes hinter ſich. Er war nun endgültig und offiziell krank. Frau Moſer ſtrich ſich mit beiden Händen über das bleiche, glühende Geſicht und lächelte. Sie mußte um das bißchen ſpäte Glück kämpfen, aber ſie tat es gern. Sie rechnete jetzt mit der Seele ihres Jungen, wie ſie einſt mit den Geſchäftszahlen ihres Mannes gerechnet hatte.

Digitized by Google

Onkel Fritz ſchlich im Hauſe umher wie ein Schatten, als ihm Frau Moſer ſagte, Guſtav ſei ſchwer krank und es dürfe niemand zu ihm. Zuerſt wollte er ſofort nach Weißburg zurückkehren, tat es aber nicht, ſondern quartierte ſich nur um. Er mietete ſich ein Zimmer in der Stadt.

Heinrich kam ebenfalls, um Guſtav zu beſuchen. Auch er wurde nicht vorgelaſſen. Marie kam nicht. Da ſich Onkel Fritz bei ihr nicht mehr ſehen ließ, ſuchte ſie ihn nach ein paar Tagen ſelbſt auf.

Sie ſaßen ſich wortkarg gegenüber, wie bei einem Trauerbeſuch.

Was mit Guſtav ſei, fragte ſie. Onkel Fritz gab kurz und zitternd zurück, er wiſſe es nicht. Guſtav ſei eben krank: Entkräftung, Fieber und ähnliches.

Marie trat zu Fritz hin und nahm ſeine Hände in die ihren:

„Du mußt mir alles ſagen."

Das ſpitze Geſicht des Onkels wurde noch ſpitzer und dünner. Es drohte ganz in ſich zu verſchwinden. Er ſtand, matt wie ein Greis, auf, um vor Marie zurückzuweichen. Sie hielt ihn aber feſt und erzwang ſich eine Antwort.

Onkel Fritz hauchte ſie wie ein Sterbender hervor:

„Guſtav leidet an dir."

Marie ließ ihn augenblicklich frei. Sie ſtreckte die Arme hoch und atmete tief. Ihr Geſicht leuchtete von der Seligkeit eines Augenblickes und fiel dann jäh in eine tiefe Traurigkeit.

In königlichem Stolze ſprach ſie die Worte, als ob niemand im Zimmer wäre:

„Ja, ich liebe ihn."

Digitized by Google

Zur selben Zeit lag Gustav in Weinkrämpfen. Seine zerbrochene Stimme schrillte durch die Wohnung. Er litt, wie ein Soldat an einem wundenübersäten Körper. Er litt wie ein Kranker, an dessen Eingeweiden der Krebs frißt.

Onkel Fritz unterbrach das Schweigen:

„Und Heinrich?"

Maries Gesicht veränderte sich kaum, als sie erwiderte:

„Er hat keine Seele und hat keinen Mut. Er ist entlarvt."

„Aber du bist doch seine Frau."

„Ich will es nicht mehr sein."

„Aber — — — das Kind — — —?"

Onkel Fritz stammelte die Worte.

„Es ist mein Kind und er soll es nicht mit mir teilen."

Mit diesen Worten sank, was zwischen Marie und Onkel Fritz stand, dahin. Er nahm ihren Kopf in seine Hände und küßte ihr Augen und Mund. Und er zog sie zu sich auf das Sofa, tat ihr den Hut vom Kopf und strich ihr über das schwarze, spröde Haar.

Marie nahm all diese Liebkosungen hin, als ob sie von Gustav, ihrem Geliebten, kämen.

Sie trennten sich beide in Glück und Frieden. Sie sprachen kein Wort von der Zukunft und keines mehr von Gustav.

Als Marie auf die Straße trat, sah ihr Onkel Fritz nach, bis sie um eine Ecke bog. Dann trippelte er nervös im Zimmer auf und ab, stieß einzelne Worte — „ja, nein, gewiß, unbedingt" — hervor und wurde nicht müde, seinen zierlichen Kopf bald bejahend, bald verneinend zu schütteln. Er wollte sich Ruhe erarbeiten. Bald saß er, bald lag er; dann lief

Digitized by Google

er wieder. Sein Blut jagte ſich heiß. Er wurde immer unruhiger und irrer.

Eine namenloſe Schwäche kam über ihn. Da machte er plötzlich mitten im Laufen Halt und kniete nieder, faltete wie ein Kind die Hände zum Himmel und betete zu einem Unſichtbaren, von dem er nichts wußte und an den er nicht glaubte:

„Führe dieſe beiden Kinder zuſammen!"

VII.

Heinrich war ganz klein geworden. Er zählte die Tage und Stunden bis zum Beginn des Examens. Er trug Bücher zuſammen und wühlte darin. Sein Geſicht war fiebrig heiß und rot und ſeine Augen ſahen nichts mehr als Bücher, Paragraphen und Zenſuren.

Er hatte das Bedürfnis zu klagen und machte aus ſeiner Furcht vor dem Examen kein Hehl. Wenn ihm Marie in die Rede fiel, etwa mit der Bitte, ſie doch zu ſchonen (ſie könne ja doch nicht das Examen für ihn machen), wurde er zornig und ſchimpfte hemmungslos: er ſtehe ganz allein, er müſſe das Unglück tragen, wie es komme. Auf ihn nehme kein Menſch Rückſicht. Er kämpfe ſich zu Tode.

Dieſelben Worte ſagte er täglich, und manchmal ſogar einige Male, wie eine Litanei herunter. Er verſchonte damit ebenſowenig das Dienſtmädchen wie ſeine Frau.

Maries Gedanken waren bei dem kranken Guſtav. Sie ſah ihn vor ſich mit wirrem, von Schweiß klebrigem Haar, mit bleichem Geſicht und den großen, umflorten Augen, vor allem aber: ſchweigend, ſchwei-

Digitized by Google

gend. Um ſo plumper ſtolperten die armſeligen Worte ihres Mannes ohne Anfang und Ende in ihre Ohren. Sie ging umher und wußte, daß es bald und ganz plötzlich zwiſchen ihrem Manne und ihr zum offenen, unheilbaren Zerwürfnis kommen müſſe.

In einer Dämmerſtunde, in der ſich alte Erinnerungen und neue Schmerzen in ihr zu wahnſinniger Verzweiflung zuſammenballten, ſchrieb ſie an Onkel Fritz:

„Liebſter Onkel Fritz! Ich flehe Dich an, errette mich und mein Kind vor dieſem Menſchen. O, hätte ich mich doch Guſtav hingegeben, daß er der Vater meines Kindes ſein könnte. Ich habe geſündigt, an Guſtav, an mir und an meinem Kind. Ich muß fort. Komm und nimm mich mit nach Weißburg, daß ich Ruhe finde. Marie.“

Onkel Fritz kam zitternd. Zitternd war er durch die Straßen gelaufen, zitternd ins Haus getreten und zitternd ſchloß er Marie in ſeine Arme. Marie ſelbſt blieb ganz ruhig. Sie ſah ihn nicht an und antwortete ihm nicht auf ſeine Fragen. Das Gefühl, daß ſie aus dieſem Hauſe, aus dem Hauſe ihres Mannes gehen müſſe, hatte ganz von ihr Beſitz ergriffen. Sie konnte es nicht mehr erklären und nicht mehr verteidigen. Es ſchrie in ihr: Fort!

Fritz Felcher konnte ſich ihr nicht entziehen. Sie ſprach kein Wort zu ihm, und doch laſtete auf ihm der Befehl, mit ihr nach Weißburg zu fahren.

Als Heinrich nach Hauſe kam, ſagte ihm Onkel Fritz, ſeine Frau wolle und müſſe fort, nach Weißburg, wo ſie Ruhe habe. Sie könne unmöglich in ihrem Zuſtande die Aufregungen ſeines Examens in der Nähe miterleben. Das könnte das größte Unglück geben.

Digitized by Google

Heinrich sah den Onkel starr und verständnislos an.

„Sie will mich also verlassen? Jetzt, wo ich sie am nötigsten brauchte. Sie ist doch meine Frau. Wenn sie jetzt geht, das ist genau so, wie wenn ich sie in ihrer schweren Stunde verlassen wollte, genau so."

Das sagte er vor sich hin, um sich selbst über die Größe seines Unglücks aufzuklären. Er warf den Kopf dabei in die Höhe wie sein Vater. Es fehlte nur das Rauschen des Bartes.

Onkel Fritz klopfte ihm auf den Rücken, um ihm Mut zu machen. Er empfand Mitleid mit Heinrich.

Als sie zu dreien beim Abendessen zusammensaßen, fiel kein Wort. Man würgte ein paar Bissen hinunter und trennte sich. Vorher aber sagte Onkel Fritz, der inzwischen den Fahrplan studiert hatte: „Wir fahren also morgen früh um 9 Uhr."

Heinrich ging aus und betrank sich.

Auch Onkel Fritz verabschiedete sich unverzüglich und ging eiligst zu Mosers.

Frau Moser saß allein im Wohnzimmer und las. Sie sah aus, wie wenn sie auf die Heimkehr Gustavs wartete. Sie war ruhig und ihrer Sache sicher: Gustav wird schon in einer halben Stunde oder in einer ganzen Stunde, in zwei oder drei oder vier Stunden heimkommen, ganz gewiß.

Dieweilen lag er aber in seinem Bett und phantasierte. Er war körperlich nahezu ganz gesund. Aber die Nervenkrise, die über ihn gekommen war, hatte zur Folge, daß er sich todkrank und unfähig glaubte, auch nur den Kopf zu heben.

Frau Moser führte Onkel Fritz ans Bett. Fritz Felcher wartete darauf, daß sie sich entfernte. Sie tat es aber nicht. Gustav sah Onkel Fritz an, ohne

Digitized by Google

zu verraten, daß er ihm etwas ſagen oder von ihm etwas hören wolle. Er lag teilnahmslos da.

Fritz ſah ſchließlich ein, daß er beginnen müſſe.

„Ich fahre morgen früh mit Marie nach Weißburg.“

Frau Moſer erwiderte raſch und eifrig:

„Das iſt das Beſte.“

„Guſtav, haſt du mir nichts für deine Freundin zu ſagen.“

Frau Moſer wurde ſcharf und abweiſend:

„Guſtav iſt ſchwer krank, man ſoll ihn in Ruhe laſſen.“

„Marie geht von ihrem Manne fort und kehrt nie mehr zu ihm zurück. Sie macht ſich frei. Jawohl, ſie wird niemals mehr zu Heinrich kommen. Sie verachtet ihn.“

Guſtav hörte den freudigen Klang der Stimme und verſtand auch den Sinn der Worte. Aber er fühlte nicht die Bedeutung dieſer Neuigkeit für ſich ſelbſt. Er hatte ſich aufgegeben und lag in grauer Melancholie vergraben. Durch ihre dicke Schicht konnte er ſich nicht hindurcharbeiten zu den Dingen und Menſchen. Er drückte nur Onkel Fritz die Hand.

Frau Moſer kam in Aufregung:

„Was Ihre Nichte tut und was Ihrem Neffen widerfährt, geht uns nichts an. Wir wollen's nicht wiſſen. Wir wollen in Ruhe zwiſchen unſern vier Wänden leben, mein Sohn und ich. Daß Sie es nur einmal wiſſen: Sie ſind uns fremd. Gehen Sie und geben Sie Guſtav Zeit und Gelegenheit geſund zu werden.“

Frau Moſer hatte akzentuiert und wichtig wie ein Advokat geſprochen. Sie fühlte ſelbſt, daß ſie nicht im Recht und nicht im Beſitz war, ſondern beides,

Digitized by Google

das Recht auf Guſtav und den Beſitz Guſtavs, dieſem glatzköpfigen Schwächling abringen müſſe. Sie hoffte ihn einzuſchüchtern. Aber ſie hatte ſich verrechnet.

Guſtav blieb zwar auch jetzt ſtumm, aber Fritz Felcher fühlte ſich auf das heftigſte angegriffen, wo er am leichteſten und tiefſten zu verletzen war.

Schrill trieb ihm die Wut die Worte aus der Kehle:

„Ich hier fremd? Ich an dieſem Bette hier, bei meinem Freunde Guſtav fremd? Er gehört mir ſo gut wie Ihnen, Frau Moſer. Mir gehört er ſogar länger als Ihnen. Ich habe ihn erzogen. Zu mir kam er immer. Ich war ſein Kamerad. Das verſtehen Sie nicht, Frau Moſer, wie wir zwei zueinander ſtanden. Wir ſind Brüder. Ja, Brüder ſind wir!"

Mit dieſen Worten warf ſich Fritz Felcher geradezu aufjubelnd über das Bett und nahm Guſtav in die Arme. Sie lagen Kopf an Kopf. Nun ſchien auch in den Kranken Lebenswärme zu kommen, denn es rannen Tränen aus ſeinen Augen und ſchließlich preßten ſich ſeine Arme ſo feſt um Onkel Fritz, als ob ſie ihn nicht mehr laſſen wollten.

Draußen ſchüttete die Nacht dichte Schneewolken auf die Erde und erfüllte ſich dadurch mit weißen Lichtern. Frau Moſer ſtand zitternd da und ſah in die weiße, kalte Nacht, die hinter dem Fenſter gleißte. Es kam ſie die Verſuchung an, fortzuſtürzen und ſich für immer in die Nacht zu vergraben. Aber ſie ging nur langſam und müde aus dem Zimmer. Sogleich ſaß ſie wieder im Wohnzimmer und las und ſchien auf die Heimkehr ihres Sohnes zu warten. Ihr gegenüber hing ein Bild des alten Moſer an der Wand, das altväteriſche Bild eines ſehr ſorg-

Digitized by Google

fältig frisierten Mannes von dreißig Jahren. Als ihre Augen zufällig an dem Bild haften blieben, dachte sie der Zeit, da sie sich an diesen jungen gleichgültigen Menschen verkauft hatte, und der Zeit, da sie sich an ihm gerächt hatte, und dunkel ahnte sie, daß der Tote sich durch seinen Sohn nun an ihr rächte. War dieser Gustav nicht Blut von seinem Blut, weich und träumerisch, und stand etwas anderes zwischen Mutter und Sohn als der Vater?

Frau Moser las weiter und dachte, daß schon wieder alles gut werden müsse. Gustav werde schon wieder zu ihr, zu seiner Mutter zurückkehren.

Inzwischen wurde Onkel Fritz nicht müde, Gustav von der Liebe Maries und von ihrem großen Leiden zu erzählen. Er war wieder der Onkel Fritz von einst, der seinem Gustav eine Geschichte von traurigen und verwundeten Herzen, aber auch von treuen, treuen Herzen erzählte. Er kam so leidenschaftlich ins Erzählen, daß sich ihm hier und da eine kleine Lüge zwischen seine Worte stahl. Er tat einiges hinzu und ließ einiges weg. Er dichtete einen kleinen Roman.

Gustav trank die Worte ein. Auch er war wieder der kleine, sentimentale Junge und dichtete Fritz Felchers Worte noch tiefer in dunkle, zerfließende Stimmungen hinein. Aber er sprach nicht ein einziges Wort. Die Zunge lag ihm wie angekettet im Munde.

Die beiden großen Kinder nahmen wie kleine unter Tränen und Küssen voneinander Abschied. Onkel Fritz nahm Gustavs schweigendes Versprechen mit, recht bald nach Weißburg nachzukommen.

Als am nächsten Morgen Fritz Felcher Marie in ihrer Wohnung abholte, war Heinrich noch nicht zu-

Digitized by Google

rück. Sie ſuchten ihn im ganzen Hauſe, und tröſteten ſich ſchließlich damit, daß er wohl in irgendeiner Kneipe oder bei irgendeinem Kneipgenoſſen nächtige.

So reiſten ſie ohne Abſchied und ihre Abreiſe ſah einer Flucht ähnlich.

VIII.

Onkel Fritz war auf der Fahrt um Marie bemüht, wie um ein kleines, kränkliches Kind. Er empfand es nach der dumpfen Stimmung der letzten Tage als Rettung, daß Marie nun allein ſeiner Obhut anvertraut war. Er wurde nicht müde, jedem kleinen Luftzug nachzuſpüren und ihn zu beſeitigen, und er ruhte nicht, bis Marie ganz in Schleiern, Tüchern und Jacken eingewickelt war. So oft der Zug hielt, ſorgte er für Brötchen, Kaffee und ähnliche Dinge und aß und trank ſelber mehr, als ihm gut war, nur um Marie zu beweiſen, daß auch ſie etwas zu ſich nehmen müſſe.

Er ſtreichelte ihr das Haar und die bleichen Wangen und nannte ſie ſein Kind, ſein Liebchen, ſeinen Schatz.

Marie mußte über ihn lächeln. Sie ſchalt ihn aus, daß er ſie verwöhne. Er ließ ſie aber kaum zu Wort kommen und erzählte ihr, um ſie abzulenken, die älteſten Dinge als Neuigkeiten. Was Augsburg für eine alte Stadt ſei! Und ob ſie denn die Geſchichte von den Fuggers und den Welſers kenne? Marie verneinte die Fragen abſichtlich. So erzählte er ihr denn. Er dichtete den Liebesroman der ſchönen Welſerin nach und erzählte von den kühnen Handelsfahrten der Familie Fugger. Seine kindliche Klugheit machte dieſe alten Geſchichten neu erzählenswert.

Digitized by Google

Marie kam in eine so leichte, freudige Stimmung, daß sie alles vergaß, was hinter ihr lag und was ihr bevorstand. Sie lachte häufig und unterbrach den Onkel immer wieder in seinen Erzählungen durch scherzhafte Fragen.

Ein heißer Streit entbrannte um den Schneider von Ulm, der um jeden Preis fliegen wollte. Onkel Fritz pries ihn als Helden.

„Siehst du, Kind, das ist die Pflicht von uns Menschen: wir müssen vom Erdboden weg, wenn wir auch noch so schwach sind."

„Aber dann machen wir uns ja lächerlich. Wozu denn fliegen, wenn wir in den Tod fliegen."

„Ei, du kleiner Feigling, ist es nicht schöner in den Lüften zu sterben als in dem dummen Menschengewimmel weiterzuleben."

„Zu leben ist schöner. Man muß aber richtig auf der Erde gehen und leben lernen."

Fritz Felcher suchte nach Argumenten gegen diese Ansicht, die er für philiströs hielt. Plötzlich fiel ihm eines ein.

„Dann hättest du ja auch in München bleiben müssen bei meinem langweiligen Neffen. Aber du bist ihm doch davongeflogen."

„Daß mir's nur nicht so geht wie dem Schneider von Ulm! Dann wünschte ich, ich wäre nicht geflogen."

Da wurde Onkel Fritz ernst und fragte leise:

„Wünschtest du das wirklich?"

Das Gespräch drohte ernst zu werden. Marie hatte aber Angst davor. Sie antwortete laut mit wagrecht vorgestreckten Armen:

„Gott sei Dank, ich fliege ja nicht, ich fahre ja

Digitized by Google

mit meinem Onkelchen und bin bis unter die Naſe eingewickelt."

Onkel Fritz ging ſofort auf dieſen Ton ein.

„Du ſitzeſt da wie mein kleines Kind. Oder nein: wie meine Großmutter, die ſich vor dem Huſten fürchtete."

„Hatteſt du denn eine Großmutter, Onkel?"

„O ja, ſie hatte immer zwanzig Tücher umhängen; ſie fürchtete ſich vor dem Tod und iſt drum auch ſehr früh geſtorben."

„Da leben wir beide ſehr lang, wir fürchten uns nicht, gelt?"

„Scherze nicht, Kleine, ich bin ja ſchon alt und wackelig."

„Du biſt ja noch ein ausgelaſſener Junge, Onkel."

„Wünſche dir keinen Sohn, der mir ähnlich wird."

„Ich wünſche mir ja gar nichts. So wie das kleine Kindchen kommen wird, will ichs lieb haben. Ich will denken, daß es gar nicht anders ſein dürfte als ſo, wie es iſt. Meinetwegen mag's ein Liliputaner werden."

„Du läßt ihm jetzt ſchon ſeinen Willen, wo es noch gar nicht geboren iſt? Das iſt nicht gut. Wenn ich eine Frau wäre und ſollte Mutter werden, würde ich Tag und Nacht nichts denken als dieſes eine: So und nicht ein bißchen anders ſoll mein Kind werden, ſtark und heldiſch und ein Menſch aus lauter Seele. Und ich würde ihm ſchon vor der Geburt ſeinen Namen geben."

„Wie würdeſt du's denn heißen?"

„Fritz!"

Nun lachten ſie beide aus vollem Halſe.

„Wie aber, wenn es ein Mädchen wird."

Darauf antwortete Fritz faſt ganz ernſt:

Digitized by Google

„Das ist ausgeschlossen. So lange ich mich erinnern kann, war bei den Felchers das erste Kind immer ein Knabe. Überhaupt hat es in unserer Familie von jeher wenig Kinder gegeben und fast immer Knaben."

„Du sagst das geradezu, als ob du stolz darauf bist."

„Die Felchers waren immer stolz darauf, aber ich habe ja keine Ursache dazu."

Onkel Fritz kicherte zwar über seinen Witz, aber es hätte nicht viel gefehlt, so wäre er in Klagen darüber ausgebrochen, daß er selbst nicht Vater eines Kindes sei. Marie ließ ihn aber nicht dazu kommen, sondern sagte, indem sie sein schmales Gesicht in ihre kühlen Hände nahm:

„Ich ernenne dich hiermit zum Vater meines Kindes. Ich will es für dich gebären, als ob ich es meiner Liebe zu dir verdankte. Du bist ja so gut zu mir. Du bist mein Vater und sollst auch der Vater meines Kindes sein. Willst du?"

Die Felchers hatten von jeher Sinn für feierliche Momente. Aber einen feierlicheren und heiligeren glaubte Onkel Fritz noch nie erlebt zu haben. Er nahm Maries Hände, die immer noch sein Gesicht umschlossen hielten, in die seinen und bedeckte mit ihnen seine Augen. Denn er fürchtete, daß Marie mehr aus ihnen herauslesen könnte, als ihm lieb war. Er wurde verlegen.

Marie trennte sich lachend von ihm.

„Siehst du, nun habe ich dich beschenkt, wie eine Fürstin."

Onkel Fritz sagte, eher zitternd als lachend, obwohl er so tat, als ob er lachte:

„Du bist ja unsere Königin."

Digitized by Google

„Nein, mein Lieber, deine Märchen von früher ſind vorüber. Jetzt bin ich nur eine Frau, die ihrem Mann davongelaufen iſt, und einen Vater für ihr Kind ſucht.“

Als der Zug in Stuttgart ankam, waren beide in ſo guter Stimmung, daß man ſie für Vergnügungsreiſende hätte halten können. Aber müde waren ſie nun. Sie ſaßen ſich ſtill und etwas verſonnen gegenüber. Jeder ſuchte des andern Gedanken zu erraten und ſich über den andern Gedanken zu machen. Und beide fanden, daß alles ſchön und gut war, ließen ſich von einer angenehmen Müdigkeit übermannen und ſchliefen wie auf Verabredung ein. Manchmal ſchreckte Onkel Fritz auf, tupfte und zupfte an Maries Umhängen herum und kehrte befriedigt zu Schlaf und Träumen zurück.

Als nach etwa einer Stunde Marie, die unruhig, aber ununterbrochen geſchlafen hatte, erwachte, fühlte ſie ſich nicht ganz wohl. Onkel Fritz meinte zwar, das ſei Nervoſität, die vom Schlafen im Zug herrühre. Aber Marie bekam heftiges Erbrechen und ſtöhnte vor Schmerzen, die ſie im ganzen Körper verſpürte. Ihre Lippen waren blaß und ihre Augen ſo umdunkelt, daß ſie im Geſicht zu zerfließen ſchienen. Man merkte ihr an, daß ſie krampfhaft das Weinen unterdrückte.

Onkel Fritz war ratlos. Er wagte ſie nicht mehr anzurühren, weil er fürchtete, ihr wehe zu tun. Er fragte ſie jede Minute, ob die Schmerzen denn immer noch nicht nachließen. Sie gab ihm aber keine Antwort mehr. Er machte ſich Vorwürfe, weil er ſie nicht von dieſer, wie er ſie jetzt nannte, wahnwitzigen Reiſe zurückgehalten habe.

In Mannheim mußten ſie umſteigen. Es ging

Digitized by Google

mühſelig genug vonſtatten. In dem Zug, in den ſie einſtiegen, waren ſie nicht mehr allein im Abteil. Onkel Fritz hielt Folterqualen aus. Er hing mit ſeinen Blicken an Marie, dieſe aber lehnte apathiſch in einer Ecke. Fritz wurde öfters von Bekannten angeſprochen und mußte Rede ſtehen.

Als der Zug endlich am Ziele war, ſtand Kaſpar Felcher und der Pfarrer am Bahnhof. Fritz ſprang raſch aus dem Abteil und erklärte ihnen, daß Marie krank ſei. Die Begrüßung war deshalb kurz und faſt ſtumm. Kaſpar Felcher hatte ſich eine herzliche, joviale Begrüßung ausgedacht; daß er ſie nun unterdrücken mußte, war ihm ſchmerzlich.

Er war mit ſeinem Geſpann am Bahnhof. Sie ſtiegen ein; Fritz gab während der Fahrt Auskunft über Maries Unwohlſein. Marie ſaß wie leblos im Wagen.

Erſt als Felcher vor ſeinem Hauſe hielt und ſie auszuſteigen bat, ſchlug ſie die Augen auf. Die Schmerzen waren gewichen; aber eine tiefe Erſchöpfung hatte ſich ihrer bemächtigt. Sie ſprach ganz leiſe und gequält:

„Ich will nach Hauſe fahren in mein altes Zimmer. Nicht hier...“

Felcher hielt ihr vor, daß ſie bei ſeiner Frau am beſten aufgehoben ſei, wo ſie doch krank ſei. Auch der Pfarrer ſtimmte dem zu und erſt recht Onkel Fritz.

Sie ließ ſich aber von ihrem Willen nicht abbringen und ſagte ganz bitter:

„Was wollt ihr denn von mir? Ich will dorthin, wo ich zu Hauſe bin. Ich will ins Pfarrhaus.“

Sie wurde alſo ins Pfarrhaus gebracht. Onkel Fritz holte inzwiſchen den Arzt. Als dieſer im Pfarrhaus ankam, lag Marie ſchon im Bett. Frau Felcher

Digitized by Google

war bei ihr und empfing den Arzt mit verweinten Augen.

Der Arzt war ein lauter, brutaler Herr, der nach der Unterſuchung augenzwinkernd ſagte: Man kenne das. Das ſeien eben die Umſtände. Zu Befürchtungen beſtehe kein Anlaß. Das ſei nun einmal ſo: Die kleinen Kinder fallen nicht vom Himmel.

Frau Felcher ärgerte ſich über ihn und ſagte, das wiſſe man auch und ob er nichts anzuordnen oder zu verſchreiben habe. Darauf gab er eine Menge Ratſchläge und ſchrieb ein Rezept.

Als er fortgegangen war, im Hausflur von den drei Männern mit Fragen empfangen, ſetzte ſich Frau Felcher ans Bett und weinte ſtill vor ſich hin. Sie hatte ſich ſo darauf gefreut, daß ſie ihre Schwiegertochter in ihrem Hauſe empfangen und bewirten könne, und nun ſaß ſie in einem ihr fremden Haus und hatte eine Kranke zu pflegen.

Marie merkte erſt nach einer Weile, daß Frau Felcher weine, ſie ſagte:

„So weine doch nicht!“

Sie hätte faſt hinzugeſetzt: Mutter. Aber ſie konnte ſich nicht an dieſes Wort, das ihr fremd war, gewöhnen.

Frau Felcher ſagte:

„Du armes Kind.“

„Aber ich fühle mich nur etwas müde.“

„Warum hat dich denn auch Heinrich dieſe lange Reiſe machen laſſen?“

„Mein Mann war mit der Reiſe nicht einverſtanden!“

„Er hätte ſie aber auch verhindern müſſen.“

Marie fühlte ſich zu ſchwach, um jetzt noch etwas zu verheimlichen.

Digitized by Google

„Er hat es nicht verhindern können. Ich bin gegen seinen Willen abgereist."

Frau Felcher vermutete hinter diesen Worten nicht mehr, als daß Marie trotz des Einspruchs ihres Mannes abgereist sei, und glaubte sogar, Marie wolle Heinrich noch entschuldigen.

Der Pfarrer trat ins Zimmer mit einer Medizin. Er war schon wieder beruhigt. Er fuhr Marie über die Hand und ermahnte sie, sich in Geduld zu fassen, es komme nun eine unangenehme Zeit für sie. Aber alles gehe vorüber. Er bat Frau Felcher nach Hause zu gehen, sie könne ja später wiederkommen. Sie ging auch ohne Widerstreben, versprach aber bald wiederzukommen und die Nacht bei Marie zu verbringen. Diesen Entschluß ließ sie sich nicht ausreden. Bevor sie wegging, ließ sie Marie noch die Arznei einnehmen.

Kaum hatte sich die Türe hinter ihr geschlossen, fragte auch der Pfarrer:

„Marie, warum hast du in diesem Zustande die lange Reise unternommen?"

Sie antwortete schlicht:

„Ich habe meinen Mann verlassen, weil ich nicht mehr mit ihm zusammenleben kann. Ich liebe ihn nicht. Er ist ein armseliger Mensch. Ich hasse ihn."

Der Pfarrer konnte vor Bestürzung nichts sagen. Er dachte an *seine* Frau. Schließlich flüsterte er:

„Auch du!"

Da richtete sich Marie jäh im Bett empor und kreischte wie nach einer Beschimpfung auf. Sie sah in ihrem Vater den Feind und schrie: „Geh! Geh!"

Sie war nicht eher ruhig, als bis er gegangen war. Dann sank sie in die Kissen zurück und blickte

Digitized by Google

müde in die Luft. Als Frau Felcher kam, war sie eingeschlafen.

Frau Felcher beugte sich über sie und küßte sie verstohlen ins Haar. Dann begann sie leise im Zimmer aufzuräumen.

IX.

Die Zeit, die nun folgte, könnte man die heroische Zeit im Leben Fritz Felchers nennen. Er stand allen Fragen, Zweifeln und Vorwürfen gegenüber seinen Mann. Er klagte Heinrich an und verteidigte Marie.

Der heftigste Angriff auf ihn kam von einer Seite, von der er ihn nicht erwartet hatte, von Frau Felcher. Er hatte sich stets als Bundesgenosse seiner Schwägerin gefühlt. Er bat sie auch jetzt inständig den Fall von einem „allgemein menschlichen" Standpunkt aus zu betrachten. Das begriff sie nicht. Sie hatte einen Sohn, von dem sie wußte, daß er brav, treu und fleißig sei. Den hatte seine Frau ohne Grund verlassen. Das war ihr Standpunkt — einen anderen wollte sie nicht begreifen und konnte es auch nicht. Sie nahm kein Blatt vor den Mund und schimpfte auf Marie.

„Du bist an allem schuld," sagte sie zu Fritz. „Du hättest dich weigern müssen mit Marie hierher zu fahren. In München hättest du bleiben müssen. Du hast nicht den Mut dazu gehabt. Du hast den Launen deines Lieblings nachgegeben. Aber an uns hast du nicht gedacht. Und auch nicht an die Zukunft! Was soll denn nun werden mit den zweien, oder sogar mit den dreien. Denn am meisten ist das Kind zu bedauern."

Digitized by Google

Solchem Ansturm gegenüber war Fritz versucht, einen Namen zu nennen, der bisher noch von niemandem genannt wurde: den Namen Gustavs. Soweit aber reichte sein Mut nicht. So oft sein Bruder oder sonstwer von Gustav zu sprechen anfing, gab er ausweichende Antworten: es gehe ihm nicht sehr gut, er sei ein leidender Mensch, den man schonen müsse.

Der alte Felcher war sehr kleinlaut. Der Pfarrer hatte zum ersten Male in seinem Leben eine Auseinandersetzung mit ihm gesucht. Felcher brachte es nicht fertig, sich auf die Seite seines Sohnes zu stellen. Der Pfarrer sprach dagegen laut und überzeugt für Heinrich und beklagte sich als den unglücklichen Vater einer solchen Tochter, die sich nicht an das kirchliche Ehegelöbnis halte. Sie habe doch ihrem Manne gar nichts vorzuwerfen.

„Können Sie denn in Ihre Tochter hineinsehen?" hielt ihm Felcher grob entgegen. Der Pfarrer wich aber vor Felcher nicht zurück.

„Ich weiß, was recht und unrecht ist. Das genügt mir."

„Was wollen Sie also tun?"

„Marie muß wieder zu Heinrich zurückkehren."

Nun log Felcher:

„Soviel ich weiß, wird Heinrich sie nicht mehr aufnehmen."

In Wirklichkeit hatte Heinrich auf einen langen Brief seines Vaters, der ihn erst über die Abreise Maries aufklärte, noch gar keine Antwort gegeben.

Der Pfarrer seufzte:

„Was tun? Was tun?"

Da erhob sich Felcher, atmete tief und sprach leiser, als er es je getan hatte:

„Es soll kommen, wie es will. Ich habe Ihre

Digitized by Google

Tochter so lieb, wie wenn es meine eigene wäre. Ich habe ihr nichts zu verzeihen, denn mein Sohn ist ein verkümmerter Mensch. Das weiß ich schon lange. Sie wird unter ihm genug gelitten haben. Sie sollen sich trennen und versuchen, jedes auf seine Art glücklich zu werden."

Diese schlichten Worte waren die Frucht einer in Felchers Leben beispiellosen Selbstbeschränkung. Zwischen die einzelnen Sätzen rollten in seinem Kopfe andere, die er aber nicht aussprach. Sie lauteten ungefähr:

„Ich bin ein Mensch, der sich auf die Welt und auf Menschenherzen versteht. Ihre Tochter ist ein blutendes Herz. Ich habe meinen Sohn schon lange, o schon lange durchschaut, er ist mir unähnlich, wie wenn er nicht mein Fleisch und Blut wäre."

Auch einiges von des Pfarrers eigener Ehe ging ihm durch den Kopf. Aber er unterdrückte es. Ganz innen war er doch ein ganzer Kerl, der alte Felcher! Das kam jetzt, dieses eine Mal, rein und schlicht zur Geltung. Er fühlte selbst etwas Ähnliches und verließ fast lautlos das Zimmer.

Er ging so leise, daß er selbst seinen Schritt auf den Steinfliesen kaum vernahm, durch den Flur des Pfarrhauses, stieg behutsam die Treppe hinauf und trat in Maries Zimmer.

Sie saß in einem breiten gemütlichen Stuhl und las. Sie sah kaum anders aus wie eine Frau, die in Ruhe und Frieden ihrer schweren Stunde entgegensah. Ihr Gesicht war noch härter und gemeißelter als sonst, ihre Augen größer. Die Not ihres Herzens prägte sich nur in den Linien um den Mund herum aus, die fortwährend in nervöser Unruhe bebten.

Digitized by Google

Felcher hätte ſie gerne geküßt, aber er wagte es nicht. Seine Augen wurden heiß. Er fürchtete, daß er weich würde und den Tränen nicht widerſtehen könnte. Drum ſprach er auch nichts. Er folgte der ſchweigenden Aufforderung Maries, ſich zu ſetzen. Sie hatte das Buch in ihren Schoß gelegt und die Hände darauf gefaltet.

Felcher fand keine Worte. Er ſah zum Fenſter hinaus in einen trüben Tag. Es lag Schnee, aber es war milder geworden und der Schnee begann zu ſchmelzen. Der Himmel hing grau über dem Fenſter. Man empfand ihn als etwas Läſtiges.

Marie begann von dem Buch zu erzählen, das ſie las. Es war eine übermütige Geſchichte aus der Großſtadt. Sie erzählte, wie da die Menſchen ſich nicht haſſen und nicht lieben, ſondern ſo eng beieinander wohnen und ſo weit auseinander leben, daß ſie ſich nur zu Vergnügungen und zur Arbeit finden können. Da gibt es, ſagte ſie, kein Unglück und kein Glück zwiſchen den Menſchen.

Felcher war über dieſe Ablenkung froh und nahm tiefen Anteil daran, indem er den Kopf nach allen Richtungen warf, ſeine Hände durchs Haar pflügen ließ und bald ja und bald ach ſagte.

Marie hörte nicht auf mit langſamer, gütiger Stimme von dem Buch zu reden. Felcher war wohl eine halbe Stunde bei ihr, ohne einen Satz geſprochen zu haben. Erſt als er ſich zum Gehen anſchickte, ſagte er mit rauher, faſt ſchluchzender Stimme:

„Nicht wahr, wir wiſſen es ja, daß man ſich überall zurechtfinden muß. Man muß haltſuchen. Nicht wahr, Marie.“

Und nun ging er zu Marie hin und ſtrich ihr

Digitized by Google

kosend über die beiden Hände. Weiter tat und sagte er nichts. Aber als sich nach wiederum fast unhörbarem Abschiedsgruß die Türe hinter ihm geschlossen hatte, war Marie tief bewegt von diesem Besuch. Sie fühlte: Dies ist mein Vater. Aber sie fühlte auch, daß Felcher seinen Sohn preisgebe, — und die Kluft zwischen ihr und Heinrich wurde noch breiter.

Onkel Fritz kam jeden Tag zu ihr. Sie sprachen von Gustav, von dem sie nichts hörten. Fritz Felcher schrieb fast täglich Briefe an ihn, aber er erhielt keine Antwort. Eines Abends aber kam er und las einen langen Brief Heinrichs vor.

Das Examen habe begonnen; es sei so schwer und anstrengend, daß er sich dem Tode nahe fühle. Seine Frau habe ihn also für immer verlassen. Was könne er dagegen tun? Er müsse allein gegen ein Schicksal kämpfen, das stärker sei als er. Ein ehrlicher, anständiger Mensch sei er immer gewesen, und seit Jahren auch fleißig wie kein zweiter. Aber nun müsse er dafür büßen, daß er ein flotter Student gewesen sei. Marie verstehe ihn nicht und habe ihn nie verstanden. Er sei ihr nicht interessant genug. Vielleicht bereue sie einmal diesen Schritt.

Als Fritz Felcher zu Ende war, sah er, daß Marie weinte und ging verzagt nach Hause. Marie setzte sich an den Tisch und schrieb einen Brief an Gustav — einen Brief, wie ihn sonst nur Männer an die Frau zu schreiben pflegen, die sie lieben.

Marie wußte, daß sie sich diesen kranken Menschen erobern und ihn dann gesund und stark machen müsse. Sie ahnte, daß er ohne sie nicht leben könne. Sie war nun ganz zu sich selbst erwacht. Mit dem neuen Leben in ihr war auch eine neue Erkenntnis gewachsen und neue Kraft.

Digitized by Google

X.

Heinrichs Examen war mörderisch. Es tötete alle Gedanken und machte den Verstand zu einer exakt arbeitenden Maschine. Nach der ersten Hälfte war eine Pause von wenigen Tagen. Heinrich ging in seiner Wohnung umher, wie wenn er etwas suchte. Er öffnete die Schränke, in denen Maries Kleider hingen. Er befühlte jedes einzelne Stück und erging sich dabei in stummen Klagen. Er ließ Marie in all diesen Kleidern, in denen er sie schon gesehen hatte, an sich vorüberschreiten. Sie schien ihm zugleich vertraut und entrückt. Er atmete ihren Duft aus den Kleidern ein wie eine ersehnte, fremde Arznei.

Dabei fühlte sich Heinrich nicht unglücklich, sondern er unterhielt sich mit dem, was man Unglück nennt. Er machte sich selbst ein Kompliment, indem er sagte, er betrachte alle diese Dinge als Jurist. Es war soweit mit ihm gekommen, daß er die Abreise seiner Frau nach den Grundsätzen des bürgerlichen Gesetzbuches bewertete. Man nenne derlei „böswilliges Verlassen", dachte er, Paragraph soundsoviel. Er könne auf Wiederherstellung des ehelichen Lebens klagen; denn die Frau sei verpflichtet, den Wohnsitz des Mannes zu teilen. Nach Umfluß eines Jahres könne er dann auf Scheidung klagen, seine Frau werde dann als der schuldige Teil erkannt und ihm das Kind zugesprochen.

Der Gedanke an das Kind vertiefte seine Resignation zur Wehmut. Er versuchte nun, sich Marie mit einem Kind auf dem Arm vorzustellen. Aber es gelang ihm nicht. Sie schritt nur immer an ihm vorüber und der Duft ihrer Kleider war um ihn.

Die Magd kam herein und fragte, ob er das

Digitized by Google

Abendessen zu Hause nehme. Sie war ein rotbäckiges hübsches Mädel von zwanzig Jahren, das sich mit lebendigen Augen umsah. Heinrich erschrak bei ihrem Anblick, wie einer nach einem Traum vor der Wirklichkeit erschrickt. Er sah sie groß an. Dann ging er auf sie zu, nahm sie bei den Händen und sagte:

„Sie sind wenigstens bei mir geblieben."

Das Mädchen lächelte boshaft und suchte sich ihm zu entwinden. Heinrich aber, seiner selbst nicht mehr habhaft, umarmte es und drückte es an sich.

Die Magd flüsterte: „Aber Herr Felcher", stieß ihn zurück und sprang zur Türe hinaus. Sie war nicht entrüstet, aber auch nicht freudig erregt über die Annäherung ihres Herrn. Sie kicherte draußen in der Küche vor sich hin und betrachtete neugierig die geröteten Stellen ihrer Arme, an denen sie Heinrich übermäßig gedrückt hatte.

Heinrich aber stand in tiefster Verwirrung im Zimmer. Plötzlich waren die Kleider nichts mehr, keine Erinnerungen und kein Anreiz zu Träumen mehr. Er roch nicht mehr ihren Duft. Ein anderer, näherer, herberer legte sich ihm auf die Sinne, aber auch dieser fremd, drückend, quälend.

Verstohlen schlich er sich aus dem Hause. Er lief mutlos in den Straßen umher und wußte nicht, was er mit sich anfangen sollte. Die Kaffeehäuser, die er aufsuchte, waren menschenleer. Es war etwa 5 Uhr nachmittags. Da beschloß er, zu Mosers zu gehen.

Frau Moser saß, wie jetzt fast immer, lesend im Wohnzimmer. Sie hatte sich ganz in sich zurückgezogen und war auf der Lauer vor ihrem Sohne. Sie fürchtete, er werde ihr eines Tages doch auf und davon gehen. Und sie wußte, daß er dann nicht mehr zu ihr heimkehren würde. Sie hatte nicht mehr den

Digitized by Google

Mut, ein herzliches Wort zu ihm zu ſagen, weil ſie fürchten mußte, ihn damit zu reizen. Sie lebte unfroh und mutlos dahin.

Heinrich jammerte ihr ein Langes und Breites von ſeinem Examen vor. Sie hörte ihm mit höflicher Teilnahme zu. Als ſie ſeiner Lamentationen überdrüſſig war, erkundigte ſie ſich nach dem Befinden ſeiner Frau. Heinrich ſtarrte ſie ſprachlos an.

„Meine Frau? Die iſt in Weißburg bei ihrem Vater.“

„Sie haben aber doch ſicher Nachricht von ihr, Heinrich!“

„Nachricht? Nein, nichts hab ich von ihr, gar nichts. Sie hat mich verlaſſen.“

Heinrich ſagte das in einem Tone, als ob er mit ſeinem Unglück renommieren wollte.

„Sie hat mich verlaſſen wie einen Fremden, bei dem es ihr nicht mehr gefällt. Sie kann nicht lieben. Sie iſt wie ihr Vater und ihre Mutter. Ich ſtehe nun allein da. Das iſt die ſchwerſte Zeit meines Lebens.“

Heinrich ſagte dieſe Klagen herunter wie einen gelernten Text. Er ſchien nicht einmal zu ſeinem eigenen Unglück ein tieferes Verhältnis zu haben. Frau Moſer verglich ihren Guſtav mit dieſem leeren Menſchen und war ſtolz auf ihr Kind. Sie wollte lieber mit ihm leiden, als daß es ſo von innen heraus kahl und arm ſein ſollte.

Sie ſagte ein paar unbedeutende Worte: Es werde alles ſchon wieder gut werden.

Aber Heinrich fühlte ſich ſchon in ſeiner Rolle:

„Gut werden? Ich bettle nicht, ich bin tief beleidigt von meiner Frau und will, daß ſie ihr Vergehen bereut und wieder gutmacht.“

Digitized by Google

Das klang so anmaßend, daß Frau Moser einen Abscheu vor Heinrich empfand. Sie antwortete ganz schroff:

„Sie tun Ihrer Frau unrecht. Die Arme ist vielleicht nur durch die Aufregungen ihres jetzigen Zustandes irr geworden an Ihnen."

Heinrich stutzte:

„Halten Sie das für möglich?"

Aber er konnte es nicht glauben:

„Nein, ihre Liebe zu mir ist erkaltet."

Da schnitt ihm Frau Moser mit lauter Stimme das Wort ab:

„Wenn das so wäre, könnten Sie ihr dann einen Vorwurf machen? Wer kann für seine Gefühle?"

Frau Mosers Stimme zitterte merklich. Sie hatte sich wieder gesetzt und die Hände in den Schoß gelegt. Sie sah an Heinrich vorbei ins Leere. Er begriff sie nicht. Er sagte sich, daß Marie seine Frau sei und ihn lieben müsse. Im Zimmer war es ganz still. Man hörte das verhaltene Geräusch des schweigenden Hauses. Es war im Zimmer als etwas Nahes und doch nicht Vorhandenes und drückte auf die beiden Menschen. Heinrich war es plötzlich, als sei er eingesargt in diesem Zimmer und in sein eignes Leben, und es gäbe kein Entrinnen daraus.

Er stand auf und ging wie wild auf und ab, um jenes quälende, fremde Grollen des Hauses zum Schweigen zu bringen. Er fand gleichgültige Worte, mit denen er Frau Moser aus ihrem Schweigen herauslocken wollte. Das gelang ihm aber nicht.

In Frau Moser klangen ihre letzten Worte fort: „Wer kann für seine Gefühle!" und schütteten ihr ganzes Leben nochmals vor ihr aus. Sie hätte ihren

Digitized by Google

Schmerz hinausschreien mögen über dieses Leben, das so arm, so arm war.

Heinrich blieb vor ihr stehen:

„Ich habe ganz vergessen, nach Gustav zu fragen."

„Er ist in seinem Zimmer und liest. Er darf jetzt wieder aufstehen. Aber er ist immer noch krank. Sie sprechen am besten nichts von Marie zu ihm. Er regt sich leicht auf und er hat sie doch gern."

Heinrich fuhr fort hin und her zu laufen. Dann blieb er wieder stehen, wie wenn er, was er gesucht, gefunden hätte.

„Ich glaube, daß Gustav zu Marie besser gepaßt hätte als ich. Wir haben uns doch einmal alle drei gleich stark geliebt."

Frau Moser wehrte leichthin ab:

„Das war ein bißchen Kinderliebe. Das verflüchtigt sich mit der Zeit."

Heinrich setzte sich ans Fenster. Er war unruhig. Er fragte, ob er sich noch eine kleine Weile hier ausruhen dürfe. Frau Moser bat ihn, solange er wolle, zu bleiben, sie selbst aber zu entschuldigen, sie habe in der Küche zu tun. Ohne eine Antwort Heinrichs abzuwarten, ging sie aus dem Zimmer.

Heinrich war es recht, daß er nun allein sein konnte. Der Gedanke an Gustav und Marie ging ihm nicht mehr aus dem Kopf. Warum hatte gerade er Marie geheiratet? Er wußte die Antwort: Er hatte sie einmal, ein kleines Vierteljahr vielleicht, recht von Herzen lieb. Seufzend dachte er hinzu: Wir waren so jung damals! Weiter aber: Und jetzt? Er schaute mit zwinkernden Augen gegen den Schnee, der vor dem Fenster lag, und dämmerte einer klaren Antwort auf diese Frage entgegen. Er fand sie nicht. Aber mit einem Male war wieder der Duft aus

Digitized by Google

Maries Kleidern um ihn. Er erschrak davor und stand heftig auf. Wie um zu einem Abschluß zu kommen, ging er hinüber in Gustavs Zimmer.

Gustav lag auf dem Bette. Er hatte die Hände über dem Kopf gefaltet und die Knie ganz an den Leib gezogen. Sein Gesicht war gelb und mit leichten Fältchen übersät, sein Haar ganz licht und wirr. Die Augen lagen tief in ihren Höhlen wie schwarze Schlacken. Er veränderte seine Stellung nicht, als Heinrich ins Zimmer trat. Sein Gruß war kaum hörbar. Als ihm Heinrich die Hand drücken wollte, mußte er sie ihm buchstäblich vom Kopf wegnehmen.

Heinrich war bei diesem Anblick bestürzt und rückte sich still einen Sessel ans Bett wie bei einem Schwerkranken.

Nach langem Schweigen fragte Gustav mit tonloser Stimme, die zu gebrauchen ihm sichtlich Überwindung und Anstrengung kostete:

„Wie geht es deiner Frau?"

Heinrich war ratlos und antwortete verwirrt:

„Ich danke dir, gut."

Gustav schwieg wieder lange. Dann holte er mühsam diese Worte hervor, wie ein Kind, das jetzt erst sprechen lernt:

„Bist du schon Vater?"

„Nein, noch nicht."

Nun faßte Heinrich Mut und fragte Gustav nach seinem Befinden.

Aber er bekam nicht sofort Antwort, sondern erst nach einer Weile fing Gustav zu reden an, und nicht sofort von sich:

„Weißt du, der Winter ist so leis und heimtückisch. Man hört keinen Regen klatschen und keinen Donner rollen. Alles ist zu Todesruhe gefroren, auch

Digitized by Google

der Wind. Was soll man da machen, wenn man krank ist. Da ist man ja tot. Meine Mutter ist auch halbtot, sie stirbt mit mir. Sie liebt mich, glaube ich, zu sehr. Onkel Fritz war einmal bei mir und hat mir von euch erzählt. Es war schön, aber ich meine, es war alles nicht wahr. Ich habe euch alle einmal geliebt, besonders Marie — — —"

Hier brach Gustav ab, wie wenn er den Faden verloren hätte, und griff nach Heinrichs Hand. Er atmete einige Male tief, dann fuhr er fort:

„Aber das ist alles vorbei: Dieses ganze frühere Leben ist eine Lüge. Ich will nun anfangen meine Mutter recht von Herzen zu lieben. Sie wird schon wissen, was sie mit mir anfängt, und ich werde ihr folgen. Ich bin so müde und bin des Hin- und Herlaufens überdrüssig. Meine Mutter ist so lieb zu mir. Ich brauche nicht mit ihr zu reden. Ich kann immer mit mir allein sein."

Heinrich benützte eine Pause, die Gustav wieder machte, um aufzustehen. Er müsse noch arbeiten, sagte er, und deshalb jetzt nach Hause gehen.

Gustav lächelte und sagte Adieu, sonst nichts. Heinrich stammelte noch rasch etwas von seinem Examen. Aber Gustav hörte ihm gar nicht zu.

In krampfhafter Eile holte er Mantel, Hut und Stock, verabschiedete sich in der Küche von Frau Moser und rannte aus dem Hause. Erst als er vor seinen Büchern saß, wurde er wieder ruhig. Das Furchtbare setzte sich ihm als unabänderliche Tatsache, wie wenn es zu einem juristischen Tatbestand gehörte, ins Bewußtsein: Gustav ist wahnsinnig.

Frau Moser ging nach Heinrichs Weggang zu Gustav. Als er sie sah, lachte er leise zu den Worten: „Heinrich war da."

Digitized by Google

Frau Moſer ſtarrte ihn entſetzt an. Das war ja ein fremder Menſch, der zu ihr ſprach. Sie kannte die Stimme nicht, den Ton nicht, ſie kannte vor allem dieſes Lachen nicht, dieſes ſeltſam entrückte, in ſich ſelbſt verſchloſſene Lachen. Und daß er vollends zu ihr überhaupt ſprach, war ihr unheimlich. Denn ſeit er, wie ſie es nannte, wieder zu ihr zurückgekehrt war, hatte er nur das Nötigſte mit ihr geſprochen.

Sie ging ſchweigend aus dem Zimmer. In der Küche brach ſie in heftiges Weinen aus. Auch ſie glaubte, Guſtav ſei wahnſinnig geworden. Nach einigen Minuten hörte ſie ihn nach ihr rufen. In ihrer Beſtürzung vergaß ſie, ihre Augen zu trocknen und trat verweint vor Guſtav hin. Er ſah ſie lange an, ſagte leiſe: „Mutter, du biſt gut zu mir," und ſtreckte die Arme nach ihr aus. Zum erſtenmal konnte Frau Moſer an der Bruſt ihres Sohnes weinen.

Guſtav ſelbſt blieb ruhig. Er ſagte ihr wie einem Kinde ins Ohr:

„Mutter, wir wollen verreiſen."

Sie ſchluchzte:

„Aber wohin denn?"

Er beſann ſich und bat dann mit ſchmeichelnder Stimme:

„Vielleicht nach Wien. Dort war's einmal ſehr ſchön."

Nun hatte Frau Moſer wieder eine Aufgabe und ein Ziel. Das gab ihr neue Feſtigkeit. Sie küßte Guſtav auf den Mund und ſagte:

„Wie du willſt!"

Dann ging ſie und traf alle Vorbereitungen. Sie packte alle Koffer und Kiſten voll, mit Kleidern, Büchern und Papieren, teilte dem Eigentümer des

Digitized by Google

Hauses mit, daß sie auf längere Zeit verreise und entließ ihr Dienstmädchen.

Am andern Tage schon fuhren Mutter und Sohn nach Wien. Gustav war zwar einsilbig, aber körperlich ziemlich elastisch. Er dachte an Marie, Fritz und Heinrich wie an ferne Träume zurück.

XI.

Fritz Felchers Briefe und auch der eine, den Marie selbst geschrieben hatte, waren niemals in Gustavs Hände gekommen. Frau Moser hatte sie ungelesen verbrannt. Sie wollte ihrem Sohne die Aufregungen ersparen. Gustav hätte sie, wenn er von ihnen gewußt hätte, wohl kaum lesen wollen. Die Fäden zwischen ihm und den Menschen in Weißburg waren zerschnitten. Er hatte sich nach ihnen wund und krank gesehnt und konnte nicht mehr.

Marie aber und mit ihr der getreue Onkel Fritz warteten auf ein Lebenszeichen von Gustav wie auf die Erlösung aus einer Gefangenschaft. Die Unsicherheit lähmte sie in allen ihren Gedanken. Sie saßen beieinander und wagten nichts mehr zu sprechen, denn sie fürchteten sich selbst und den andern durch ihre Worte nur noch mutloser zu machen.

Marie trug schwer an ihrem noch ungeborenen Kinde. Sie fühlte sich todesmatt und traute sich nicht die Kraft und den Mut zu, das Kind zur Welt zu bringen. Sie hatte das Gefühl, daß sie gänzlich unfruchtbar sei und daß das Kind in ihrem Leibe verdorren müsse.

Onkel Fritz dagegen klammerte sich mit seinen Hoffnungen an das zu erwartende Kind. Das sollte

Digitized by Google

Marie und ihm Gustav ersetzen. So oft er das Schweigen brach, redete er vom Kind.

„Ob es so schwarz und bleich werden wird wie du?"

Marie blieb die Antwort schuldig. Aber er träumte weiter:

„Es wird schon als Säugling gescheite, tapfere Augen haben. Und Händchen, weißt du, die man nicht anzufassen wagt, weil sie zu zerbrechen drohen. Es wird nicht kahl zur Welt kommen wie die meisten Kinder. Es wird schon viele Haare haben, und seine Stirne wird aussehen wie mit silbernem Pfluge gepflügt."

Hier hielt er ein und besann sich, wo er dergleichen gelesen hatte; aber er fand die Quelle nicht. Er erschrak bei der Vorstellung, daß er diese Worte selber gefunden haben sollte, und brauste sogleich über vor Freude. Das äußerte sich darin, daß er zu Marie hinging und sie küßte. Sie nahm seine Zärtlichkeiten hin wie Tröstungen. Aber sie wußte, daß alles vergeblich war. Das trieb Fritz wiederum in die tiefste Verzweiflung hinein.

Je näher die schwere Stunde heranrückte, desto merklicher entwich das Leben aus Maries Körper. Sie mußte schließlich von ihrem Vater, der ihr eine robuste Fürsorglichkeit entgegenbrachte, und von Onkel Fritz gezwungen werden, das Bett zu verlassen. Der Arzt wollte es. Dann saß sie aber den ganzen Tag in einem Lehnstuhl und war tief erschöpft.

Allmählich wurde sie auch müde, an Gustav zu denken. Es kostete sie Anstrengung, ihn zu erreichen. Zuerst verbanden sie ihre Gedanken unausgesetzt mit

Digitized by Google

ihm. Die innigſte Verwandtſchaft fühlte ſie in der ihnen beiden gemeinſchaftlichen, unglücklichen Jugend. Dieſe hielt ſie ſogar für die Quelle ihrer Liebe. Aber nach und nach türmte ſich ihr eigenes elendes Leben ſo hoch um ſie auf, daß ſie es gar nicht mehr mit einem andern zu vergleichen mochte. Sie verſank in ihr Elend wie in einen Sumpf. Der einzige Menſch, an den ſie noch mit quäleriſcher Vorliebe dachte, war ihre Mutter als eine Genoſſin im Unglück. Sie fragte ſich oft, ob die Mutter wohl ſchon tot ſei, und klammerte ſich daran, daß ſie noch lebe und eines Tages wieder erſcheine.

Onkel Fritz zerſchnitt es das Herz, ſehen zu müſſen, wie Marie ſich im Unglück verlor. Er bot ſeinen Bruder und ſeine Schwägerin auf, ſogar den Pfarrer, um die junge Frau aufzurütteln. Aber jedes Eingreifen des Pfarrers bewirkte das Gegenteil von dem, was es ſollte. Frau Felcher ging nur ungern zu Marie; ſie ſagte, alles, was ſie für dieſe Frau tue, tue ſie gegen ihren Sohn. Und Kaſpar Felcher endlich war kleinmütig und verzagt wie ein verirrtes Kind. Es war ſoweit mit ihm gekommen, daß er ſich ſelbſt nicht mehr intereſſierte. Er tat keine Taten mehr, redete keine Reden mehr, ſondern ging finſter und verſchloſſen umher.

Eines Tages offenbarte ihm ſein Bruder einen Entſchluß. Es war Ende Februar. Von den Dächern ſchoß Waſſer von ſchmelzendem Schnee hernieder, daß man glauben konnte, es regnete. Fritz und Kaſpar Felcher arbeiteten in der Scheune. Fritz fiel das Sprechen ſehr ſchwer. Er glich mit ſeinem ſpitzen Geſicht, in dem die Augen ſo tief lagen, daß ſie auch das Nächſte aus der Ferne anzuſehen ſchienen, einem Geſpenſt. Er ſah ſeinen Bruder ein paarmal

Digitized by Google

von der Seite an, dann faßte er ſich Mut und ſagte leichthin:

„Ich will in den nächſten Tagen nach München fahren — wegen Marie.“

Kaſpar Felcher, der über einem Wagenrade gebückt arbeitete, richtete ſich auf und ſah Fritz verſtändnislos an.

„Was kannſt du dort tun in München? Willſt du ſie wieder mit Heinrich verſöhnen? Ich glaube, das geht nicht, du irrſt dich. Die ſind nicht mehr zuſammenzubringen.“

Nun fühlte Fritz Felcher, daß er den Namen Guſtav nennen müſſe. Und er tat's mit ganz leiſer Stimme, als ob er dadurch die Sache immer noch halb verheimlichen könnte. Als er den einen Satz ausgeſprochen hatte, auf den es ankam, daß nämlich Guſtav und Marie ſich liebten, blieb es zwiſchen den Brüdern eine Minute ſtille. Kaſpar Felcher ſtand da wie ein gefeſſelter Rieſe, auf den man mit Keulen einſchlug, bleich, wund, innerlich weinend.

Als er zu ſprechen begann, klang es nach dem Flüſtern Fritz Felchers, als ob er brülle:

„Und da wartet alſo die Marie auf den Guſtav und du willſt hinfahren und ihn holen.“

Fritz ſagte in beſtimmtem Tone, wenn auch immer noch ganz leiſe:

„Ja, das will ich.“

Der alte Felcher beſtand auch diesmal die Probe und ſtimmte bei: das müſſe er, gegen eine ſolche Liebe dürfe man nicht ankämpfen, ſondern man müſſe ſie unterſtützen.

Beide beſchloſſen, der Frau Felcher nichts vom Vorhaben ihres Schwagers in München zu ſagen, ſondern ihr vorzureden, daß Fritz nach Heinrich ſehen

Digitized by Google

wolle, der so gar nichts von sich hören lasse. Heinrich war nämlich in München auf der Kanzlei eines Rechtsanwalts. Auch Marie erfuhr nichts von der Reise des Onkels Fritz.

Er fuhr an einem der nächsten Tage ab. Sein Bruder begleitete ihn zum Bahnhof und war sehr besorgt um ihn. So nah wie durch dieses Geheimnis und durch diese gemeinsame gute Tat waren die beiden noch nie zueinander gekommen.

Auf der Fahrt faßte Fritz wieder Hoffnung auf eine gute Zukunft. Er dachte schon daran, wie Gustav und Marie verheiratet in Berlin lebten (recht weit, recht weit sollten sie wohnen, also in Berlin), und daß er als der gute, geliebte Onkel, dem sie alles verdankten, zu Besuch komme. Um so bittrer war die Enttäuschung, als er abends, gleich nach seiner Ankunft, die Wohnung verschlossen und jede Spur der ehemaligen Bewohner getilgt fand.

Ganz ratlos suchte er Heinrich auf, den er eigentlich meiden wollte. In seiner ersten Verzweiflung sagte er ihm alles. Heinrich nahm die Sache nicht tragisch. Er sagte, er sei bereit sich scheiden zu lassen, er komme auch allein durch die Welt, aber sein Kind, sein Kind wolle er haben. Das könne er keinen andern Mann überlassen, das sei er seiner Ehre schuldig. Als er das gesagt hatte, nahm er einen übergroßen Schluck Bier aus seinem Glas.

Am nächsten Tage ruhte Onkel Fritz nicht eher, als bis er in Erfahrung gebracht hatte, daß Frau Moser mit ihrem Sohne nach Wien abgereist sei und dort in einer Pension wohne.

Er reiste noch am selben Tage ebenfalls nach Wien. Er war sehr traurig. Wie würde er Gustav finden, todkrank oder untreu?

Digitized by Google

Als er in die Penſion kam, ſagte man ihm, Frau und Herr Moſer ſeien auf mehrere Tage verreiſt. Er ging wieder fort und irrte in den Straßen Wiens umher. Die Stadt kam ihm wie eine entſetzliche, heimtückiſche Rieſin vor. Er wagte niemanden nach irgendetwas zu fragen. Schließlich fand er eine dunkle Ecke in einem Kaffeehauſe. Da ſetzte er ſich hin und blieb ſtundenlang ſitzen. Er ſah Menſchen in ſeltſam fremder, gezwungener Haſt an ſich vorübereilen, hörte ſie in einer kaum verſtändlichen Sprache ſich unterhalten und war überzeugt, daß man keinem von ihnen trauen könne.

Fünf Tage ſaß er in ſeiner dunklen Ecke. Er wagte es nicht, ein anderes Lokal zu betreten. Er wartete und wartete; aber nichts änderte ſich, als daß ihm die Menſchen und ihre Worte vertrauter wurden. Jeden Tag ſchrieb er eine Anſichtskarte an ſeinen Bruder, auf der nur die drei Worte ſtanden: Herzliche Grüße. Fritz.

In Weißburg waren alle ratlos. Sie konnten ſich nicht denken, wo Fritz Felcher hingeraten ſei. Die Leute ſagten, er ſei verrückt, ſonſt würde er nicht in ſeinen alten Tagen das Reiſen anfangen. Kaſpar Felcher war außer ſich. Er fragte ſich hundertmal am Tag: was tut der Menſch in Wien?

Marie dagegen äußerte nicht ein einziges Mal den Wunſch, Fritz Felcher zu ſehen. Sie hatte nur das eine Verlangen, recht bald zu ſterben.

Am ſechſten Tage nach der Ankunft Fritz Felchers kamen Frau Moſer und Guſtav wieder in die Penſion zurück. Sie waren in Italien geweſen. Guſtav war noch im Taumel von der Schönheit Venedigs. Die Mutter riet ihm, ſeine Eindrücke zu Papier zu bringen. Er erwiderte aber aufgebracht, was er ge-

Digitized by Google

ſehen habe, ſei ſein Eigentum, das gebe er nicht fort. Zum Schriftſteller tauge er nicht. Er ſei ſich zu gut dafür, den Leuten ſeine Geheimniſſe preizugeben.

Sie kamen nachts an und erfuhren erſt am nächſten Morgen, daß ein Herr Fritz Felcher ſie ſeit bald einer Woche erwarte. Guſtav lächelte fröhlich auf, als er es hörte.

Frau Moſer aber ſagte erregt:

„Was will denn dieſer Kerl ſchon wieder!"

Guſtav beruhigte ſie:

„Aber der Onkel Fritz iſt immer noch mein Freund."

„Er wird dich wieder krank machen."

Da flog Guſtav ſeiner Mutter an die Bruſt und jubelte: „Nein, nein, nein!"

Er ging ins Zimmer Fritz Felchers, begrüßte ihn burſchikos und zog ihn mit zu ſeiner Mutter. Der arme Onkel Fritz fand keine Worte. Er hatte einen kranken zerbrechlichen Menſchen vorzufinden geglaubt und ſah nun, daß Guſtav geſund und munter ſei. Konnte ein kurzes Vierteljahr alle Liebe und Sehnſucht in Guſtav auslöſchen? War Marie ſeinem Gedächtnis entſchwunden? Aus dem Benehmen Guſtavs beantwortete ſich Fritz Felcher dieſe Fragen mit Ja.

Bis dann ſchließlich die Frage Guſtavs kam, was er — Fritz Felcher — in Wien treibe!

Da wurde es ſtill im Zimmer wie auf einem Friedhof. Frau Moſer hob vor Erwartung beide Hände hoch und preßte ihr Geſicht hinein. Und Guſtav ſelbſt erbleichte vor ſeiner eigenen Frage. Onkel Fritz ſchaute zu Boden. Ganz ſtill war es, nur die Fenſter klirrten leiſe von fernem Geräuſch.

Digitized by Google

Nun wußten alle drei, daß eine Vierte durchs Zimmer schreite, eine Ferne, Unglückliche — Marie.

Gustav setzte sich an den Tisch und vergrub das Gesicht in seine Arme. Seine Mutter trat ihm zur Seite.

Fritz Felcher sagte:

„Ich bin Maries wegen da."

Es gab ihm niemand Antwort. Er fuhr fort, ohne die Augen zu erheben. Weil er mit starren Augen zu Boden sah und zitternd sprach, hatte es den Anschein, als ob er eine Leichenrede hielte:

„Sie erwartet ihr Kind. Aber sie ist sterbenskrank und erwartet auch den Tod. Auf dich, Gustav, hat sie gehofft, und seitdem sie an deinem Kommen verzweifelt, verzweifelt sie auch an ihrem Leben. Ich habe gedacht, ich müsse dir das sagen. Wer weiß, was mit Marie geschieht, während ich bei dir bin. Sie verliert vielleicht den Verstand oder sie stirbt. Denn als ich von ihr wegging, war sie schon von uns allen abgelöst wie eine Irre oder eine Tote. Gustav, ich bitte dich, geh' mit mir zu ihr."

Onkel Fritz weinte. Sein Gesicht war von Tränen überströmt und er tat nichts, sie aufzuhalten. Das Merkwürdigste aber war, daß er sich nun zur Türe wandte und hinausging. Im Flur wurde er von ein paar spielenden Kindern fast umgerannt. Er sagte apathisch: „Laßt mich gehen!" In seinem Zimmer setzte er sich nieder und wartete. Die ganze Trostlosigkeit der letzten Wochen und besonders auch die der letzten Tage war über ihn gekommen.

Gustav sah mit gespanntem Gesicht, das von innerem Feuer weiß geglüht schien, seine Mutter an. Frau Moser sah ein, daß sie sich nun ihren Sohn für alle Zeit gewinnen könne, und sagte zu ihm:

Digitized by Google

„Gustav, wollen wir beide zusammen mit Herrn Felcher nach Weißburg fahren?"

Da stand er müde auf und legte seinen Kopf dankbar an ihre Brust.

Sie sagte:

„Nicht wahr, Gustav, wir wollen zu Marie fahren."

XII.

Als die drei um 2 Uhr nachts in Weißburg ankamen, glaubten sie alles verschlossen zu finden. Sie hatten vergessen zu telegraphieren. Aber im Hause Felcher war überall Licht und Bewegung. Doch fanden sie nur die Dienstboten zu Hause. Die Magd sagte ihnen, am späten Abend sei der junge Herr Heinrich von München angekommen und alles sei im Pfarrhause nebenan, da gebe es etwas Junges.

Das Pfarrhaus lag ruhig und finster da. Wolken zogen rasch durch das Mondlicht und sahen rosig und friedlich aus. Das Pfarrhaus aber glich einem versteinerten Gespenst.

Das Tor stand offen. Es lag im Dunklen, während der Garten hinter dem Haus im hellsten Mondlicht floß. Die drei Menschen betraten schweigend den Hof, stiegen die steinerne Treppe hinauf, gingen leise durch den Flur und wieder eine Treppe hinauf und wieder in einen Flur. Da standen eng zusammen Kaspar Felcher, seine Frau und Heinrich. Sie begrüßten die Ankommenden, als ob sie sie erwartet hätten.

Niemand wagte zu fragen. Alle schienen alles zu wissen.

Sie standen vielleicht eine Viertelstunde, da wurde

Digitized by Google

eine Tür geöffnet. Der Arzt erschien und winkte hastig. Sie gingen ins Zimmer.

Der Pfarrer stand in einer Ecke und ein zweiter Arzt und eine Hebamme hantierten am Bette, in dem Marie lag.

Der erste Arzt deutete auf eine kleine weiße Wiege und sagte: „Tot." Ein großer weißer Schleier lag über das zierliche, glitzernde Bettchen gebreitet.

Die sechs Menschen traten ans Bett. Marie lag mit geschlossenen Augen da. Ihr Gesicht war bis zur Unkenntlichkeit verzerrt. Sie hatte die Arme in den Gelenken nach oben abgebogen, so daß die zusammengekrampften Hände hart am Kinn lagen. Der zweite Arzt wich nicht von der Stelle.

Man hörte im Zimmer stilles Weinen. Es floß wie rinnendes Blut durch die Luft. Gustav und Heinrich kamen zu beiden Seiten des Arztes zu stehen. Der Arzt sah sehr jung aus; es war ein hervorragend tüchtiger Privatdozent aus Heidelberg, den man telegraphisch herbeigeholt hatte, als Hebamme und Dorfarzt an ihrer Kunst verzweifelten.

Gustav und Heinrich starrten auf Maries Gesicht. Nach einigen Minuten öffnete sie die Augen, sah aber niemanden. Man merkte, wie sie ein Zittern überlief. Die Decken bewegten sich leise. Nach wieder einigen Minuten öffnete sie zum zweiten Male die Augen. Das Zittern verstärkte sich, dann fiel ihr Körper zusammen und die Augen erloschen.

Der junge Arzt nahm den Kneifer von der Nase und sagte:

„Sie hat ausgelitten."

Das Weinen im Zimmer verstärkte sich, ward aber sogleich zerrissen durch ein entsetzliches Kreischen.

Digitized by Google

Onkel Fritz stürzte, vor Schmerz brüllend wie ein Tier über das Bett. Die andern wichen zurück. Kaspar Felcher fiel auf einen Stuhl und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen. Er weinte wie ein Kind.

Heinrich und Gustav standen immer noch am Bett und legten ihre Hände auf Onkel Fritz. Erst als der Pfarrer herzutrat, um seiner Tochter die Augen zuzudrücken, wichen sie zurück.

Da trafen sich von ungefähr ihre Blicke. Und jeder sah in den Augen des andern Feindschaft und Haß.

Ende

Digitized by Google

Frauenbund

zur Ehrung deutscher Dichter
gegründet 3. Juli 1909
zu Darmstadt

Mitgliederverzeichnis
1917

Digitized by Google

Digitized by Google

Der geschäftsführende Vorstand:

Frau Ida Schoeller, Düren, 1. Vorsitzende
Frau Geheimrat Dr. Litzmann, Bonn, 2. Vorsitzende
Frau Kommerzienrat Rudolf Schoeller, Düren, Schatzmeisterin
Fräulein Thekla Rudorff, Wiesbaden, Schriftführerin

Der erweiterte Vorstand:

Barmen: Frau Addy Schulz
Bensheim: Frau Kommerzienrat Euler
Berlin-Schöneberg: Frau Oberbürgermeister Dominicus
Bielefeld: Frau Justizrat Ohly
Bonn: Frau Geheimrat Schultze
„ Frau Professor Schiedermaier
Coblenz: Frau Geheimrat von Oswald
„ Frau Regierungsrat Snethlage
Cöln: Frau Ottilie von Schnitzler
Dortmund: Frau Konsul Robert Hoesch
Düsseldorf: Fräulein Minna Blanckertz
„ Frau Bergrat Behrens
Elberfeld: Frau Regierungsrat Witte
Frankfurt a. M.: Frau Paul Hirsch
Hagen: Frau Irma Graeve
Halle a. d. S.: Frau Justizrat Köhler-Dieck
Langerwehe: Frau Irma Hasenclever
Leipzig: Frau Professor Dr. Georg Witkowski
Lodz: Frau Martha Schulz
Mannheim: Frau Julie Bassermann
„ Frau Kommerzienrat Röchling
„ Frau Dor Thorbecke
Merzig: Frau Präsident Haniel
Minden: Frau Regierungsrat Moldehnke
Mülheim a. d. Ruhr: Frau M. Niebel
St. Johann-Saarbrücken: Frau Adolf Ehrhardt
Trier: Frau Professor Dr. Hettner
Uerdingen: Frau Rudolf Wedekind
Weimar: Frau Professor Dr. Schüddekopf
Wiesbaden: Frau Dr. H. Stempel
Worms: Fräulein Anna Reinhart
Zürich: Frau Dr. Ernst Schwarzenbach

Digitized by Google

Lese-Ausschuß:

Frau Geheimrat Prof. Dr. Litzmann, Bonn, Vorsitzende
Frau Marie von Bunsen, Berlin
Frau Wirkl. Geh. Regierungsrat Clemen, Bonn
Frau Dr. Eulenberg, Kaiserswerth
Ihre Exzellenz Baronin von Heyking, Crossen i. S.
Frau Christine Merkel, Hamm i. W.
Frau Alfred Neven-Dumont, Cöln
Fräulein Clara Roger, Frankfurt a. M.
Fräulein Thekla Rudorff, Wiesbaden
Frau Ida Schoeller, Düren
Frau Kommerzienrat Rudolf Schoeller, Düren
Frau Regierungsrat Witte, Elberfeld

Rechnungsprüfer:

Herr Gustav Renker, Düren

Digitized by Google

Mitgliederliste.

Aachen (16)
Frau Konsul Paula Brockhoff
Frau Max Erkens
Frau Fritz von Halfern
Frau Polizeipräsident von Hamacher
Fräulein Berta Herren
Frau Ernst Hirtz
Fräulein Anna Honigmann
Frau Kastner-Kirdorf
Frau Geheimrat Kirdorf
Frau Max Kirdorf-Suermondt
Frau A. von Luttitz
Frau Berta Peltzer
Frau Eugen Peltzer
Frau Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Schmid
Fräulein Maria Storp
Frau Präsident Wette

Alten-Plathow b. Genthin
Frau Martha von Treskow

Alzey (Rheinpfalz)
Frau Kreisamtmann Reinhart

Amöneburg b. Biebrich
Frau Otto Dyckerhoff

Antwerpen (2)
Frau Richard Rhodius
Frau Valentin Schoeller

Baden-Baden (3)
Frau Adele Borchard
Frau Léon Pétry
Frau Carina Scheitlin

Baden, Schweiz (3)
Frau Victoire Boveri
Frau Direktor L. Dotzenheimer
Frau Dr. Markwalder

Bamberg
Freifrau Hertha von Seefried auf Buttenheim

Barmen (26)
Frau Abdy Schulz, M. d. e. V.
Frau Eduard Braselmann
Frau Richard Bredt-Schüll
Frau Emil Bremme
Frau H. Brüninghaus
Frau Martha Conradi
Fräulein Margreth Erbslöh
Frau Walter Erbslöh
Fräulein Anna von Eynern
Frau Gustav Adolf Grote
Frau Kommerzienrat Theod. Hinsberg
Herr Karl W. Jäger
Frau Grete Jung
Frau Dr. jur. von Knapp
Frau Eugenie Kreuzler
Frau Medizinalrat Dr. Kriege
Frau C. A. Kruse
Frau Carl Neumann
Frau Anna Platzhoff
Fräulein Hedwig Schmahl
Frau Cécile Vorwerk-Blank
Frau Ludwig Weerth
Frau Dr. Wesenfeld
Frau Albert Wever
Frau Kommerzienrat Dr. E. Wittenstein
Frau W. Wittenstein

Digitized by Google

Basel (Schweiz) (2)

Frau Finy Doetsch-Benziger
Frau Otto Röchling

Benrath a. Rh.

Frau Dr. Rudolf Esch von Beckerath

Bensheim a. d. Bergstr.

Frau Kommerzienrat Euler M. d. e. V.

Berg.-Gladbach (2)

Frau Kommerzienrat Zanders
Frau Hella Zweiffel-Weiler

Bergedorf b. Hamburg

Fräulein Julia Weiße

Berlin Groß-Berlin (41)

Frau Oberbürgermeister Dominicus, M. d. e. V.
Frau Marie von Bunsen, M. d. L. A.
Frau Melinka Luise Aschoff
Frau Therese Balke
Fräulein Lili Beerli
Frau Toni Benario
Frau Leutnant von Berghes
Herr Stadtrat Syndikus Hans Bergmann
Frau Dr. Kurt Budy
Frau Geheimrat Alice Dombois
Frau Tilla Durieux, Kgl. Hofschauspielerin
Frau Dr. M. Dreeger
Frau Dr. E. Flatow
Frau Konsul P. Gaertner geb. Knoop
Frau Reg.-Assessor a. D. Gennes
Frau Patentanwalt Goldberg
Ihre Exzell. Frau Martha von Hagens
Frau Paul Hamm
Frau Clara Harkort
Frau Major von Heiligenstedt
Frau Dr. Heide-Schroeder
Frau Konsul Ernst Hengstenberg
Frau Mathilde Hengstenberg
Frau Erna Heergersberg-Storp
Frau Direktor Max K. Herzberg
Frau Elisabeth von der Heydt
Frau Hela Hoeckner geb. Miquel
Frau Elly Keetman
Frau Geheimrat J. Knobloch
Frau Baurat Krause
Frau Helene Krauß
Frau Julie Nebelmann
Frau Dr. J. Oppenheimer
Frau Dr. Osthoff
Freifrau von Palm, geb. v. d. Heydt
Frau Marta von Pellken
Frau Kapitän z. S. Retzmann
Frau Bankdirektor Schlitter
Frau Dr. Schönenberger
Frau Anna Strauß
Frau Gräfin von Westerholt

Bielefeld (11)

Frau Justizrat Ohly, M. d. e. V.
Frau Justizrat Bock
Frau Marta Bozi
Frau Erich Delius

Digitized by Google

Frau Rechtsanwalt Faßbender
Frau Dr. Groneweg
Frau Justizrat Heidsiek
Fräulein Emilie von Laer
Frau Carl Lohmann
Fräulein Dr. Annemarie Morisse
Frau Landgerichtspräsident Waitz

Bielstein, Rheinland
Frau Carl Haas

Bochum i. W. (4)
Frau Erster Staatsanwalt Dr. Goebicke
Frau Landrichter Dr. Grundig
Frau Bankdirektor Mahnert
Frau Justizrat Dr. Mummenhoff

Bonn (54)
Frau Geheimrat Prof. Dr. Litzmann, 2. Vorsitzende
Frau Geheimrat Schultze, M. d. e. V.
Frau Prof. Dr. Schiedermaier, M. d. e. V.
Frau Geheimrat Prof. Dr. Clemen, M. d. L. A.
Frau General von Arnim
Frau Major Bullrich
Frau Professor Bunge
Frau Dr. Cords
Frau Amtsgerichtsrat Daniel
Frau Paula Duelberg
Frau Prof. Dr. Enders
Frau Prof. Dr. Finkelnburg
Frau Th. Fleitmann
Frau Dr. Frensberg
Frau Sophie Gerhardt
Frau Prof. Graff
Frau Prof. Dr. Carl Grube
Frau Prof. Grüters
Frau Franz Guilleaume
Frau Geh. Rat Hammerschmidt
Frau Baurat Herzberg
Frau Geheimrat Hövermann
Frau Marie Luise Huyssen geb. Rückert
Frau Landgerichtspräsident Junkermann
Fräulein Ellen Kalthoff
Frau H. Klamroth
Frau Geheimrat Krüger
Frau Dr. phil. Gertrud Küster
Frau Prof. A. Landsberg
Herr Geheimrat Prof. Dr. Litzmann
Fräulein Elisabeth Litzmann
Fräulein Johanna Marx
Frau Maria Merckens
Frau Elisabeth Neubig
Frau Leonore Niessen-Deiters
Frau Bauinspektor Oehlmann
Frau Prof. Pflüger
Frau Dr. Kurt Poensgen
Frau Johanna Poppe
Frau Liese Price geb. Prym
Frau Oscar Prym
Frau Dr. Rick
Fräulein Isabel Romanes
Frau Prof. Ruhland
Frau Geheimrat Prof. Rumpf
Frau Geheimrat Schede
Frau Direktor Schumm-Walter
Frau Geheimrat Selve
Frau Geheimrat Steinmann
Frau J. P. Tonger
Frau Rechtsanwalt Wassermeyer II

Digitized by Google

Frau Margarethe L. Windhorst
Frau Prof. Wygodzinski
Frau Geheimrat Zitelmann
Frau Konsul Zuntz

Brebach a. d. Saar
Frau Sanitätsrat Dr. Baentsch

Bremen (2)
Frau Erich Fabarnes
Frau Wanda Frischen-Carus

Breslau (2)
Frau Direktor M. Lipp
Frau Amela Unger

Büderich b. Düsseldorf
Frau Dr. Käte Maase

Büdingen
Frau Dr. Welmer

Brüssel
Frau Elvire Bacharach

Büren Westf.
Fräulein Ida Aronstein

Carlshafen a. W.
Fräulein Hede Hohenberg

Coblenz (22)
Frau Geheimrat von Oswald, M. d. e. V.
Frau Regierungsrat Snethlage, M. d. e. V.
Frau Oberregierungsrat Brückner
Frau Justizrat Gräff
Frau Prof. Dr. Heidsieck
Frau Therese Junkerstorff
Frau Auguste Kleist
Frau Archivrat Dr. R. Knipping
Frau Maria Kramer
Frau Dr. Otto Landau
Frau Willy Mayer Alberti
Frau Dr. Michel
Frau Forstmeister Mohr
Frau Oberregierungsrat Momm
Frau Regierungspräsident Scherenberg
Frau Oberbürgermeister Schneller
Frau Georg Seligmann
Frau Kommerzienrat Seligmann
Frau Geheimrat Spaeter
Frau Oberleutnant Voigt geb. v. Wussow
Fräulein M. Voß
Frau Sanitätsrat Dr. Wolf

Cöln (52)
Frau Ottilie von Schnitzler, M. d. e. V.
Frau Alfred Neven-Du Mont, M. d. L. A.
Frau Kom.-Rat Dr. jur. Albert Ahn
Frau M. Bachem-Sieger
Frau Carl Th. v. Deichmann
Frau Justizrat Eltzbacher
Fräulein H. Endemann
Frau Geheimrat Esser
Frau Maria Eul
Frau Leopold Frank
Fräulein Hella Frensberg
Frau Dr. Gaul
Frau Friedrich Grüneberg
Frau Hilla Gruenwald
Frau Kom.-Rat Arnold von Guilleaume
Frau Senatspräsident Günther
Frau Kom.-Rat Albert Heimann
Frau Geh. San.-Rat Heimsoeth

Digitized by Google

Frau Emil Hellmers
Frau Hugo Herz
Frau Kom.-Rat Wilhelm Heyer
Frau Carl von Joest
Frau Heinrich Kiel
Frau Kom.-Rat Fritz von Langen
Frau Adolf Leven
Frau Dr. Margarethe Loehmer
Frau Felix von Mallinckrodt
Frau Kom.-Rat Dr. G. v. Mallinckrodt
Frau Marguerite Matthis
Frau Walter Meynen
Frau Konsul A. Mudra
Frau Geh. Kom.-Rat Neven-Du Mont
Frau Dr. med. Nolden
Frau August C. W. Nolte
Frau Emil Oelbermann
Frau Carl Peters
Frau Lina Piel-Weber
Frau Geheimrat A. Samelson
Fräulein Mella v. Schnitzler
Frau Geh. Kom.-Rat Robert Schnitzler
Frau Justizrat Victor Schnitzler.
Fräulein Greta Schwab
Frau Carl Theod. Soelling
Frau Konsul Heinrich von Stein
Frau Paul Stein
Frau Eugenie Steinberg
Frau Paula Stierstadt
Frau W. Stühlen
Frau Leonhard Tietz
Frau Maria Traine
Frau Georg Friedr. Vowinkel
Frau Dr. H. Weiler

Crefeld (8)

Frau Baronin von Boetzelaer
Fräulein Martha Brüning
Frau Julius Clauß
Frau Dr. Fritz Deuß
Frau Eugen Jacobs
Fräulein Else Peltzer
Fräulein Irma Wolff

Crossen i. S.

Ihre Exzellenz Baronin von Heyking, M. d. L. A.

Darmstadt (28)

Frau Justizrat Dr. Bender
Frau Felix Bonte
Ihre Exzellenz Frau Minister Dittmar
Frau Direktor Elias
Frau Carl Flinsch
Frau Marta Haniel
Frau Geheimrat Dr. M. Happel
Frau Geh. Forstrat Heinemann
Ihre Exzellenz Freifrau Max von Heyl
Frau Gertrud Hoehn
Frau Geh. Oberbaurat Hofmann
Fräulein Emilie Knorr
Frau Hofrat Anna Köch
Frau von Kraemer-Elsterstein
Frau Sanitätsrat von Maurer
Frau Kom.-Rat Roeder
Ihre Exzellenz Frau Staatsminister Rothe
Herr Buchhändler Saeng
Freifrau Wilfried von Schenck zu Schweinsberg
Frau Ferdinand Schmidt
Frau Major Schoerke

Digitized by Google

Fräulein Tilla Schröder
Fräulein Lili M. Schultheiß
Frau Gottfried Schwab
Frau Major Selzam
Frau Reg.-Rat Freifrau L. von Starck
Frau Kom.-Rat Eugen Trier
Freifrau Elsa Laura von Wolzogen

Degerloch (Württemb.)

Frau Gretel Pfennig-Eisenlohr

Detmold, Lippe

Frau Franz Krohn

Dillenburg a. d. Lahn

Fräulein Ria Schramm

Dippelshof b. Darmstadt

Frau Oberstleutnant Bullrich

Dortmund (12)

Frau Konsul Robert Hoesch, M. d. e. V.
Frau Olga Brügmann
Frau Dr. Brunck
Frau Dr. jur. Arnold Cremer
Frau Oberbürgermeister Eichhoff
Frau Johanna Fränkel
Frau Konsul Hild
Frau Christel Kirchhoff
Frau Dr. Overbeck
Frau Bankdirektor Tegeler
Frau Henny Tull
Frau Dr. Wagenknecht

Dresden (4)

Herr Graf Kuno von Hardenberg
Frau Kommerzienrat Ellen Hoesch
Herr Dr. med. Eduard Krauß
Frau Dr. Alphons Paquet-Steinhausen

Düren (66)

Frau Ida Schoeller, 1. Vorsitzende
Frau Kom.-Rat Rudolf Schoeller, Schatzmeisterin
Frau Emma von Eynern, stellvertr. Schatzmeisterin
Fräulein Marthe Apffel
Frau Felix Banning
Frau Anna Beck
Frau Ernst Benrath
Frau Carl Bücklers
Frau Fritz Busch
Frau Walter Corty
Frau Louis Draemann
Frau Robert Emmel
Frau Stadtbaurat Faensen
Fräulein Marie Fonrobert
Frau Else von Gartzen
Frau Paula Goldschmidt
Frau Karl Gronarz
Frau Direktor C. Gunkel
Frau Chr. Ivo Heimbach
Frau Regierungsrat Hesselt
Frau Bernhard Heyder
Frau Robert Hoesch
Fräulein Johanna Itzenplitz
Frau Paul Kappler
Frau Landrat Kesselkaul
Frau Oberbürgermeister Klotz
Frau Karl Krafft
Frau Leopold Krafft
Frau Fritz Kunkel
Frau Dr. Lintzbach
Frau Dr. Littaur
Frau Carl Münch
Fräulein Hedwig Niemeyer
Frau Assessor Osterloh
Frau Leopold Peill jr.
Frau Felix Peltzer

Digitized by Google

Frau Amtsrichter Pretzell
Frau Gustav Renker
Frau Dr. Richard Rhodius
Frau Fritz Schleicher
Frau Otto Schleicher
Frau Albert Schoeller
Frau Alfred Schoeller
Frau Arno Schoeller
Frau Geh. Kommerzienrat Arnold Schoeller
Frau Cäsar Schoeller
Frau Carl Schoeller
Frau Kommerzienrat Heinrich Schoeller
Fräulein Helene Schoeller
Frau Hermann Schoeller
Frau Leo Schoeller
Frau Paul Schoeller
Frau Philipp Schoeller
Frau Victor Schoeller
Frau Cäsar Schüll
Frau Felix Schüll
Frau Gustav Schüll
Frau Richard Schüll
Frau Walter Schüll
Frau Christel Schumacher
Fräulein Luise Schürmann
Frau Notar Dr. Sendler
Frau Direktor Semt
Frau C. H. Seybold
Frau Emil Wergifosse
Frau Maria Wingerath

Duisburg (10)

Frau Oberbürgermeister Dr. Jarres, M. d. e. V.
Frau Dr. Altland
Frau S. Epstein
Frau M. Esch-Hoerle
Frau Direktor Filius
Frau Pfarrer Haun
Frau Kommerzienrat Lehnkering
Frau Richard Liebknecht
Frau Regierungsrat Mally Meiweg
Frau Amtsrichter Dr. Siebel

Düsseldorf (89)

Frau Bergrat Behrens, M. d. e. V.
Fräulein Minna Blanckertz, M. d. e. V.
Frau Geheimrat August Bagel
Fräulein Adele Baum
Frau Elisabeth Blanckertz
Frau Auguste Billing
Frau Direktor Callsen
Frau Major Courth
Frau Ellen Cramer
Frau Ernst Cramer
Fräulein Lotti Dahl
Fräulein Elisabeth Dahl
Frau Franz Dauter
Frau Baronin von Diergardt
Frau Achille Dreher
Frau Paul Eichwald
Frau Alfred Flechtheim
Frau Frese geb. Bönniger
Frau Anka von Gahlen
Frau Paul Grohmann
Frau August Günther
Fräulein Ottilie Günther
Frau Geheimrat Franz Haniel
Frau Kammerherr von Heßberg
Frau Dr. Höchst
Frau Prof. Dr. A. Hoffmann
Frau Hedwig Kneist
Frau Oberregierungsrat Koenigs
Frau Professor Hans Kohlschein
Frau Albert Krauß
Frau Carl Krauß
Frau Geheimrat Landau
Frau Regierungsrat Menz

Digitized by Google

Fräulein Berta Niebel
Frau Fritz Niebel
Frau Elsa Nörrenberg
Frau Prof. Georges Oeder
Frau Dr. Albert Poensgen
Fräulein Marta Poensgen
Frau Rechtsanwalt Presser
Frau Henny Reusing
Rheinischer Frauenklub
Frau Professor Schill
Frau Dr. M. Schmidt-Selzer
Frau Valesca Schmitz
Frau Kommerzienrat Schmitz-Scholl
Frau Else Sohn
Frau Alexander Thielen
Frau Dr. A. Trescher
Frau Wilhelm Voßwinkel
Frau Hella Werner
Frau Toni Weygand
Frau Regierungsrat Wilke
Frau Hermann Wuppermann

Egmond-Hoef, N.-Holland

Frau Luise van den Arend

Eisenach

Frau Irmgard von Gilsa geb. von Daun

Elberfeld

Frau Regierungsrat Witte. M. d. L. A.
Frau Gustav Baum
Frau Geheimrat Fritz Bayer
Frau Rechtsanwalt Beitzke
Frau Helene Blank-Bauer
Frau Paul Boeddinghausen.
Frau Konsul Paul Boeddinghaus
Frau Wilhelm Boeddinghaus
Frau Geh. Reg.Rat von Boettinger
Frau Carl Dunklenberg
Frau Kommerzienrat Adolf Eisfeller
Frau Konsul Werner Esser
Frau Dr. Abr. Frowein
Frau Grete Feist
Frau Eduard Gebhard
Frau Klaus Gebhard
Frau Max Gebhard
Frau Grete Graf
Frau Auguste Grafe
Fräulein Margareth Hagedorn
Frau Beigeordnete Holz
Frau Kurt Isserstedt
Frau Geh. Kommerzienrat August Jung
Frau Geh. Kommerzienrat August Keetman
Frau Paul Kost
Fräulein Gerda Lucas
Frau Paula Maurer
Frau Dr. Merkel
Frau Paul Meyer
Fräulein Selma Möller
Frau Carl Neuhaus-Wichelhaus
Frau Alma Petersen
Frau Elisabeth Plauge
Frau Fritz Reimann
Fräulein Margarethe Reimann
Frau Anna Frieda Scheffner
Frau Dr. R. Schmidt
Fräulein Gerda Schniewind
Frau Julius Schniewind
Fräulein Lili Schniewind
Frau Willy Schniewind
Frau Hermann Seyd
Frau Gustav Seyd
Frau Adolf Simons

Digitized by Google

Frau A. E. Vogt
Frau Auguſt de Weerth
Fräulein Johanna de Weerth
Frau Margarete de Weerth
Frau Dr. Robert Wichelhaus
Frau Arthur Wolff
Frau Direktor Wollſtein

Ems, Bad (3)
Frau Dr. M. Koch
Frau Sanitätsrat Helma Reuter
Frau Franz Schmidt jun.

Erfurt
Frau Profeſſor Stange

Eſens, Oſtfriesland
Frau Dr. Dietrich Johannſen

Eſſen (Ruhr) (10)
Frau Kommerzienrat Anna Goldſchmidt
Frau Hedwig Haue
Fräulein A. Harbig
Frau Finanzrat Haux
Frau Sacha Haux
Frau Harrie Hirſchland
Frau Hanna Lechner
Frau Anna Metzendorf
Frau Luiſe Reuter geb. Schulz
Frau Eugen von Waldthauſen

Eßlingen, Neckar
Fräulein Paula Seitz
Frau Prof. Pfleiderer

Eupen (2)
Frau Arthur Peters
Fräulein Julie Tonnar

Euskirchen
Frau Joſef Lückerath

Schloß Feldkirch
Frau von Schönebeck

Frankenthal, Pfalz
Frau Senatspräſident Baum

Frankfurt a. M. (62)
Fräulein Clara Roger M. d. L. A.
Frau Paul Hirſch, M. d. e. V.
Frau Carl Andreae
Frau Pfarrer Baſſe
Frau Eva Borgnis
Frau Baronin von Bethmann
Fräulein Bienchen Braun
Frau Liſe Davidis
Frau Juſtizrat Dr. Alexander Dietz
Frau Karl Dietze
Frau Martha Dreyfus
Fräulein Marie Feiſenberger
Fräulein Olga Gaeſchen
Fräulein Johanna Ficus
Frau Dr. Goldſchmidt
Frau Goldſchmidt-Bacher
Fräulein Adrienne Halm
Fräulein Mathilde Heerdt
Frau Ferdinand Hirſch
Fräulein Theſy Humſer
Fräulein Marie Jäger-Mauskopf
Frau Direktor Kalb
Fräulein Marti Katzenellenbogen
Fräulein Maria Koch
Frau Auguſt Ladenburg
Frau Berthel Lindheimer
Frau Dr. Lübbecke
Fräulein Hanna Lüngen
Frau W. Merton
Frau Moritz von Metzler
Fräulein Adele Morel

Digitized by Google

Frau Lulu Müller
Frau Professor Neißer
Herr Dr. Max Niederlehner
Frau Johannes Noll
Frau Dr. Stefanie Oppenheim
Frau Emma Peltzer-Wilhelmi
Frau Dr. med. Karl Propping
Frau Senatspräsident Quincke
Frau Max vom Rath
Frau Dr. Elsa Richarz
Frau L. de Ridder
Frau Dr. Roediger
Frau Landrichter K. H. Roger
Frau Direktor Roger
Fräulein Betty Salomon
Fräulein Anna Schiele
Frau Clara Schiele
Frau Professor Schreyer
Frau Dr. Schwab
Fräulein Eva Sommer
Frau Dr. Steinkreutz
Frau Sanitätsrat Dr. Stern
Fräulein Gertrud Stern
Frau Prof. Trumpler
Frau Direktor A. Ullmann
Frau Artur von Weinberg
Frau M. Wendt
Fräulein Elsa Wertheim
Fräulein Marie Wertheimber-de Bary
Frau Geheimrat Hedwig Zeiß

Franfurt a. O.
Frau Elisabeth Lienau

Freiburg i. Breisgau (2)
Frau Carola Bassermann
Freiin von Wittenhorst-Sonsfeld

Friedrichshafen a. B.
Frau Direktor Colsmann

Gaienhofen a. B
Herr cand. phil. Karl Aretz

Gernsbach, Baden
Frau Felix Hoesch

Gießen
Frau Dr. Ploch

Godesberg (4)
Fräulein Johanna Cappell
Frau Oberstleutnant Hanna Krause
Frau Johanna Kutter
Fräulein Emmy Riemenschneider cand. phil.

Göttingen
Frau Geheimrat Prof. Hirsch

Groß-Marannen, Ostpr.
Frau von der Groeben, geb. von Carstanjen

Grünberg, Schlesien
Frau M. Junghann, geb. Haniel

Grünwiese, Ostpr.
Frau Gina von Simpson, geb. von Fabrice

Gummersbach
Frau Ingenieur Müller-Thiel

Hagen i. Westf. (15)
Frau Irma Graeve: M. d. e. V.
Frau Assessor von Basse
Frau Kurt Gerstein
Frau Ernst Bechem
Fräulein Gertrud Graeve

Digitized by Google

Fräulein Hedwig Graeve
Frau Emil Hoesch
Frau G. Ad. Kerchhoff
Frau Regierungsassessor Killing
Frau H. J. Köppern
Fräulein Grete Kuhbier
Frau Anna Lohmann
Fräulein Frieda Lohmann
Fräulein Lotte Scheurmann
Fräulein Carola Turnau

Halle a. S.
Frau Justizrat Köhler-Dieck, M. d. e. V.
Frau Amalie Köpper

Hamburg (26)
Herr Walther Barth
Frau Adolf Bartning
Frau Gerda Bertsch
Frau Ida Dehmel
Frau Geheimrat Flohr
Frau Carl Günther
Fräulein Olga Herschel
Frau Dr. Jaffé
Frau Gertrud Ketter
Frau Professor Keutgen
Frau Ida Maria Kling
Fräulein Emma von Meusbier
Frau Elsa Meurell
Frau Dr. Meyer-Wedell
Frau Prof. Milan-Doré
Frau Dr. Friedr. E. Mouths
Frau Emmy Neug
Frau Martha Rauert
Frau Käty Rodewaldt
Frau Direktor Rosenstiel
Fräulein Rosa Schapire
Frau Landger.-Dir. Schiefler
Frau Baurat Schrader
Frau Dr. Stubmann
Fräulein Tommy Wohlwill

Hamm i. Westf. (6)
Frau Christine Merkel, M. d. L. A.
Frau Architekt Bönninghaus
Frau Oberlandgerichtsrat Freymuth
Frau Oberlandgerichtsrat Grünebaum
Frau Dr. med. Loehnberg
Fräulein Trudel Merkel

Harburg a. E.
Fräulein Ida Eger

Heidelberg (6)
Frau Generalleutn. Marie Bendemann
Frau Dr. Deetjen
Frau Sanitätsrat Lange
Frau H. Merton
Frau Mathilde Reis
Frau Professor Dr. Weller

Heidendorf, Kr. Nimptsch
Frau Rittergutsbesitzer von Reisner

Hindenburg (Schles.)
Frau Generaldir. Kommerzienrat Hochgesand

Hirschhorn a. N.
Frau Lina Derscheidt

Hockenheim
Frau Lina Piazolo

Hof-Schwalbach, Taunus
Frl. Sophie Lindheimer

Holsterhausen b. Werden R.
Frau Professor Dr. Köhler

Digitized by Google

Homberg a. Niederrh. (4)
Frau Notar Kirfel
Frau Direktor Pützer
Frau Gustav Stock
Frau Dr. Siebs

Homburg v. d. Höhe (2)
Frau Dr. Miquel
Fräulein Helene Gergens

Horchheim b. Coblenz (2)
Fräulein Luise v. Davidson
Fräulein Irmgard Raffauf

Horchheim b. Worms
Fräulein Elisabeth Walter

Hügel, Rheinpr. (2)
Ihre Exzellenz Frau Geheimrat F. A. Krupp
Frau Krupp von Bohlen und Halbach

Iserlohn (2)
Frau Kom.-Rat Otto Auer
Frau Artur Springorum

Itzehoe
Frau Felicitas Koenig

Jülich, Rheinld.
Frau Maria Brügmann

Kaiserslautern i. Pfalz (5)
Frau Prof. Eduard Brill
Frau Marianne Kieffer
Fräulein Emma Merkel
Frau Lisbeth Münch
Fräulein Berta Reinhardt

Kaiserswerth
Frau Dr. Herbert Eulenberg, M. d. L. A.

Karlsruhe i. B. (10)
Frl. Johanna Bartning
Ihre Exzellenz Frau Minister Böhm
Frau Baurat Else Fuchs
Frau Geheimrat Lacher
Freiin von Marschall
Frau Reg.-Ass. Pfisterer
Frau Generaloberarzt Oertel
Frau Prof. Georg Schreyögg
Fräulein Agathe Thoma
Fräulein Anna Wacker, Hauptl.

Kassel
Frau Anna Merkel

Kilchberg b. Zürich
Frau Maria Steiger-Kirchhofer

Kirchen a. S. (2)
Frau Dr. Carl Sager
Frau Dr. Sonnenberg

Kirn a. W.
Fräulein Auguste Schneider

Klockow b. Friedland
Fräulein von Enckevort

Königsberg
Frau Generalleutnant Brodrück

Königswinter a. Rh.
Frau Dr. Ernst von Eyneen

Kreuznach
Frau Dr. Bartenstein

Lambrecht, Rheinpfalz
Fräulein Jula Obermaier

Landau, Pfalz
Frau P. Buch

Digitized by Google

Landeshut, Schl.
Frau Landrat Else Moritz

Langenberg (3)
Fräulein Leni Colsmann
Fräulein Thilde Colsmann
Frau Gottfried Conze jr.

Langerfeld,
Kr. Schwelm (2)
Frau Erna Neber
Frau Fritz Weddigen

Langerwehe b. Düren
Frau Irma Hasenclever,
M. d. e. V.
Frau Richard Schleicher

Leipzig (7)
Frau Prof. Dr. Georg
Witkowski, M. d. e.-V.
Frau Else Dürr
Frau Gertrud-Dumstrey-
Freytag
Frau Klära Kirstein
Frau Lucy Neugaß
Herr Geh. Hofrat Marter-
steig
Frau Elisabeth Wolff-
Merck

Leverkusen b. Mühl-
heim a. Rh.
Frau Geh. Reg.-Rat Prof.
Dr. Duisberg

Liegnitz, Schl.
Frau Irmgard von Thun

Lippstadt
Frau Anna Kisker

Livorno
Frau Emilie Holler

Lodz, Polen (5)
Frau Marta Schulz, M. d.
e. V.
Frau Margot Fuhrmann
Frau Theodor Hüffer
Frau Elfriede Schwartz-
schultz
Frau Dr. Wörnle

Ludwigshafen a. Rh.
Frau Elsbeth Wölfling

Mailand
Frau Mathilde Donner

Mainz (8)
Frau Geheimrat Anna
Bamberger
Fräulein Erna Benfay
Frau Dr. Robert Braden
Frau Landger.-Rat Eller
Frau Oberbürgermeister
Dr. Göttelmann
Frau Justizrat Dr. Lichter-
Northmann
Frau Isabella Metzke
Fräulein Alice Strauß

Mannheim (35)
Frau Julie Bassermann,
M. d. e. V.
Frau Kom.-Rat Bertha
Röchling, M. d. e. V.
Frau Dor Thorbeke, M. d.
e. V.
Frau Dr. Elisabeth Alt-
mann-Gottheiner
Fräulein Margarethe Bas-
sermann
Fräulein Luise Bender
Frau Alice Bensheimer
Frau Prof. Dr. René Bohn
Frau Fanny Boehringer
Frau Julia Boveri-Lindlay
Frau Direktor Otto Clemm
Frau Adolf Clemm-Bücklers

Digitized by Google

Frau Geh. Kom.-Rat Dr. Clemm
Frau Kom.-Rat Engelhorn
Frau Dr. Haas
Frau Gustav Hohenemser
Frau Otto Jörger
Frau Marta Karcher-Böninger
Fräulein Marie Kesselbach
Frau Geheimrat Carl Ladenburg
Frau Eduard Ladenburg
Frau Dr. Richard Ladenburg
Frau Rechtsanwalt A. Lindeck
Frau Hauptmann Linnarz-Stinnes
Frau Kom.-Rat Emil Mayer
Frau Hermann Mayer
Frau Dora Mohr
Frau Anna Platz
Frau Luise Rauch
Frau Helene Röchling
Frau von Roon
Frau Konsul Simon
Frau Kommerzienrat L. Stinnes
Frau Maria Trumpp-Stahl
Frau W. Vögele

Merseburg

Freifrau von Wilmowski, geb. Krupp

Merzig, Saar

Frau Präsident Haniel, M. d. e. V.

Mettlach (3)

Frau von Boch
Frau Luitwin von Boch
Frau Roger von Boch

Metz (2)

Frau Justizrat Dr. Grégoire
Frau Hauptmann Hethey

Mexico
(D. F. mexicana)

Frau Cornelie Iwersen

Michelstadt i. O.

Frau Mathilde Arzt

Minden i. W. (3)

Frau Reg.-Rat Moldehnke, M. d. e. V.
Frau Hauptmann Bunge
Frau Dr. C. Wolbrecht

Moers a. Niederrh. (2)

Frau Bürgermeister Dr. Eckert
Frau Dr. Winckler

Montjoie (2)

Fräulein Irma Scheibler
Herr Siegfried Scheibler

Müddersheim b. Düren

Frau Carl Bessenich

Mülheim a. Rh. (2)

Frau Kom.-Rat Charlier
Frau Gustav Martin

Mühlheim a. d. Ruhr

Frau M. Niebel, M. d. e. V.
Frau Ernst Coupienne
Frau Dr. Neumann
Frau Kommerzienrat Desy Stinnes
Frau Hugo Stinnes-Coupienne

München (12)

Fräulein Clara Baur
Frau Architekt Otto Baur
Frau Elsa Frankl

Digitized by Google

Frau Emmy Frommel
Frau O. Herschel
Fräulein Marie Laumen
Frau Prof. Oertel
Frau Else Papp
Frau Benno Rüttenauer
Frau Geh. Oberbaurat Schmick
Frau Liese Schmidtbonn
Frau Prof. Dr. Schoenwerth

Münster i. W.
Frau Justizrat Salzmann

Nagelshausen b. Konstanz
Frau Rittmeister Meyer-Wolde

Nauheim, Bad
Frau Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Groedel

Neustadt a. H.
Frau Justizrat Clundt
Frau Anna Daqué geb. Abresch
Frau Katharina Knoeckel
Frau Kom.-Rat Witter

Neuwied (4)
Frau Sanitätsrat Dr. Aron
Frau Apotheker Busch
Frau Hedwig Kleinberger
Frau Julius Remy

Niederlahnstein
Frau Marie Roby-Jansenius

Nordrach, Bad i. Schw.
Frau Dr. Schmidt

Nürnberg
Frau Konsul Clara Lambrecht
Frau Dr. Hedwig Neupert

Oberlahnstein (2)
Frau Bankier Lydia Herz-Lohöfer
Fräulein Ida Lessing

Offenbach a. M. (2)
Frau Kommerzienrat Adda Aßmann
Frau Krafft-Schramm

Ohligs
Frau Bankdir. Dansmann

Opladen b. Cöln
Frau Max Roemer

Oppenheim
Frau Oberbürgermeister Schmidt

Osnabrück (9)
Frau Major Barnstedt
Frau Frieda Brück
Frau Hermine Brück
Frau Sophie Krochmann
Frau Gertrud Oldermann
Frau Felix Schoeller sen.
Frau Felix Schoeller jr.
Frau Gerhard Schoeller
Frau Lothar Schoeller

Otjariva, S.-W.-Afrika
Frau Irmgard Gärtner

Paderborn
Freifrau von Lupin

Perleberg
Frau Marie von Hahn

Petersburg, Rußland
Frau Gösta Nobel

Pforzheim
Frau Amtmann Kohlmeier

Potsdam
Frau Gräfin von Soden

Digitized by Google

Prenzlau, Uckermark
Frau Geheimrat Dietrich

Pützchen, Kreis Bonn
Frau Berta Peipers

Rastenburg, Ostpreußen
Frau Oberstleutnant Snethlage

Remscheid (6)
Frau Heinrich Böker
Frau Hugo Felde
Frau Bernh. Hasenclever
Frau Karl Krumm
Frau Paul Mannesmann
Frau Dr. Oertgen

Rheydt (3)
Frau Dr. Koch
Frau Dr. Carl Meyer
Frau Niemöller

Rhöndorf
Frau Helene Klemme

Rockenhausen, Pfalz
Fräulein Mathilde Lotz

Rom, Italien
Herr Dr. Otto von Fleischl-Schwarzenbach

Saarbrücken u. St. Johann (14)
Frau Adolf Ehrhardt, M. d. e. V.
Frau Bankier Braun
Frau Erster Staatsanwalt Daniels
Frau Marie Deeß-Ott
Frau Anna Ehrhardt
Fräulein Alma Engel
Fräulein Elisabeth Engel
Fräulein Marie v. Gustedt
Frau Kom.-Rat Karcher
Frau Bankdirektor Lazard jr.
Frau Rechtsanwalt Dr. Leibl
Frau Chiara Röchling
Frau Regierungsbaumeister Student
Frau Kom.-Rat Generaldir. Weisdorff

Saarburg, Lothringen
Frau Rittmeister Auler

St. Moritz-Dorf, Engadin
Frau Adolf G. H. Angst

Schäßburg, Segesvar, Ungarn
Herr Rechtsanwalt Dr. Leicht

Domäne Schladen, a. Harz (2)
Frau Oberstleutnant von Wetzer
Fräul. Anna Schüddekopf

Schlebusch, b. Mühlheim, Rh.
Frau Aenne Merkel

Schwarzhof, Rittergut, Livland
Frau Baronin Alice von Brasch

Groß-Schwarzlosen, Altmark
Frau Dir. Aigmor Meyer

Sechtem, b. Coeln
Frau Pauline von Joest.

Siegen (7)
Fräulein Emilie Ax
Fräulein Elisabeth Gontermann
Frau Walter Gontermann

Digitized by Google

Frau Ludwig Koch
Frau Ernst Reichwald
Fräulein Melly Seyberth
Frau Frieda Spannagel

Sindlingen, b. Höchst
Fräulein Elli Jacobi

Sinn, Hessen-N.
Fräulein Maria Treupel

Sljetina, b. Sarajevo
Frau Forstverwalter Dr. Lotte Fröhlich

Soest
Frau Lisbeth Lücke

Solingen (2)
Frau Sophie Coppel
Frau Paul Kind

Stettin (3)
Frau Dr. Cläre Ackerknecht
Frau Oberlandesger.-Rat Dr. Hanau
Frau Margarete Kuck

Stolberg (3)
Frau Ida Brandt
Frau Hermine Prym
Frau Susanne Schippan

Stralsund
Frau Regierungsrat Dr. Banke

Straßburg, Elsaß
Frau Geheimrat Dr. Fehling
Frau Martin Schoeller
Frau Prof. Franz Schultz
Frau Stabsarzt Dr. Todt
Frau Elfriede Wiedemann

Stuttgart (9)
Frau Professor M. Elsaesser
Fräulein K. Eschweiler
Frau Sigrid Hofmann-Onégin
Frau Amtsrichter Jetter
Frau Dr. H. Kessel
Frau Elisabeth Lang
Frau Dr. phil. Gertrud Pfeilsticker
Frau Käte Schaller-Haerlin
Frau Medizinalrat Dr. Otto Schleicher

Groß-Strehlitz, Oberschl.
Frau Irmgard Praukel

Trier (7)
Frau Professor Hettner, M. d. e. V.
Freifrau Dolores von Brockdorff
Frau Oberbürgermeister von Bruchhausen
Frau Oberstleutn. Hartung
Frau Oberreg.-Rat Neff
Frau Kom.-Rat Wilhelm Rautenstrauch
Frau Oberförster Wenzel, geb. Hoesch

Troisdorf
Frau Ludwig Mannstaedt

Tübingen
Frau Prof. Scheel

Uerdingen (Niederrh.) (3)
Frau Rudolf Wedekind, M. d. e. V.
Frau Geheimrat Dr. E. ter Meer
Frau Dr. H. Müller

Vallendar, Rhld.
Frau Elisabeth Schäfer

Digitized by Google

Blotho, Westf. (3)
Frau Notar Abriani
Frau Paul Saatmann
Frau Paul Tintelnot

Bohwinkel, b. Elberfeld
Frau Hermann Wülfing

Wachenheim, Rheinpf.
Frau Hildegard Kuhn

Wadern, Kr. Trier
Frau Forstrat Schulz

Walburg, Schloß, Unterelsaß
Frau Richard Haniel, geb. v. Levetzow

Waldbroel b. Coeln
Frau Landrat Gerdes

Weilburg, Lahn
Frau Kom.-Rat Rudolf Herz

Weimar (3)
Frau Prof. Dr. C. Schüddekopf, M. d. e. V.
Frau Elisabeth Förster-Nietzsche
Frau Johanna Sehrwalt

Werbohl, Westf. (2)
Frau Constanze Colsmann
Frau Adolf Schlesinger

Westerburg
Frau Landrat Abicht

Wetter, Ruhr
Frau Hermann Harkort

Wetzlar
Frau Staatsarchivrat Else Richter

Wiesbaden (13)
Fräulein Thekla Rudorff, Schriftführerin
Frau Dr. Stempel, M. d. e. V.
Frau von Auer-Herrenkirchen
Frau Ernst Henkelt
Frau Otto Henckels
Frau Martha Heymons
Frau Elly Leykauff
Frau Freifrau von Marschall
Frau Linnie Rappolt-Fischer
Frau Geheimrat Rasch
Fräulein Ida Rudorff
Frau Justizrat Siebert
Frau Dr. Weise

Wilhelmshaven (2)
Frau Korvettenkapitän Stever
Frau Kapitänleutn. Wolff

Winsen a. d. Luhe
Frau Landrat Ecker

Woinowitz
Frau Anna von Banck

Worms (15)
Fräulein Anna Reinhart, M. d. e. V.
Frau Joh. Bockmann
Frau Kom.-Rat Doerr
Frau Ellen Enzinger
Frau Emanuel Gernsheim
Frau Dr. med. Fritz Gernsheim
Frau Sally Gernsheim
Frau Max Levy
Frau Lotta Losekamm
Frau Marie Matthäi

Digitized by Google

Frau Dr. Mäurer
Frau Paula Reinhart
Frau Toni Rücker
Frau Direktor Schaum
Fräulein Eliſabeth Valckenberg.

Zürich, Schweiz (12)

Frau Dr. Ernſt Schwarzenbach, M. d. e. V.
Frau Carola Eſcher-Prince
Frau Carl Fehr
Frau Marie Fick
Frau Koch-Jagenberg
Frau Prof. von Monakow
Frau Kurt Schäffer
Frau Dr. Cäſar Schoeller
Frau Prof. Sieveking
Frau Thereſe Thomann
Oberſt Ulrich
Frau Zuppinger-Eiſentraut

Stifter des Frauenbundes laut Satzung 5a.

Frau Linnie Rappolt-Fiſcher, Wiesbaden
Frau Ida Schoeller, Düren
Frau Leonhard Tietz, Cöln

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06454 2460

Digitized by Google

Digitized by Google